

und erschienen:

Geschichte für 9. Mädchen.
ung für junge Mädchen.
ut. Paulas Freundinnen

ge Frau. Erzählung.
zählung für 9. Mädchen.
g für junge Mädchen.

ng von „Die Rosen von

ts Erzählung „Goldelise“

geschichten.
ichichte.

Grazien. Eine lustige

lustige Geschichte.

ungung von E. Marlitts
e Mädchenwelt.

ung für junge Mädchen.
Erzählungen.

ung für junge Mädchen.
ndinnen. Erzählung für

für junge Mädchen.
ine Geschichte für junge

sgeschichte.

a. Erzählung.
Helma v. Rosen. Ein

Erzählung.
für junge Mädchen.

erlotte. Ein Jahr aus

nhaus. Erzählung.
e Mädchen.

junge Mädchen.
Mädchen.

zählung.

H. m. b. H., Berlin

Else Ury / Das Rosenhäusel

S. V. Nr. 32.

M. 12-16 J.



In derselben Ausstattung sind erschienen:

Emmy v. Rhoden, *Der Trogtopf*. Eine Pensionsgeschichte für ja. Mädchen.
 Elisabeth Halden, *Mamsell Übermut*. Erzählung für junge Mädchen.
 Elisabeth Halden, *Mamsell Übermut als Braut*. Paulas Freundinnen erzählt.

Elisabeth Halden, *Mamsell Übermut als junge Frau*. Erzählung.

Elisabeth Halden, *An des Lebens Pforte*. Erzählung für ja. Mädchen.

Elisabeth Halden, *Was Lehrjahre*. Erzählung für junge Mädchen.

Elisabeth Halden, *Die Rosen von Hagenow*.

Elisabeth Halden, *Familie Kigewitz*. Fortsetzung von „Die Rosen von Hagenow“. Erzählung für junge Mädchen.

Elisabeth Halden, *Goldschmieds Töchterlein*.

Auguste Wachler, *Goldelschen*. Nach E. Marlitts Erzählung „Goldelke“ für die weibliche Jugend bearbeitet.

Anna Schober, *Lotte und Käte*. Zwei Badfischgeschichten.

Lilli Fredrich, *Schön Suschen*. Eine lustige Geschichte.

Lilli Fredrich, *Schön Suschen und die beiden Grazien*. Eine lustige Geschichte.

Lilli Fredrich, *Schön Suschens Heirat*. Eine lustige Geschichte.

Marie Otto, *Heideprinzchen*. Mit teilw. Benutzung von E. Marlitts Erzählung „Heideprinzchen“, für die deutsche Mädchenwelt.

Martha Eitner, *Die blonde Baronin*. Erzählung für junge Mädchen.

Martha Eitner, *Im Mai des Lebens*. Drei Erzählungen.

Else Ury, *Kommerzienrats Ollp*. Eine Erzählung für junge Mädchen.

Marga Kaple, *Komtek Ruth und ihre Freundinnen*. Erzählung für erwachsene Mädchen.

M. v. Eschen, *Pension und Leben*. Erzählung für junge Mädchen.

Lilli Fredrich, *Tante Margots Testament*. Eine Geschichte für junge Mädchen, dem Leben nach erzählt.

Marga Kaple, *Majors Einzige*. Eine Pensionsgeschichte.

Marga Kaple, *Als Majors Einzige heimkam*. Erzählung.

Marga Kaple, *Die wunderfame Reise der Helma v. Rosen*. Ein Roman für junge Mädchen.

Marga Kaple, *Christa v. Blums Abenteuer*. Erzählung.

Toy Haess, *Freudvoll – Leidvoll*. Erzählung für junge Mädchen.

E. v. Winterfeld, *Warnow*. Bei Tante Charlotte. Ein Jahr aus dem Leben eines jungen Mädchens.

E. v. Winterfeld, *Warnow*, *Karola im Ulmenhaus*. Erzählung.

A. Baisch, *Bilde Stirner*. Ein Roman für junge Mädchen.

E. v. Baudissin, *Familie Boz*. Ein Roman für junge Mädchen.

E. Ury, *Das Rosenhäusel*. Erzählung für junge Mädchen.

Elisabeth Halden, *Das Schloss am Meer*. Erzählung.

Weidinger's Jugendschriften Verlag G. m. b. H., Berlin

Else Ury / Das Rosenhäusel



Elfe Ury

Das Rosenhäufel



Das Rosenhäusel

Das Rosenhäusel

Eine Erzählung aus dem Riesengebirge
für die reifere Jugend
von

Else Ury

Mit einer Heliogravüre und farbigem Umschlagtitel
von Kurt Lange

Meidinger's Jugendschriften Verlag ^{S. m.} Berlin

Copyright 1930
 by Meidinger's Jugendschriften Verlag G. m. b. H., Berlin
 Alle Rechte vorbehalten / Nachdruck verboten

Kapitelfolge.

	Seite
1. Kapitel: Bärbel	5
2. " Im Rosenhäusel	17
3. " Sommergäste	28
4. " Im Reich des Berggeistes	38
5. " Von der Volksschule zum Lyzeum	51
6. " In der dritten Klasse	59
7. " Weihnachten in den Bergen	64
8. " Eliseil!	71
9. " Freilichttheater	77
10. " Hochwasser	86
11. " Lawinentod	99
12. " Abschied	109
13. " Auf eigenen Füßen	116
14. " Schicksalswende	128
15. " In steinernen Mauern	138
16. " Ein aufgehender Stern	149
17. " Am Ziel	161
18. " Nachbarskinder	173
19. " Für die Heimat	178
20. " Keen im Süden	187
21. " Wo Habmichlieb und Englan blähn	192

1. Kapitel.

Bärbel.

Wo der Bergwald des Melzergrundes steil zur Höhe emporstettet, wo der Eulengrund ins Böhmerland hinüberführt, liegt im Talkessel zu Füßen der Schneekoppe das Gebirgsdorf Wolfshau. Als ob die Hand des Berggeistes Rübezahl willkürlich die Häuschen zwischen Matten und Waldungen über das Gelände ausgestreut habe, ist es in malerischer Unregelmäßigkeit eingebettet zwischen Bergtannen, Föhren und Lärchen. Keine Autohupe stört den Frieden des idyllischen Dörfchens, kaum Wagengeratter. Abseits von der großen Gebirgsstraße Krummhübel—Brückenberg träumt es unbewußt seiner Schönheit wie ein Kind, unberührt von dem fortschrittlichen Verkehr.

Ein munterer Bergbach stürzt sich über Felsgestein und Geröll in den samtgünen Grund, windet sich zwischen Wiesen und Waldungen durch das Dörfchen. Da, wo der Bach das Birkengehölz umschlingelt, liegt ein bescheidenes Häuslein. Vier Stuben und die Küche im Erdgeschoß, ein Mansardenstäbchen, ein paar Dachkammern, Hegen- und Hühnerstall, das ist alles. Ein Dorfhäuschen wie alle andern. Und doch hat es etwas Besonderes, das kleine Haus. Das „Rosenhäusl“ heißt es. Feuerrote Rankrosen umklettern es zur Sommerzeit bis hinauf zu dem braunen Schindeldach — eine wahre Pracht. Auch in dem Gärtchen vor dem Hause blüht es während des ganzen Sommers in üppiger Fülle, Rosen über Rosen. Mutter Kleinert hat eine glückliche Hand. Jeder Steckling, den sie setzt, schlägt Wurzel und gedeiht.

Jetzt war es noch kahl, das Gärtchen. Der Rasen war noch feucht vom kaum geschmolzenen Schnee. Die Rosenbäumchen schliefen noch in schützenden Hüllen ihren Winterschlaf. Und doch war der Frühling schon vom Hirschberger Tal bis nach Wolfshau hinaufgewandert. Bärbel spürte ihn mit jedem Atemzug. Wie weich und lind die Luft heute ging. Und dabei der herbe Erdduft, der neues Keimen, neues Werden kündete. Mit kräftigen Armen warf das etwa dreizehnjährige Mädchen die Erdschollen auf. Das Gartenbeet war bereits umgegraben. Fruchtbare Muttererde vom Komposthaufen hatte Bärbel aufgeschüttet. Nun kamen die Rabatten, die den schmalen Weg säumten, heran. Aufatmend richtete sich Bärbel empor. Frühlingswind spielte in ihrem dunklen Haar.

Wie warm die Sonne heute schien, bis in das Herz hinein leuchtete sie. Die Lippen des Mädchens taten sich auseinander, sie tranken das würzige Wehen. Während die fleißigen Hände wieder zum Spaten griffen, strömte all das Frühlingsglück, das Bärbel erfüllte, in einem Lied aus:

„Wenn's Mailüftl wehet,
Bergeht auf den Bergen der Schnee,
Dann heben die Blauweilchen
Die Köpflein in die Höh.“

Wie Verchenschlag so hell und rein klang die junge Stimme. Drüben an einem Nachbarhaus öffnete sich ein Fenster. Schuster Hensel spitzte die Ohren. Aha, die Kleinert Bärbel! So wie die sang keine andere.

Inzwischen hatte Bärbel eine Entdeckung gemacht. Die Blauweilchen blühten ja alleweil schon. Dort im geschützten Mauerwinkel schimmerte es blau aus bräunlichem Erddreich und — „Großmutter, die Weilchen tun halt blühn!“ — Jubelnd eilte Bärbel mit den ersten Lenzboten ins Haus.

In der Küche am warmen Herd saß die Großmutter und schälte Kartoffeln. Aus dem schwarzgehäkelten Kopftüchlein, das sie ständig trug, schaute ihr runzliges Gesicht freundlich der Enkelin entgegen.

„Nu, es wird noch Zeit, Mädle, tu ich meinen, daß der Frühling zu uns in die Berge 'nauffindet. Lang genug hat er halt uff sich warten lassen.“

„Drunten in Hirschberg, spricht der Dpiß Hermännel, da sind die Sträucher schon grün und die Kastanien haben schon Knospen“, berichtete Bärbel eifrig weiter, die Kaze krauend, die wie die Großmutter ihren Stammpfatz am Herd hatte.

„Nu so so, nee nee, der Herr Riebezah, der tut halt hier oben im Gebirge nâ 'nausfinden aus seinen Schnäbellen“, kopfnickte die Alte.

„Auf der Koppe hat's noch viel Schnee, Großmutter und — —“

„Bärbel, mach zu, kumm ooch, Mädle!“ erklang die Stimme der am Waschfaß stehenden Mutter dazwischen. „Die Hemden vom Vatel müssen haufen uff de Leine, daß die Sonne sie noch trocknen tut. Der Vatel geht morgen frieh ins Gebirge. Da muß er halt frisches Zeug mitnehmen.“

„Gäh't schon wieder los mit a Urbeet uff a Kamm?“ erkundigte sich die Großmutter, während Bärbel im Verein mit der achtfährigen Friedel das Wäschekörbchen auf die Wiese hinaustrug.

„Nu freilich“, nickte Frau Kleinert. „Der Hofsweg zur Prinz-Heinrichs-Baude 'nauf muß halt wieder ausgebessert werden.“

„Da kummt er erscht zum Sonntag wieder heeme, der Karle?“ erkundigte sich die alte Frau, die Kartoffeln ans Feuer setzend.

„Nu“, war die zustimmende Antwort. „Da hat man schon im Winter mäht von seinem Manne als in a Summer. Wenn und er gäht im Winter mit a Hörnerschlitten uff a Bauden, da tut er doch jaden Tag heemekommen. Jetzt hat man ihn halt nur noch an a Sonntag.“

„Er ist halt gar zu fleißig, der Karle“, nickte die Großmutter.

„Nu, wenn und wir wollen weiterkommen, da heißt's halt arbeiten, und noch amal arbeiten.“ Damit rubbelte ihre Tochter auf den Wäschestücken herum.

Bärbel hatte indes geschickt die Flanellhemden des Vaters auf die Leine gebracht. Friedel hatte sich zum Fädel gestellt, der,

dreijährig und pausbackig, mit Mohrle, dem kleinen schwarzen Hunde, im Sonnenschein herumgegelte. Bärbel nahm den Kleinen vorsorglich aus dem feuchten Gras auf, ließ das jauchzende Brüderchen durch die Luft fliegen und setzte es dann in das vom Vater eigenhändig zusammengebaute Wägelchen. Das aber nahm Frißel übel. Das Jauchzen verwandelte sich in empörtes Geheul. Mohrle begann in das Konzert bellend einzustimmen. Er fühlte sich als Kinderfrau des Kleinen für ihn verantwortlich.

„Bschsch, Frißel, nu sei auch gutt un brüll auch nicht mehr“, versuchte Bärbel den Schreihals zu beruhigen. „Du, der Herr Riebezahl tut dich hören“, — das war die letzte Zuflucht, wenn ein Kind unartig war. Und wirklich — Frißel hörte mitten im schönsten Heulen auf und sah mit ängstlichen Blauaugen zur Schneekoppe hinauf. Denn da wohnte der Herr Riebezahl, so hatte die Großmutter den Kindern erzählt.

Die Wiese hinter dem Hause fiel zur Lomnig, den Wolfshau durchfließenden Gebirgsbach, ab. Über das kleine Brücklein, das hinüber zum Birkenwalde führte, kam hochbeladen eine Reisigkarre. Dahinter tauchte Karls Flachskopf auf. Der Elfjährige, der wie sein Vater hieß, ahnte, daß die Kartoffeln gar waren. Sein gesunder, stets hungriger Jungenmagen hieß ihn sich zur rechten Zeit einstellen. Bärbel half dem jüngeren Bruder die Karre über die Wiese hinaufziehen und das Reisigholz in den Schuppen schichten. Die Kinder waren von kleinauf gewöhnt, mit Hand anzulegen und sich, ihren Kräften entsprechend, nützlich in Haus und Garten zu machen.

Das einfache Mittagessen vereinigte die Kleinertzsche Familie um den sauber geschauerten Holztisch. Mohrle saß mit wohl-erzogenem Schwanzwedeln daneben. Er wußte, erst wenn der Hausherr aufgegessen, bekam er sein Teil.

Vater Kleinert war ein schwächlicher, aber sehniger Mann, dunkelhaarig und dunkeläugig. Sein Großvater war von jenseits des Gebirges, aus dem Böhmerland herübergelommen. Außer seinem brünetten Aussehen hatte Vater Kleinert auch die Liebe zur Musik von seinem böhmischen Vorfahr geerbt.

Bärbel war das Ebenbild des Vaters. Unter den kräftigen blondhaarigen Geschwistern wirkte sie mit ihren schlanken Gliedern, den dunkelbraunen Zöpfen und dem bräunlichen Hautton ganz fremdartig. In seltsamem Gegensatz zu dem dunklen Haar strahlten ihre leuchtendblauen Augen, das Erbteil von der Mutter. Auch die musikalische Begabung hatte Bärbel vom Vater. Kein Wunder, daß die beiden mit besonderer Liebe aneinanderhingen.

„Vatel, warum mußte denn wieder die ganze Woche lieber ins Gebirge 'nauf? Bleib' auch da, es hat doch hier unten auch Arbeit genug“, bat Bärbel, den Kopf an des Vaters Schulter lehnend.

„Was du nå alles weest, Mädel. Schwäre Urbeet hat's ja oben in a Bergen, aber ooch besseren Verdienst.“

„Nu nå, Karle, alles was rechte is, aber du bist ooch gar zu fähre uff's Verdienen“, meinte die Großmutter.

„Kindersch, wohär soll das Pferdcl denn kummen? Ein Pferdcl missen mer haben. Da spart man nu schon das dritte Jahr druf. Aber so a Pferdcl is teier. Der Winter war schlecht. Der Schnee kam halt zu späte dies Jahr, wenn die Wintergäste schon furt waren. Und was meint ihr? Tagaus, tagein den schwären Hörnerschlitten selber zu a Kamn 'aufziehen und denn nå amal abwärts immer eene Fuhre, nee, Kindersch, das is keen Vergnügen nich. Ja, wenn und mer haben erst unser Pferdcl, da tut man gleich von unten in Krummhiebel oder Brückenberg den Fahrgast ufladen. 'nauf und 'munter, da gib't's halt doppelte Lare. Das tut schon andersch schaffen.“

„Nu je, Karle, du wirst schon wissen, was du tust“, warf seine Frau dazwischen, die Zeller abräumend.

„Und denn kaim man ooch balde dran denken, ufs Häusel abzuzahlen“, spann der Vater seine Zukunftsträume weiter. „Bis die Kinder groß sein, ham mersch am Ende geschafft und's Rosenhäusel is unser.“

„Unser Rosenhäusel tut uns doch schon jetzt gehören, Vatel“, verwunderte sich die Bärbel.

„Nu nå, Kind, nu nå! Wird uns ofte schwer genug, die Pacht zum erschten ufzubringen. Aber wenn wir und wir schaffen's, daß

unser Rosenhäufel uns geheeren tut, denn habt ihr Kinder och amal 'n Daheeme."

"Und das schönste im ganzen Dorf!" rief Bärbel mit leuchtenden Augen dazwischen.

"Mußt halt den Herrn Riebezahl bitten, Batel, daß er dir einen Stein in Gold verwandeln tut", riet der Sohn, der noch den Kopf voller Rubezahlmärchen hatte.

"Nu, Karle, das wär' su was. Das kennt ich mir loben. Ich tu auf einen Stein am Weg herumhämmern, und denn ist's halt blankes Gold. Nu ná, Jungele, so freigiebig ist der Herr Riebezahl nimmermähr. Der hilft halt nur dem Fleißigen", lachte der Vater.

"Ich werde diesen Sommer fleißig Pilze, Himbeeren und Preiselbeeren sammeln, Batel. Die Fremden kaufen sie gerne. Und die Rucksäcke können der Karle und ich den Touristen auch in die Berge 'nauffschleppen und auf den Tennisplätzen die Bälle aufklauben", überlegte Bärbel. "Paß auf, Batel, wenn wir im Sommer gutt vermieten, dann können wir am Ende schon zum nächsten Winter das Pferdchen anschaffen. Dann brauchst du nicht mehr selber den schweren Hörnerschlitten ins Gebirge 'naufzuziehen."

"Du bist halt meine gutte Tochter", sagte der Vater und ließ einen Augenblick liebevoll die schwielige Hand auf Bärbels dunklem Scheitel liegen. Für mehr Zärtlichkeit war man nicht im Rosenhäufel.

"Batel, tuste die Zither mitnehmen?" fragte Bärbel erschreckt, als der Vater seine Zither in ein großes, rotbedrucktes Taschentuch einschlug.

"Nu jo jo, sie wullen halt immer gerne abends in a Schußhütte a Liedel heeren, die Kameraden. Uff a Sonntag spielen und singen wir beeden dann, Bärbele. Wir holen's schon nach, Kind."

"Nimm och ruhig die Musike mit, Batel", meinte die ab und zu gehende Mutter. "Wenn und das Mädle hat die Zither alleene für sich, nachhär vergißt sie dir halt alles andere drierer."

"Ich tu schon meine Arbeit machen, Mutter. Da muß ich halt zum Dpitz Hermännel gehn, wenn der Vater die Zither mitnehmen tut. Der Hermännel erlaubt, daß ich mir auf seinem Klavier die Melodien zusammensuche."

"Und was sagt sein Batel dazu?" fragte die Mutter. "Dem Herrn Löhreer wird's ná rechte sein, wenn du ihm uff seinem Klavier rumhämmern tust."

"Der Herr Lehrer hat neulich gesprochen, es wär' halt schade um meine musikalische Begabung und er würde mir gerne Unterricht im Klavierspielen geben wie dem Hermännel. Der Hermännel hat mir's wieder erzählt."

"Da hat der Hermännel halt seinen Spick mit dir gemacht, Mädle. Der wullt' dich zum besten haben. Du und Klavierspielen! Wäh och und gib der Ziege frisches Futter und dann spiel die Wäsche unten an a Bache. Das paßt besser fier dich, Mädle."

"Der Hermännel hält mich nicht zum besten", behauptete Bärbel, lebhaft den dunklen Kopf schüttelnd. Dann aber kam sie sogleich den Anordnungen der Mutter nach. In der Stubentür drehte sie sich noch einmal zurück: "Batel, der Herr Lehrer hat heute in der Schule gesagt, er möchte dich halt mal sprechen. In den nächsten Tagen, meinte er — — —"

"Nu, da spring och amal ins Schulhaus mit ran, Bärbele, und sag halt, daß ich jetzt Arbeit in a Bergen habe. Gewiß will er was zurechtgemacht haben, der Herr Löhreer. Oder gar eenen Stuhlfig nei geflochten. Am Sonntag will ich's ihm gerne richten." Vater Kleinert war ein Tausendkünstler. Er verstand alles. Quirle und Holzlöffel aus weißem Hornholz zu schnitzen, Stühle und Körbe zu flechten, entzweigegangenen Hausrat wieder brauchbar zu machen. Nicht nur die Nachbarn aus Wolfshau, auch aus Krummhübel und Brückenberg kamen die Leute mit ihren Anliegen zu ihm.

Bärbel gab der Ziege Futter, die ein dankbares „Mä—ä—äh" hören ließ. Dann ging es trap — trap mit dem Wäschezuber zum Bach hinunter.

Ujeh — das Wasser war arg kalt. Das war noch Schneewasser, was vom Gebirge herunterkam. Tapfer spülte Bärbel die Wäschestücke in dem über große Felssteine dahersprudelnden Bach. Krebsrot wurden ihre Hände.

„Bist fleißig, Bärbel?“ fragte es da vom andern Ufer.

Erfreut blickte Bärbel auf. Drüben unter den noch kahlen Birken stand der Lehrersohn Hermännel, ihr Freund. Hochaufgeschossen für seine sechzehn Jahre, die bunte Gymnastienmütze auf dem blonden Schädel.

„Heut' ist's schön, Hermännel, gelt ja?“ Bärbel ließ einen Augenblick die Arbeit ruhn und blickte in das feine Birkengeäst, das zart silberig gegen den violettblauen Gebirgskamm stand. „Warste spazieren?“

„Ich hab' dem Förster-Magel die Schulaufgaben vom Vater gebracht. Er fehlt schon in der dritten Woche. Der arme Kerl hat Gelenkrheumatismus.“

„Hat meine Großmutter auch.“ Damit schwenkte Bärbel auf neue die Handtücher in dem schäumenden Gebirgsbach.

„Geh, Bärbel, deine Großmutter hat doch nicht Gelenkrheumatismus“, lachte sie der Junge aus.

„Nu freilich“, rief Bärbel bekräftigend. „Sie hat's halt arg in den Gelenken, besonders im Knie. Die Mutter kocht dreierlei Kräutertee für sie, der soll dagegen gutt tun.“

„Deine Großmutter hat rheumatische Schmerzen, Bärbel. Gelenkrheumatismus ist etwas anderes. Das ist eine böse Krankheit mit Fieber. Und das Herz wird dabei auch oft angegriffen“, belehrte sie der um mehrere Jahre Ältere.

„Du sprichst halt so klug, als wenn du ein richtiger Doktor wärst, Hermännel.“ Bärbel blickte mit aufrichtiger Bewunderung zu dem Freund auf.

„Will ja auch mal einer werden“, meinte er, steckte die Hände in die Jopentaschen und begann zu pfeifen. Denn sein künftiges Studium war ein heißes Thema. Der Vater wünschte, er solle Lehrer werden wie er selber. Aber des Sohnes Sinn ging andere Wege. Der Hermann hatte mehr Interesse für den menschlichen

Körper als für den Geist. Knochenbrüche wieder einzurenken, Wunden und Krankheiten zu heilen, erschien dem Jungen bei weitem erstrebenswerter.

Bärbel hatte ihr letztes Wäschestück ausgewrungen. Sie begann mit dem schweren Wäschezuber die Wiese bergaufzuklettern. Mit ein paar Sägen war Hermann über die Brücke und neben ihr.

„Gib her, Bärbel, das ist zu schwer für dich“, sagte er und wollte ihr die Last abnehmen.

„Aber nee, Hermännel, nee, laß auch! Was denken die Leute, wenn ein Unterprimaner mit dem Wäschezuber geht!“ Bärbel hatte ungeheure Ehrfurcht vor der bunten Gymnastienmütze.

„Laß sie denken, was sie wollen“, lachte der Freund, „mir geht davon nichts ab.“ Ein Kampf entstand um den Spülzuber.

Bärbel hatte trotz ihrer schlanken Glieder Kraft in den Armen. Lachend zog einer hüben, einer drüben — o weh — Bärbels Lachen verstummte. Da lag die sauber gespülte Wäsche auf der Erde.

„Wie ungeschickt von mir, Bärbel“, Hermann machte ein schuldbehaftetes Gesicht.

„Das war sicher wieder der Herr Niebezahl“, rief eine Jungenstimme dazwischen, „der hat euch halt den Pöffen gespielt.“

Karl und Mohrle hatten sich zu dem Schauspiel eingefunden. Mit mißbilligendem Gebell umkreiste der Hund die Wäsche.

„Bschsch, Hundel, nu sei auch ruhig, Mohrle“, beschwichtigte Bärbel den aufgeregten Köter, ihre schmutzig gewordene Wäsche wieder einsammelnd. Es tat nicht not, daß die Mutter erst aufmerksam wurde. „Hermännel, mach nicht solch ein Armsündergesicht. Im Bach hat's Wasser genug. Der Schaden ist schnell kuriert“, tröstete Bärbel und machte sich unverdrossen noch einmal ans Werk. Die Jungen übernahmen das Geschäft des Auswringens. Auch der Gymnasiast half. Im Nu war die Wäsche wieder blütenweiß. Diesmal wurde sie fein behutsam droben im Rosenhäusel abgeliefert.

„Wart auch, Hermännel, ich komm mit dir mitte“, sagte Bärbel an der Haustür, als der Freund sich verabschieden wollte. „Ich soll dem Herrn Lehrer eine Bestellung machen vom Batel.“ Sie

sprach immer, auch dem Sohn gegenüber, vom Herrn Lehrer. „Dein Vater“ zu sagen, wäre ihr unehrerbietig erschienen.

„Bärbel, wie heißt's?“ fragte Hermann augenzwinkernd.

Fragend sahen ihn die tiefblauen Kinderaugen an.

„Mitte — würdest du das auch in einem Aufsatze schreiben?“ neckte er. „Ich komm mit dir mit, heißt es in gutem Deutsch.“

„Ich bin doch nu halt a Schläsler-Mädel“, lachte Bärbel und gab sich Mühe, ganz besonders schlesisch zu sprechen, denn Hermann versuchte stets, ihr den Gebirgsdialekt abzugewöhnen.

„Muttel, ich spring jetzt zum Herrn Lehrer 'nüber“, meldete Bärbel zur Küche hinein.

„Bring och noch a Pfund durchwachsenen Speck vom Schlächter mitte, Mädel, daß der Batel die Woche ieber was zu seinen Schnitten zu essen hat“, rief die Mutter zurück.

„Mitte“ — der schlesische Ausdruck, den sie selbst vorhin gebraucht hatte, fiel ihr jetzt bei der Mutter auf. Sie mußte dem Hermann dankbar dafür sein, daß er ihr besseres Deutsch beibrachte.

Einträchtig zogen die beiden zum Schulhaus nach Krummhübel hinauf, wo auch die Wolfshauer Jugend zur Schule ging. Eine Viertelstunde hatte man noch gut bis dahin. Trotzdem betrachteten sich Hermann und Bärbel als Nachbarkinder. Allzu viel Häuslein standen nicht mehr dazwischen. Mohrle war mit langen Säßen den beiden voran. Er ließ keine Gelegenheit unbenußt, sich Bewegung zu machen. Herausfordernd bellte er die in den kleinen Vorgärten friedlich herumspickenden Hühner an.

„Hermännel — die Störche! Die ersten Störche sind wieder da! Die bringen Glück!“ rief Bärbel, erfreut in die Luft weisend.

Hermann blieb stehen und beobachtete die großen weißen Vögel hoch über der Kirchturnzwiebel.

„Die können es noch besser als der Zeppelin. Was sollen sie dir denn für Glück bringen, Bärbel?“ erkundigte er sich.

„Daß der Batel bald das Pferdchen kaufen kann, und daß hernach das Rosenhäusl unser wird“, erwiderte das Mädchen, ohne sich zu besinnen. „Und du, Hermännel? Was brauchst du für ein Glück?“

„Medizin möchte ich studieren. Aber der Vater hat kein Geld dazu. Und wenn ich Lehrer werde, meint er, könnte er mir leichter ein Stipendium auswirken.“

„Et—pen—dium? Was ist das?“ fragte Bärbel, jede Silbe einzeln wiederholend.

„Das ist eine Unterstützung für Studenten. Studiengelder, die besonders Begabten von der Universität bewilligt werden“, erklärte ihr der Junge.

„Dann mußt du sie kriegen, Hermännel!“ sagte Bärbel voller Überzeugung. Für sie war der Dpitz Hermann der begabteste von allen Jungen.

Das Krummhübler Schulhaus war ein schmales, neues Gebäude. Daneben lag die Dienstwohnung des Lehrers. Weiße Gardinen und blühende Blumenstöcke an den Fenstern zeigten schon dem Vorübergehenden, daß da drin das Behagen zu Hause war. Dieser Eindruck verstärkte sich, wenn man eintrat. Bescheiden, aber geschmackvoll war die Wohnung. Hermanns Mutter war eine feinsinnige Frau, die viel Schönheitsgefühl hatte. Eine Vase mit Lammenzweigen auf dem Tisch, einige recht nette, selbstgemalte Gebirgsbilder an der Wand — Bärbel empfand jedesmal ein feiertägliches Gefühl wie in der Kirche, wenn sie die Dpitzsche Wohnung betrat.

Der Herr Lehrer saß am Klavier. Das bedeutete für ihn die Erholungsstunde. Bärbel machte ihre Bestellung vom Batel, daß er die Woche über droben im Gebirge arbeitete. Wenn der Herr Lehrer irgend etwas zu richten habe, möchte er doch heute noch kommen, oder sich bis zum Sonntag gedulden.

„Ja, zu richten hätt' ich schon was, Kind“, meinte der Lehrer. „Schön, Bärbel, da will ich gleich mit dir mitkommen. Aber erst kommst du mit noch den Pfingstchoral singen.“ Er begann das Vorspiel zu dem Choral „O heiliger Geist“ auf dem Klavier anzuschlagen.

Mit glöckenheller Stimme fiel Bärbel ein. Rein und voll erklang die fromme Weise. Frau Dpitz ließ des Sohnes Strümpfe, die sie stopfte, sinken und lauschte voll Andacht. Hermann, der nach

oben in sein Stübchen gegangen war, schlich sich auf den Zehenspitzen herzu. Postausend, konnte die Bärbel singen! Klangvoll, weich und innig zogen die Töne durch das Lehrerhaus.

Der Lehrer ließ die Hände auf den Tasten noch eine Weile ruhen, nachdem er den Schlußakkord angeschlagen. Es war, als ob keiner die Weihe durch ein Wort verschrecken wollte.

„Ja, Kind, also es bleibt dabei“, unterbrach der Lehrer schließlich die Stille. „Du singst das Solo zum Festgottesdienst. Wir machen noch eine Orgelprobe vor Pfingsten.“

„Was wird aber die Liebig Marthel dazu sagen?“ Halb erfreut, halb erschreckt blickte Bärbel den Lehrer an. „Sie ist älter als ich.“ Bis jetzt hatte die Tochter des reichen Maurermeisters, der gar viele Landhäuser in Krummhübel gebaut hatte, den Sologesang in der Kirche gehabt.

„Laß sie sagen, was sie will. Halt ärgern wird sie sich, das gönne ich der aufgeblasenen Gans!“ meinte Hermann mit Gemütsruhe.

„Deine Stimme klingt voller als die von der Martha Liebig, Bärbel“, entschied der Lehrer. „So, und nun werde ich dich zu deinem Vater begleiten.“ Er schloß den Klavierdeckel.

Bärbel zögerte. Bittend sah sie zu Hermann hinüber. Der verstand seine kleine Freundin ohne Worte.

„Die Bärbel möchte sicher noch ein bißel klumpen; gelt, ich hab's getroffen?“ lachte er, als das Mädchen freudig bejahend nickte. „Wart“, Bärbel, ich bring dir wieder eine neue Tonleiter bei.“ Er begann ihr die H-dur-Tonleiter vorzuspielen.

„Ist recht, Bärbel, da gehe ich voran“, meinte der Lehrer einverstanden und griff nach Lederjoppe, Hut und Stock.

Eifrig bemühte sich Bärbel, den Anweisungen Hermanns nachzukommen und die Tonleiter richtig und geläufig zu spielen. Ihre derben, roten Hände, die gewöhnt waren zu scheuern und Gartenarbeit zu machen, vermochten nur schwer ihrem musikalischen Gehör zu folgen. Aber schließlich hatte sie's doch in den Fingern. Und zur Belohnung gab's von der guten Frau Dpiß noch einen prächtigen Winterapfel, einen der letzten. Der Hermann aber hatte eine noch

bessere Belohnung für die Bärbel. Der ließ ihr wieder eins seiner Bücher. In der einen Hand Uhlands Gedichte, in der andern den verhängigen Apfel, lief Bärbel nun eiligst die Krummhübler Dorfstraße zum Schlächter hinab.

Sie ahnte nicht, daß dertweil im Rosenhäusel über ihre Zukunft verhandelt wurde.

2. Kapitel.

Im Rosenhäusel.

Vater Kleinert umstrickte einen alten, irdenen Topf, der einen Sprung bekommen, mit Drahtgeflecht, um ihn wieder brauchbar zu machen. Er saß in der Küche neben der Strümpfe strickenden Großmutter und der die Wäsche ihres Mannes bügelnden Frau. Karl und Friedel machten am Küchentisch Schularbeiten. Fritzel spielte auf dem Fußboden mit der Kasse. Die Küche war der Hauptaufenthalt der Dorfbewohner. Dort war es warm. Die Stube wurde nur ausnahmsweise geheizt. Brennholz war teuer, obgleich der Wald einem beinahe in die Fenster hineinwuchs. Und das Reifig, das die Dorfkinder mit Berechtigungscheinen auflesen durften, flog zum Schornstein hinaus und gab keine Wärme. Trotzdem man schon den vierten Mai schrieb, war es in dem Gebirgsdorf nach Sonnenuntergang noch empfindlich kalt.

Vater Kleinert pfiff sich eins bei der Arbeit. Das Kottknechtchen im Bauer am Fenster flötete dazu die Begleitung. Flügellahn hatten es die Kinder als junges Vögelchen im Garten gefunden. Es war wohl aus dem Nest gefallen. Nun führte es in dem vom Vater selbst geflochtenen Bauer ein ganz vergnügtes Dasein. Nur mit der grauen Niese stand es auf Kriegsfuß.

Fritzel jauchzte über die Sprünge der Kasse, der Vater pfiff, das

Vögelchen stötete — der Lehrer Dpiß mußte zweimal an die Rücken klopfen, ehe man da drin sein Pochen vernahm.

„Ach, der Herr Lährer — ist mir a Ehre, ist mir halt a große Ehre —.“ Vater Kleinert erhob sich von seinem Holzschemel.

Frau Kleinert wischte sich ihre Hand, trotzdem sie ganz sauber war, erst an der Blandruckschürze ab, ehe sie dieselbe dem Eintretenden reichte. Die Großmutter blickte erfreut von ihrem Strickstrumpf auf. Besuch war eine angenehme Abwechslung in der Eintönigkeit der Tage. Karl sah weniger erfreut dem Besuch des Lehrers entgegen. Während die jüngere Friedel verlegen knickte, überflog er sein ganzes Sündenregister. Irgend etwas hatte er immer auf dem Kerbholz, der Karl. Ein reines Gewissen hatte er nie.

Als der Lehrer sich jetzt zum Vater wandte: „Kann ich Sie wohl mal ein paar Minuten allein sprechen, Herr Kleinert?“ da war es für den Jungen Gewißheit — sicher die Laubengeschichte. Mit Knallerbsen hatten die Schlingel nach des Lehrers Lauben geschossen. Oder sollte die Karnickeljagd, die sie neulich mit des Nachbarn Karnickeln veranstaltet hatten, etwa der Grund zu dem ungewöhnlichen Besuch sein? Es war nicht herausgekommen, daß er es gewesen, der den Karnickelstall geöffnet hatte, aber — für alle Fälle gab Karl doch lieber Bersengeld, während der Herr Lehrer dem Vater in die Stube folgte.

„A bissel kalt ist's schon hier, Herr Lährer“, sagte Vater Kleinert, sich die Hände reibend. „Nu nähmen Se och Plaz, nu setzen Se sich och.“ Er bot seinem Gast einen Plaz auf dem buntgeblümten Kattunsofa. „Womit kann ich dienen — ist wull halt wieder amal was in Ordnung zu bringen, gelt?“

„Ja, in Ordnung bringen möchte ich ganz gern etwas“, stimmte der Lehrer lächelnd zu, Stock und Hut ablegend. „Aber diesmal handelt es sich nicht um meine Sachen, sondern um etwas, was Ihnen gehört, Herr Kleinert. Ich komme wegen Ihrer Tochter, der Bärbel.“

„Wegen der Bärbel — wegen mein Bärbele?“ verwunderte sich Vater Kleinert. „Das Mädle ist guet, das Mädle ist brav und

fleißig — — —“, er schüttelte verständnislos den Kopf. Was konnte der Herr Lehrer nur gegen sein Bärbele vorbringen?

„Freilich ist sie fleißig, die Bärbel“, bestätigte der Lehrer. „Sie ist meine fleißigste und begabteste Schülerin. Und darum eben will ich mit Ihnen sprechen. Ich möchte der Bärbel eine Freistelle im Lächerlyzeum verschaffen. Es ist schade um ihre gute Veranlagung. Sie kann mehr lernen als unser Volksschulplan umfaßt. Bei ihrer Begabung und ihrem Interesse für die Bücher wird es ihr sicher nicht schwer werden, mal ihr Lehrerinegamen zu machen. Nur Musiklehrerin wäre sie ganz besonders geeignet. Aber das hat ja noch gute Wege. Die Hauptsache, sie lernt erst was Rechtes. Nun, Herr Kleinert, was meinen Sie dazu?“

Vater Kleinert meinte fürs erste gar nichts. Der saß ganz still und passte dicke Rauchwolken aus seiner Rübezahlpfeife. In Gedanken wiederholte er noch einmal die Worte des Lehrers. Sein Bärbel war brav und fleißig, sie war begabt fürs Lernen — der Herr Lehrer wollte sie in die höhere Schule schicken — was sollte er da anderes tun, als sich darüber freuen?

„Nu jo jo, wenn der Herr Lährer meinen tut und er will's Bärbel was Rechtschaffenes lernen lassen, mir sull's schon rechte sein. Ich bin halt selber immer arg uff jades Büchel gewäst. Ich tät mich freuen — nu jo jo — wenn und es wird amal was aus dem Mädle. Aber wir wullen die Mutter halt noch befragen, die hat mit Verlaub da och noch a Wörtel dazu zu sprechen.“ Er öffnete die Stubentür. „Frau!“ — rief er hinaus. „Mariele — kumm och, der Herr Lährer hat uns halt was zu sagen.“

Frau Kleinert erschien. Ihre ohnedies schon frischen Wangen glühten vom Bügeln und von der Ehre des Besuches.

Der Lehrer wiederholte sein Anliegen. Dann schwieg er, Antwort abwartend. Auch Vater Kleinert passte stumm. Mutter Kleinert wickelte verlegen die Hände in die Schürze.

„Nu, sieh och, Mariele“, begann der Mann, da seine Frau nicht daran dachte, sich zu äußern, „der Herr Lährer tut sprechen, unser Bärbel war halt seine beste Schülerin. Tät's dich nicht freuen, wenn und sie käm' auf die hehere Schule?“

Die Frau schüttelte energisch den blonden Kopf.

„Nu nâ — nu nâ och — wir tun halt scheene danken fier die Ehre, Herr Lâhrer, aber unser Mâdel hat da nîschte nich zu suchen uff der hohen Schule. Die Bârbel sîht mir halt schon viel zu viele ieber die Viecher. Und du, Mann, machst das Mâdel vollends dumme mit deinem Zithergespieler. Das taugt nu mal nâ fier unsereens. Die Bârbel sull, wenn und sie is ieber's Jahr eingesâgnet, in a Dienst wie ihre Mutter. Nach Krummhiebel 'nauf in a großes Logierhaus. Da tut sie was Rechtes lernen.“

Nachdem Frau Kleinert die Verlegenheit erst mal überwunden hatte, sprach sie resolut und bestimmt, wie es ihrer ganzen Erscheinung entsprach.

„Nu nâ, Mutterle, nu nâ — —“, ließ sich Vater Kleinert hören. Die Fortsetzung des Satzes ging in Rauchwolken, die er aus der Rübezahlpfeife herausstieß, auf.

„Jeder Stand und jeder Beruf ist gut, wenn man seine Pflicht darin tut“, nahm der Lehrer wieder das Wort. „Aber ich meine, Frau Kleinert, Eltern haben die Pflicht, ihre Kinder auf den rechten Platz fürs Leben zu stellen. Wenn die Bârbel nun mal besonders fürs Lernen ist, da soll man die guten Gaben, die sie von der Natur mitbekommen hat, nicht brach liegen lassen. Auf ein jedes Feld soll man das säen, wozu der Boden sich eignet.“

„Aus Gerschte wird nu amal im Lâben keen Weizen nâ“, gab die Frau halstarr zur Antwort. „Mein Mâdel braucht halt och nîschte Besseres zu werden als ihre Mutter. Die Bârbel sull sich amal ihrer Eltern nâ schâmen.“

„Das tut sie ganz gewîß nâ, unser Bârbel, dafür kenn' ich mein Mâdel zu gutt“, stieß der Vater zwischen Tabakswolken hervor. Ihm war's nicht recht, daß seine Frau dem Herrn Lehrer entgegen war.

„Sehen Sie, Frau Kleinert“, versuchte es der Lehrer noch einmal, „heute kommt es nicht mehr darauf an, wer man ist, sondern was man leistet. Auch unsern Volksschülern soll die Möglichkeit geboten werden, ihrer Begabung entsprechend etwas im Leben zu erreichen. Freie Bahn dem Tüchtigen! Sie haben nicht das Recht,

liebe Frau Kleinert, meine ich, Ihrem Kinde ein Hindernis in den Weg zu legen.“ So sprach der Lehrer ernst und eindringlich.

„Nu, wir werden es halt ieberlâgen, Herr Lâhrer, wir werden's mitanander ieberlâgen, gelt ja, Mariele?“ vermittelte Vater Kleinert. „Heite und morgen braucht ja's Bârbel noch nâ uff die hohe Schule.“

„Ich hätte bald eine Eingabe bei der Provinzial-Schulbehörde gemacht, daß man die Bârbel von Pfingsten an in die dritte Lyzeums-Klasse übertweist. Sie hat die Reife dafür. In Französisch würde ich ihr gern während des Sommers Privatstunden geben, daß sie mitkommt. Aber dann muß es eben bis auf den Herbst bleiben.“

„Französisch — unser Bârbel Französisch?“ Frau Kleinert konnte sich nicht so rasch von diesem Schreck erholen. Der Mund blieb ihr beinahe offen. „Sie meenen's gutt, Sie meenen's sicher gutt, Herr Lâhrer. Aber was fier een Kind das Rechte ist, das werß nu amal die Mutter halt doch immer am besten.“

„Auf einen Hieb fällt kein Baum“, meinte der Lehrer lâchelnd. „Also überlegen Sie sich's in Ruhe. Die Bârbel braucht ja vorderhand noch nichts von unsern Plânen zu erfahren.“ Damit griff Herr Dpiß wieder nach Hut und Stock.

Als er die Tür öffnete, gab es einen Krach. Etwas flog mit einem unterdrückten Schmerzenslaut in die dunkle Ecke hinter den großen Schrank, der im Flur stand.

„Ei — ei — der Horcher an der Wand!“ sagte der Lehrer tadelnd, war aber nett genug, der Ursache nicht weiter auf den Grund zu gehen. Vater Kleinert gab ihm das Geleit bis zur Gartentür.

„Ein schöner Tag, ein prächtiger Frühlingstag heute nach dem langen Winter“, sagte der Lehrer abschiednehmend.

„Von Wolfshau aus hat man doch den scheensten Blick uffs Gebirge“, stimmte Vater Kleinert zu. „Man mechte sprechen, zum Greifen nahe sind halt heite die Koppenhâusel und's Schlâfiershaus.“

Während Karl, der „Horcher an der Wand“, seine schmerzende

Stirnbeule rieb, schritt der Lehrer Dpiß, in Gedanken versunken, durch den Abendfrieden des Gebirgstals. Lehtes Sonnengold lag noch auf den winzig kleinen Forstbäumen droben am Schmiedesberger Kamm, während die Häuser von Wolfshau und Krummhübel schon in blaugraue Dämmerung gehüllt waren. Im Hirschberger Tal drunten, das sich weit gegen die Ebene öffnete, entzündeten sich schon hier und da die ersten Lichtchen.

Still genießend, wanderte der Lehrer durch das entschlummernde Gebirgsdorf am schäumenden Bache entlang. Er war aus der Ebene gebürtig. Da empfand er immer wieder aufs neue die Schönheit seiner jetzigen Heimat. Beinahe wäre der andächtig Versunkene gegen einen ihm auf schmalem Pfade Entgegenkommenden angerannt; denn auch der Regenwanderer hatte nicht acht. Er fuhr erst aus dem Buche, in dem er beim Gehen las, hoch, als der Lehrer mit erschrecktem „Verzeihung!“ seinen Hut zog. Und dann lachten sie alle beide. Helles Mädchenlachen mischte sich in das des Mannes — der Herr Lehrer und Bärbel hatten sich erkannt.

„Bärbel — was treibst du denn da? Untermwegs beim Gehen lesen und noch dazu in der Dämmerung, das ist nicht gut für die Augen. Und wie leicht kannst du, wenn du nicht aufmerksam bist, einen schlechten Tritt machen und liegst in der Lomniß, Kind.“

„Da trockne ich halt auch wieder“, lachte Bärbel unbekümmert. „Das Buch, das mir der Hermännel geborgt hat, ist halt zu schön; ich konnt's nicht erwarten, a bissel drinne zu lesen. Zu Hause gib't's anderes zu schaffen. Die Mutter sieh't's nicht gerne, wenn ich lesen tu.“

Der Lehrer nahm ihr das Buch aus der Hand. „Des Sängers Fluch“, entzifferte er in dem verschwimmenden Dämmerlicht. Das kleine Dorfsmädel las so eifrig Uhland. Er reichte ihr den Gedichtband zurück.

„Wenn du deine Pflicht dahelme getan hast, Bärbel, wird die Mutter sicher nichts dagegen haben, wenn du ein Buch vornimmst“, meinte er. „So, Kind, nun lauf — und achte auf den Weg.“

Mit hellem „Guten Abend auch, Herr Lähre!“ sprang Bärbel davon, während die Gedanken des in entgegengesetzter Richtung Wandernden ihr folgten.

Ein Mädchen, das auf dem Wege Uhlandsche Gedichte las, das hatte Bildungstrieb, das mußte andere Ziele haben im Leben, als Stubenmädel zu werden. Aber er kannte die schlesische Gebirgsbevölkerung hier — sie war gutmütig und freundlich, aber zäh und hartnäckig. Es würde nicht so leicht sein, für Bärbel den Vorgezugsbesuch zu erwirken.

Aus dem Rosenhäusel zitterte schon Lichtschein, als Bärbel heimkam. Die unverhangenen Fenster der Parterrestube leuchteten ihr anheimelnd entgegen. Zitherklänge empfingen sie — aha, der Vater! Er und seine Zither waren unzertrennlich.

Kaum nahm sich Bärbel Zeit, ihren Speck in der Küche abzugeben und Hermännels Buch droben in ihrem Mansardenstübchen in Sicherheit zu bringen. 's war nicht gerade nötig, daß die Mutter das Gedichtbuch gleich entdeckte. Sie war allem Bedruckten nun mal nicht hold.

Dann schlüpfte Bärbel in die Stube zum Vater. Die ganze Woche über blieb er fort droben in den Bergen. Heute mußten sie noch einmal miteinander singen. Des Vaters Augen leuchteten auf, als Bärbels helle Stimme in den Refrain seines Lieblingsliedes einstimimte:

„O mein liebes Riesengebirge,
Wo die Elbe so heimlich rinnt,
Wo der Rübezahl mit seinen Ivergen
Heut' noch Sagen und Märchen spinnt.“

Die dunkle Männerstimme klang gut zu der glockenreinen Kinderstimme. Mohrle lag als Publikum auf dem Kanapee und hörte verständnisvoll zu. Weit hinaus zog der Sang in das stille Bergtal. Manch einer, der gerade auf dem Heimweg begriffen war, blieb stehen und lauschte. Ja, die Kleinert-Leute, die verstanden's.

Draußen in der Küche rührte Frau Kleinert ärgerlich die Abendsuppe. „Mische nå als Flausen seht der Karle dem Mädle in

a Kupp. Anstatt die Ziege zu melken und den Frikel ins Bett zu bringen, tut sie schon wieder singen.“

„Nu laß ooch, Mariele, nu laß ooch. Sie tun ja nischte Unrechtes“, begütigte die Großmutter. Sie erhob sich mit ihren gichtsteifen Beinen schwerfällig, um den jüngsten Enkel selbst zu Bett zu bringen.

„Nee, Großmutter, alles, was rechte is. Und da tut der Herr Lährer noch sprechen, wir sollen das Mädél uff die hohe Schule tun. Mecht' halt amal sähen, was denn aus ihr werden tut — denn ist sie halt gor ná máhr zu gebrauchen zur Urbeet.“

„Der Herr Lährer is halt a kluger Mann, man mecht' sprechen, der Herr Lährer is ooch a gutter Mann. Der wees, wenn und er ratet dazu. Der Herr Riebezah! hat am Ende unser Bärbele zu was ganz Besonderem ausgewählt.“ Das alte, runzlige Frauengesicht sah verschmüht aus dem schwarzen Kopftüchel heraus.

„Na, nu heer aber uff, Großmutter. Gor noch zu was Besonderem — ich bin halt schon zufrieden, wenn das Mädél und sie macht ihre Urbeet hier im Hause.“ Mit energischem Ruck rückte Frau Kleinert die Suppe vom Feuer, dann riß sie die Stubentür auf.

„Dieses schöne Land ist mein Heimatland,
Ist mein liebes deutsches Vaterland“,

klang es ihr zweistimmig entgegen.

„Nu macht aber Schluß, ihr beeden. Bärbel, die Ziege is halt noch zu melken. Reene an nischte denkst du, wenn du Musike heerst, Mädél. Mann, Karle, heer uff. Kumm ooch suppen. Und's Körbel aus'm Kretscham is halt ooch noch zu flechten. Wenn ihr zwee beeden beisammen seid, denn tut ihr halt alle beede nischte.“ Trotz des Scheltens klang ein liebevoller Ton mit. Mutter Kleinert meinte es nur halb so schlimm, als wie sie sich den Anschein gab.

Während der Vater den Schlusackford griff, lief Bärbel eiligst mit der Laterne in den Ziegenstall. Die Ziege meckerte ihr schon ungehalten entgegen. Sie schien auch nicht einverstanden mit Bärbels Musizieren, über das man sie vergessen hatte.

Geschickt strichen die roten Kinderhände die vollen Euter. Strip — strip — strip — rann die Milch in den Bleicheimer.

„Du — pft — Bärbel — was tuste mir ooch schenken, wenn und ich sage dir was“, flüsterte eine Jungenstimme möglichst gedämpft in das eintönige Melkgeräusch. Ein heller Flachskopf tauchte in dem zittrigen Lichtschein der Stallaterne auf.

„Wird auch was Rechtes sein, Karle“, meinte die größere Schwester gleichmütig. Bärbel ließ sich beim Melken nicht stören.

„Nu freilich. Ich hab' halt gehört, was der Herr Lehrer heute beim Batel gesprochen hat — um dich ging's.“ Der Junge machte ein geheimnisvolles Gesicht.

Bärbels Neugier war geweckt.

„So sag auch — nu, so mach auch“, drängte sie.

Die Ziege, welche merkte, daß die Aufmerksamkeit des Mädchens gestellt war, stand nicht mehr still. Das weiße Naß ging daneben.

„Schenkste mir a Finfer zu a Sirupstange?“ fragte der Junge und leckte sich bereits im voraus die Lippen.

„Wir müssen doch sparen, Karle, damit der Batel das Pferdél kaufen kann. Wir dürfen unser Geld nicht vernaschen“, meinte die Große verständig.

„Nu, so spar doch von morgen an“, riet der Kleinere.

Die Neugier war stärker bei Bärbel als die Sparsamkeit.

„Nu meinestwegen“, räumte sie ein.

„Auf die Töchtereschule sollste, hat der Herr Lährer gesprochen. Und Lährerin sollste mal studieren, Musikklehrerin oder halt so was Ähnliches.“

„Ist's wahr? Ist's wirklich und wahrhaftig wahr?“ Bärbel riß in ihrer Erregung so stark an dem Euter der Ziege, daß diese empört einen Saß machte. Mit dem Hinterbein war sie in den Melkeimer gesprungen — plumps — da ergoß sich die schöne Milch über die Streu.

Bärbel weinte fast vor Schreck und vor Ärger. „Was wird auch die Mutter sagen! Wozu erzählste mir das auch hier im Stall!“

„Nu freilich, ich bin schuld, wenn die Ziege die Milch umkippen tut“, brummte der Junge. „Wer weiß, ob's nicht am

Ende gar der Herr Riebezahl gewäsen ist.“ Ängstlich spähten die blauen Kinderaugen in die dunklen Stallecken.

„Red auch keinen Unsinn“, sagte Bärbel möglichst tapfer, trotzdem auch ihr etwas unheimlich zumute war. Beide Kinder waren froh, als sie aus dem dunklen Stall wieder heraus waren.

„Halb voll ist der Eimer nur“, klagte Bärbel betrübt.

„Du, Bärbel, wenn und du gibst mir halt a Zähner statt a Finfer, dann sag ich dir, wie die Mutter nischte nich merken tut.“ Karl stieß die Schwester aufmunternd mit dem Ellenbogen an. Als keine Antwort erfolgte, nahm er's für Zustimmung. „Da — da drüben am Brummen hat's noch genug“, lachte er pffiffig.

„Ja, Wasser, aber keine Milch.“

„Merkt doch keine Menschenseele, wenn und wir pumpen a bissel Wasser 'nein.“

Während Bärbel noch zu den erleuchteten Koppenhäusern emporblickte und überlegte, hatte der Junge bereits den Eimer ergriffen. „So — der Schaden wär' halt kuriert.“ Lachend stellte er den gefüllten Eimer vor die Schwester hin. „Nu meinen Zähner!“

„Wenn die Mutter aber was merken tut — — —“

Nein, die Mutter merkte nichts. Die hatte heute nicht recht acht auf den Melkeimer. Der tatkräftigen Frau gingen, als sie sich nach der Abendsuppe mit dem Flickkorb zum Feierabend setzte, die Worte des Lehrers nach. Wozu kam er auch und störte das Gleichmaß ihres bescheidenen, friedlichen Daseins! Sie wollten nicht höher hinaus. Recht und schlecht wollten sie ihr Leben fristen; als höchstes Ziel mal ihr Rosenhäusl zu eigen besitzen.

Bärbel hatte bisher vergeblich gewartet, daß die Eltern bei der Abendsuppe itgend etwas von dem Besuch des Lehrers und dem Zweck desselben verlauten lassen würden. Sie hatte gar keine Aufmerksamkeit für den „Riesengebirgsboten“, in dem sie las. Es ließ ihr nicht länger Ruhe.

„Was hat denn der Herr Lehrer bei euch gewollt? Ich habe ihn halt untenwegs getroffen“, fragte sie geradeheraus.

Die Mutter sah verwirrt von der Jungenhose, in die sie eine neue Sitzgelegenheit einsetzte, auf. Konnte das Mädel Gedanken lesen?

„Nu, was wird er ooch gewollt haben“, gab sie ausweichend zur Antwort.

Bärbels klare blaue Augen suchten die dunklen des Vaters. Sie wußte, die wichen ihr nicht aus. Die standen ihr Rede.

Und wirklich, der Vater unterbrach seine Korbflechtereier und kragte sich nachdenklich den Kopf. „Nu, Mutter, was meenst? Was brauchen wir ooch a Geheimnis draus zu machen, gelt? Unser Bärbele is ja selbst a vernünftiges Mädel — nu, so sag's ihr ooch.“

„Ja ja lachhaft, Mädel.“ Die Mutter schlug einen möglichst leichten Ton an. „Uff die hohe Schule wollt' er dich halt schick'n, der Herr Lährer. Was du ooch da sollst! Als ob du dich da wohl'stelen tätest! Mer sein einfache, bescheidene Leite; mer wollen nischte, was uns nā zukommen tut. Gelt ja, Bärbel?“

„Ich würde halt sehr gerne in die Lächterschule gehen und recht viel lernen“, sagte da die Bärbel zu der Mutter Bertvunderung. Ihre Backen glühten, ihre Augen strahlten.

„Daß du halt gor nā mähr von den Viechern fortkommen tußt; daß du zu keener vernünftigen Arbeit mehr nuße bist. Nee, Mädel, daraus wird nischte. Eher kummen die Berge zu uns 'munter, als daß ich dazu ja und amen sagen tu'.“

„Verschwör dich nā, Mutterle“, mahnte der Mann.

„Der Herr Riebezahl kann Wunder tun“, kopfnickte die alte Großmutter. „Dem is's halt a leichtes, aus a Dorfmaedel eene vornähme Dame zu machen.“ Aufmunternd blinzelte die Alte der Enkelin zu.

„Nu, Großmutter, setz du ihr ooch mit deinen Riebezahlmärchen noch mehr Raupen in a Kupp.“ Die Mutter stichelte aufgebracht auf Karls Hofe herum.

„Nach ooch nā so a Unglücksgefightel, Bärbele“, begann der Vater wieder, dem es unbehaglich war, sein fröhliches Kind so niedergedrückt zu sehen. „Es braucht ja noch nā gleich das lehte Wörtel gesprochen zu werden.“ Des Vaters Zuspruch kündete wieder den erlöschenden Hoffnungsfunkeln in Bärbels Herzen. Sie legte ihre Zeitung zusammen und wünschte gute Nacht. Es verstand sie doch keiner so gut wie ihr Batel.

Karl hatte sich schon in seine Kammer zurückgezogen, aus Angst, den Zehner wieder herausgeben zu müssen.

Friedel, die jüngere Schwester, schlief bereits mit roten Schlafbacken, als Bärbel die gemeinsame Mansardenstube betrat.

Bald lag das Rosenhäusel im Dunkeln.

Aber seine Bewohner fanden nicht so bald den Schlummer wie sonst nach dem rührigen Schaffen des Tages. Vergeblich versuchte die Mutter irgend etwas Unbehagliches, Lästiges, was von außen her den Frieden ihres Innern störte, zur Seite zu schieben. Auch ihr Mann lag schlaflos, trotzdem er doch schon in aller Herrgottsfrühe wieder heraus mußte. Er überlegte, ob er nicht die Pflicht hätte, den Lebensweg seines Kindes so günstig wie möglich zu gestalten; ob er die Hand, die sich dazu bot, zurückweisen durfte.

Bärbel aber sah einen neuen Weg vor sich. Noch etwas unklar, noch nicht auf ein bestimmtes Ziel lossteuernd. Er führte vom Rosenhäusel fort, der Weg, das erkannte sie. Aber Bücher, Musik winkten auf ihm, die Erfüllung all ihrer kaum ihr selbst bewußten Wünsche.

„Der Herr Niebezahl kann Wunder tun“, flüsterte sie schon im Halbschlaf. Und dann atmete auch sie ruhig und gleichmäßig.

3. Kapitel.

Sommergäste.

Längst hatte Bärbel den Band Uhlandscher Gedichte ausgelesen. Längst hatten die Birken unten am Bach sich in seidengrüne Frühlingschleier gehüllt. Das Rosengerank am Rosenhäusel hatte die ersten zarten Blättchen getrieben. Die Bergtannen zeigten ihren funkel-nagelneuen Mairwuchs, lichtgrüne Spitzen am tiefdunklen Genadel. Auf den Bergen schmolz der Schnee. Aber drunten im Tal blühten

die Kirschbäume in schneeliger Weiße. Der alte knorrige Apfelbaum auf der Wiese hatte sich eitel wie das jüngste Mädel mit Rosenrot geschmückt. Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen.

Die Krummhübler Kirchenglocken schwingen und klangen weit hinaus ins Tal. Aus Querseifen und aus Steinseifen, aus Wolfshau und vom Lannicht her zogen die Dorfbewohner durch das Frühlingsgelände zum Festgottesdienst.

Im Rosenhäusel waren nur Mohrle, die Kaze und das Rotkehlchen zurückgeblieben. Selbst der dreijährige Fritz, der noch etwas zu schwer für seine Beine war, watschelte an der Mutter Hand mit den übrigen Familienmitgliedern der höhergelegenen Kirche zu. Er war immer noch schneller als die Großmutter mit ihrem gichtkranken Bein, die sich schwer auf den Arm des Schwiegersohns und auf ihren Stock stützte. Aber zur Kirche mußte sie. Ohne Festgottesdienst war es kein rechter Feiertag.

Bärbel fehlte. Sie war schon eine halbe Stunde früher vom Herrn Lehrer Dpiß bestellt worden. Er wollte noch einmal mit ihr den Sologesang an der Orgel durchgehen.

Die Kirche füllte sich. Die Schulkinder nahmen ihre Plätze im Chor ein.

„Wenn ich die Kleinert Bärbel wär, tät' mir halt bange sein“, meinte eine der jungen Sängerrinnen.

Aber Bärbel sah nicht aus, als ob ihr bange wäre. So klar und blau wie der Pfingsthimmel strahlten ihre Augen in die Welt. Zum erstenmal sollte sie allein vor so vielen Menschen singen — merkwürdig, daß sie nichts als Freude dabei empfand. Nur wenn ihr Blick die Liebig Marthel streifte, die mit bitterbösem Gesicht, das gar nicht zu dem Festtag paßte, auf ihrem Platz saß, wurde ihr etwas bedrückt zumute. Die Marthel gönnte es ihr nicht, daß sie diesmal den Sologesang übernehmen sollte.

Bärbels Augen gingen munter hinab in das Kirchenschiff. Sie kannte sie alle, die da in den Bänken saßen, trotzdem sie ihr den Rücken zuehrten. Da war der gestrenge Herr Bürgermeister, da waren die Handwerker, alle im feierlich schwarzen Bratenrock. Die Frau Schlächtermeister, die ihr gestern den Speck verkauft hatte,

führte heute ihr neues Seidenes aus. Und da waren ja auch Bärbels eigene Leute, die Rosenhäuselbewohner alle miteinander. Die Großmutter sah heute mit dem Kapotthut, den sie nur zur Kirche trug, ganz anders aus als sonst. Sie hatte die runzligen Hände über das Gebetbuch gefaltet und war jetzt schon in Andacht versunken. Die Mutter war auch hier beschäftigt, sie konnte keine Ruhe. Ihre Augen suchten diese und jene Bekannte, ihr blonder Kopf ging hin und her, nickte hier, grüßte dort. Und dabei mußte sie noch den Frigel, der die Kirchenbank für einen Turnplatz hielt und Kletterversuche darauf anstellen wollte, in Zaum halten. Karl saß ebenfalls oben unter den Sängern, während Friedel mit feierlichem Gesichtchen neben der Großmutter die Hände faltete. Des Vaters Blicke aber gingen zum Kirchenchor. Seine Augen suchten die seines Bärbels. Aufmunternd nickte er ihr zu. Oh, der Vater sollte schon zufrieden mit ihr sein. Sie würde ihm keine Schande machen.

Da begann der Lehrer das Vorspiel auf der Orgel. Das Wispern und Summen im Kirchenschiff verstummte. Feierliche Andacht breitete sich über die Menge.

„O heiliger Geist, lehr' bei uns ein“

stimmte der Chor der Schulkinder an. Der Lehrer an der Orgel gab Bärbel durch Kopfnicken das Zeichen zum Solo. Und plötzlich hörte sie ihre eigene Stimme, klar und voll, durch den Kirchenraum klingen, als ob es die Stimme eines andern sei. Aller Köpfe wandten sich zur Höhe — jubilierte dort oben einer von des lieben Herrgotts Engeln? So war in der Krummhübler Kirche noch nie zu Ehren des Höchsten gesungen worden.

Wie ein Vogel, der zum ersten Male merkt, daß seine Schwingen ihn tragen, fühlte Bärbel sich emporgehoben, ihr Sang trug sie davon in das Reich der Töne. Sie kannte ihre eigene Stimme nicht wieder, so voll klang sie in dem Kirchenraum.

Als der Gottesdienst zu Ende war, steckten die Krummhübler die Köpfe zusammen. Wer mochte nur so herrlich gesungen haben? Die Wolfshauer aber umdrängten die Kleinert'sche Familie. Sie

waren stolz darauf, daß die junge Sängerin aus ihrem Dorfe war. Schuster Hensel legte Vater Kleinert die Hand auf den schwarzen Rock, der noch von seiner Hochzeit stammte. „Kleinert Karle“, meinte er, „ich tu dir was sagen — aus deinem Mädels da wird amal was. Die singt dir halt zu scheene!“

Vater Kleinert antwortete nicht. Wie ein Nachtwandler ging er aus der dämmerigen Kirche hinaus in den Frühlingssonnenschein. Er konnte sich noch nicht wieder zurechtfinden. War das wirklich sein Bärbele gewesen, deren Stimme wie Engelsang geklungen?

Die Mutter wehrte die Lobeserhebungen der Nachbarinnen ab. Je, das bissel Singen! Da brauchte man wirklich nicht soviel davon herzumachen. Am Feiertag mocht's ja hingehen. Aber am Werkeltag war's halt nur ein Grund zur Ärgernis, wenn das Mädels alles andere darüber vergaß.

Bärbel selbst strahlte über das Lob des Herrn Lehrers. „Brav gesungen, Bärbel!“

Vor der Kirchentür traf sie mit Martha Liebig zusammen.

„Gelt, Marthel, du bist mir nicht böse, daß ich heute singen mußte? Das nächste Mal bist du halt wieder dran.“ Sie streckte der Älteren die Hand entgegen. In ihrem Frohgefühl mochte sie keinen verlegen.

Aber ihre Hand wurde unsanft zurückgestoßen. „Was du dir auch einbildest, so wie du sing' ich halt noch alle Tage“, sagte Martha von oben herab und wandte ihr den Rücken.

Bärbel machte ein betretenes Gesicht. Da stand Hermann Dpiß, der Lehrersohn, neben ihr.

„Bärbel, kennst du den Unterschied zwischen einer Nachtigall und einer Krähe?“ fragte er scherzhaft.

„Du freilich“, machte Bärbel verwundert. „Die eine ist halt ein Singvogel und die andere nicht.“

„Richtig. Aber frag mal die Liebig Marthel, die kennt keinen Unterschied, obgleich sie zwei Jahre älter ist als du. Die hält eine Krähe für eine Nachtigall“, lachte der Primaner. Er hatte so laut gesprochen, daß die vor ihnen Gehende es hören mußte. Mit purerotem Gesicht wandte sich Martha Liebig zurück. „Wenn ihr mich

etwa damit meint, dann werd' ich's halt meinem Vater sagen", rief sie zornig.

"Puh, da haben wir aber Angst, gelt, Bärbel?" lachte Hermann sie aus.

Bärbel zupfte den langaufgeschossenen Jungen am Jackenärmel. "Wir wollen doch Frieden halten, Hermännel, heut' am heiligen Fest. Und noch dazu, wenn wir aus der Kirche kommen, gelt ja?" sagte sie bittend.

Jetzt war die Reihe an dem Jungen, rot zu werden. "Bist halt besser als ich, Bärbel", sagte er anerkennend. "Aber weil du gar so schön gesungen hast, darfst du dir wieder ein Buch von mir ausborgen."

Was wurde das für ein herrlicher Pfingsttag. In der einen Hand ein großes Stück Mohnkuchen, in der andern den Wilhelm Tell, den ihr Hermann geliebt, so hochte Bärbel weltvergessen unter den grünen Maien des Birkenwäldchens an der über Felsblöcke dahinschäumenden Lomniz. —

Die zu Pfingsten in dem Bergdorf erst knospenden Gliederbüsche hatten in voller Blüte gestanden, waren braun und unansehnlich geworden und hatten den Rosen Platz gemacht. Die wucherten jetzt in üppiger Fülle. Ganz und gar eingesponnen hatten sie das Rosenhäufel. Schon von weitem brannte es mit seiner feurigen Rosenpracht in dem frischgrünen Wiesengelände. Kein Vorübergehender, der nicht den Schritt hemmte und sich das Rosenidyll anschaute. Hier müssen glückliche, zufriedene Menschen wohnen, dachte so mancher von den Spaziergängern, die Erholung in den Bergen suchten.

Es waren schon viele Fremde in Krummhübel, Brückenberg und Wolfshau, den beliebtesten Sommerfrischen am Fuße der Schneekoppe. Trotzdem die großen Ferien noch gar nicht begonnen hatten. Überall, in den Hotels und Logierhäusern sowohl als auch in den bescheidenen Dorfhäuschen war man zum Empfang der erholungsbedürftigen Städter gerüstet. Im Rosenhäufel hielt man drei Stuben für die Fremden bereit. Am liebsten hätte die tüchtige Frau Kleinert auch das vierte Zimmer mit vermietet. Aber das litt ihr

Mann nicht. Die Großmutter mußte ihr Stübchen behalten. Die durfte nicht mit ihrem gichtkranken Bein die steile Stiege hinaufklettern und irgendwo unterkriechen. Bärbel und Friedel hatten eine der Bodenkammern bezogen, während die Eltern sich das Mansardenstübchen eingerichtet hatten. Es ging alles. Die Hauptsache, man konnte einen tüchtigen Wagen für das Pferd, das nächsten Winter zum Hörnerschlitten angeschafft werden sollte, zurücklegen. Bärbel war mit dem Tausch ganz zufrieden. Oh, sie war herrlich, ihre Bodenkammer. Die schönste Aussicht hatte sie von ganz Wolfshau — vom Bett aus konnte Bärbel schon die Schneekoppe sehen. Aber es hieß jetzt zeitig heraus aus den Federn. Noch vor der Schule, die im Sommer bereits um sieben Uhr begann, hatten Bärbel und Karl, die beiden Großen, tüchtig zu schaffen. Die Stiefel und Kleider für die Fremden zubürsten; die frischen Semmeln vom Backwagen, der jeden Morgen durch Wolfshau fuhr, zu holen; die Flegel zu melken und nachzuschauen, ob die Hühner Eier gelegt hatten. Um fünf Uhr, wenn die ersten Sonnenstrahlen droben in den Fenstern der Koppenhäuser blühten, war die fleißige Familie schon auf den Beinen. Dann ging der Vater bereits mit seiner blauen Emaillekanne auf Arbeit, nach Schmiedeberg zu. An der großen Autostraße ins Böhmisches hinüber fand er jetzt seinen Verdienst. Die Mutter hätte noch mal soviel Hände haben können. Da galt es das Frühstück für die Gäste zu richten, die Stuben aufzuräumen, das Mittagessen zu bereiten, den Garten in Ordnung zu halten, für Klein-Friedel und für die Tiere zu sorgen. Dabei wusch die fleißige Frau noch Wäsche für die Fremden, wie ein Schild am Gartentor besagte. Sobald die Kinder aus der Schule kamen, war sie im Haushalt entlastet und konnte sich ans Waschfaß stellen. Denn die Großmutter mit dem steifen Bein sollte möglichst nur Arbeit im Sitzen machen, Gemüse verlesen, Geschirr abwaschen und Flickarbeit, soweit es die alten Augen zuließen.

Bärbel war unermüdlich. Freudig tat sie ihre Pflicht. Ob sie nun Wäsche auf der Wiese zur Bleiche spreitete, ob sie im Garten jätete und harkte, die Rosen ans Spalier band, den Hausgästen die Vespermahlzeit unter dem Apfelbaum auftrug oder die kleinen

Geschwister versah, sie sang mit den Vögeln um die Wette. Und wenn einer von den Fremden sie fragte: „Bärbel, wo hast du denn so schön singen gelernt?“ zeigte sie lachend ihre weißen Perlenzähne: „Halt von unserm Rotkehlchen.“

Dabei erledigte sie ihre Schulaufgaben stets mit gleichem Pflichtbewußtsein. Von dem Besuch des Lächerlyheums war vorläufig nicht mehr die Rede. Da gab es jetzt anderes, Wichtigeres in der Fremdenpension. Zum Bücherlesen kam Bärbel kaum mehr. Wurde sie im Hause nicht mehr gebraucht, hatte sie nicht Wäsche für die Kunden auszutragen, so zog sie mit Bruder Karl die Schubkarre zum Bahnhof. Dort gab's bei Ankunft der jetzt meist überfüllten Züge fast immer ein paar Groschen Verdienst für die Kinder. Sie fuhren den ankommenden Reisenden auf ihrer Karre die Handkoffer nach Krummhübel oder Brückenberg, wenn diese es vorzogen, nach der langen Eisenbahnfahrt die würzige Gebirgsluft beim Wandern zu genießen, anstatt sich dem gelben Postauto anzuvertrauen. Im Schweiß ihres Angesichts schleppten sie den Touristen die oft recht schweren Rucksäcke auf den Gebirgskamm hinauf und waren glücklich, wenn sie sich damit ein paar Pfennige verdienten. Jeder mochte die hübschen Kinder gern, die so unbefangen und zutraulich plauderten. Freilich, Karl wünschte meist für seine Mühe auch den Lohn in Empfang zu nehmen. Er brachte immer ein paar Pfennige überseits zu Bonbons oder gar zu einer Tafel Schokolade. Aber Bärbel paßte ihm scharf auf die Finger, daß alles in die Kasse für das „Pferdel“ abgeliefert wurde.

Heute waren die Kleinertischen Kinder wieder mit ihrer Schubkarre am Krummhübler Bahnhof. Der Zug hatte Verspätung. Er hatte wohl arg zu schleppen. Die Sommerferien hatten begonnen.

Auch im Rosenhäusel hoffte man auf neue Logiergäste. Zwei Zimmer waren leer geworden. Im dritten wohnte ein alter Professor aus Leipzig, der Steinstudien in den Bergen machte und für den ganzen Sommer gemietet hatte.

„Paß auf, Mutter, wir bringen euch wieder nette Gäste ins Haus“, hatte Bärbel versichert.

„Die Hauptsache ist, daß sie gut zahlen“, erwiderte die praktische Mutter. „Denk auch dran, Bärbel, jetzt im Juli kostet jedes Zimmer halt fünf Mark mehr die Woche!“

War das ein Gewühl heute am Bahnhof. Die Postautos, die Hotelwagen und Landauer, die Hausmeister alle aus den Gast- und Logierhäusern, die Wirte der Privathäuser, alles stand empfangsbereit, auf den Zug wartend. Auch Dorfkinde wie Bärbel und Karl hatten sich mit ihren kleinen Wägelchen eingefunden. Bärbel machte ein etwas ängstliches Gesicht. Alle wollten sie Gäste mit heimnehmen. Ob da wohl noch welche für sie übrigblieben?

Von Hirschberg schnaufte der Zug herauf. Lange bevor er aus den Waldbergen auftauchte, hörte man schon das Achzen und Pusten der Maschine.

Ein Ruck der Erwartung ging durch die Menge. „Das Zügel kommt — jetzt müssen wir uns halt dranhalten.“

So überfüllt wie heute war der Zug heuer noch nie gewesen. Touristen mit Rucksäcken, Wandervögel und Pfadfinder, Reisende mit Koffern und Kindern, dazwischen Gepäckträger; es war ein arges Gewühl. Die Hausmeister riefen mit lauter Stimme die Namen ihrer Hotels aus: „Preußischer Hof — Goldener Frieden — Leichmannbaude — Hotel Wang — Hotel Rübezahl —“ man verstand sein eigenes Wort nicht.

Bärbel und Karl hielten sich vorläufig noch abseits. Erst mußte der stärkste Strom sich ein wenig verlaufen haben, erst mußten die Fremden, die bereits Zimmer bestellt hatten, mit Wagen und Autos davongefahren sein, ehe sich die Kinder heranzuwagen konnten.

Einer der Ankommenden, ein Herr mit Frau und Töchtern, schien es ebenso zu machen. Er war zur Seite getreten und ließ die Flut der Reisenden an sich vorüber.

„Wir warten hier in aller Ruhe, bis die Menschenmenge sich verlaufen hat, da wir noch nicht wissen, wohin wir unsere Schritte lenken werden.“

Bärbel, die unweit daneben stand, hatte seine Worte gehört. Sie schwankte. War es nicht zu keck, sich in das Gespräch der Fremden zu mischen und ihnen Wohnung anzubieten? Aber das

Pferdel mußte zusammenkommen, und der Herr sah mit seiner goldenen Brille freundlich und vertrauenerweckend aus.

Bärbel gab sich einen Ruck. „Ach bitte, lenken Sie doch Ihre Schritte nach Wolfshau in unser Rosenhäusel“, bat sie, die Worte des Herrn wiederholend. „Da hat's zwei hübsche Stuben und Rosen über und über. Und unser Häusel ist schön, das schönste von ganz Wolfshau. Die Schneekoppe können Sie da sehen und das Schlesierhaus. Und die Lomniß fließt unten an unserer Wiese vorbei und — und — und so eine gute Luft hat's nirgendswosonst.“ Die blauen, strahlenden Kinderaugen sahen den Fremden zutraulich bittend an.

Der Herr sowohl wie seine Gefährtinnen mußten unwillkürlich lachen über die drollige Anpreisung. Der Herr meisterte seine Heiterkeit zuerst. „Das klingt ja recht verlockend — Wolfshau wäre mir besonders sympathisch, weil es ganz staubfrei sein soll. Hoffentlich ist der Preis für uns erschwingbar.“

„Oh, der ist billig“, versicherte Bärbel mit strahlenden Augen, daß sie so schnell Gäste gefunden hatte. Sie nannte den Mietpreis, ohne in ihrer freudigen Erregung daran zu denken, daß es ja jetzt in der Saison fünf Mark teurer sein sollte.

„Num, das ist in der Tat nicht zu hoch“, stimmte der Herr zu. „Was meint ihr?“ Er wandte sich an Frau und Töchter.

„Ja, Vater, wir wollen ins Rosenhäusel, das klingt so poetisch“, bat die Älteste.

„Die Kinder machen mir einen wohlgezogenen, sauberen Eindruck, das läßt günstig auf die Häuslichkeit schließen. Ich denke, wir sehen uns die Wohnung mal an“, meinte die Dame halb laut zu ihrem Manne.

Inzwischen hatte Karl die Schwester am Kleid gezupft.

„Schafskopp — die Wohnung ist doch halt teurer, hat die Mutter gesagt“, flüsterte er, aber so laut, daß die Fremden es hören konnten.

„Na, was soll sie denn kosten, Junge!“ fragte die Dame belustigt, da der Schreck, die Verlegenheit und die Enttäuschung in dem hübschen Gesicht des Mädchens offensichtlich war.

„Halt fünf Mark mehr“, meinte Karl achselzuckend. Bärbel

war verstummt. Wie peinlich! Ob die Fremden auch nicht dachten, daß sie überteuert werden sollten?

„Num, Alfred, ich denke, wir versuchen es trotzdem“, vermittelte die Dame, der es Bärbels bittende Blauaugen angetan hatten. Da die Miete immer noch niedriger war als die in Krummhübel und Brückenberg angebotenen Zimmer, schien ihr Gatte einverstanden.

Eins, zwei, drei, das Handgepäck auf die Schubkarre geladen — den großen Koffer ließen die Fremden noch an der Bahn. Man mußte ja erst sehen, ob es einem auch gefiele.

Oh, es würde ihnen schon im Rosenhäusel gefallen. Davor war Bärbel nicht bange. Als sie jetzt gemeinsam mit Karl ihre Karre von der belebten Krummhübler Landstraße in das friedliche Wiesengelände Wolfshau hinabzog, wandte sie immer wieder den dunklen Kopf zu den ihr nachfolgenden Fremden zurück.

„Gelt, hier ist's schön?“ fragte sie erwartungsvoll.

„Herzlich!“ riefen die jungen Mädchen begeistert. Die Eltern sagten gar nichts. In stummer Andacht ließen sie den Blick über die blauende Gebirgskette schweifen, über die tiefdunklen Tannentwälder und die lichtgrünen Samtmatten. Ein tiefer Atemzug hob die Brust der Dame.

„Ist das eine köstliche Luft hier! Dieser würzige Heuduft! Jeder Atemzug bringt Erholung!“

„Gelt ja?“ meinte Bärbel strahlend. „So schön ist's halt nirgends sonst wie in unsern lieben Schlesier Bergen!“ Berechtigter Heimatsstolz sprach aus den Worten des Mädchens. Karl wies mit dem Daumen, um auch etwas für seine Heimat zu tun, auf die höchste Bergkuppe. „Das ist halt unsere Schnätkoppe“, erklärte er. „Die Koppenhäusel sind gerade in Wolken. Aber das Schlüsierhaus kann man sehen, am Fuß des Koppeneckels.“

Der Herr zog sein Fernglas aus dem Lederrücken und begann die einzelnen Punkte, welche die Kinder ihm wiesen, eingehend in Augenschein zu nehmen. Aber seine Damen drängten, ins Rosenhäusel zu kommen. Auch Mohrle schien derselben Ansicht. Er jagte an der Lomniß entlang ein ganzes Stück voran und kam dann mit aufmunterndem Bellen zurück, als wollte auch er sagen: „Gelt,

hier ist's schön? Aber daheim im Rosenhäusel ist's noch viel schöner."

Bergauf, bergab, durch Wald und Wiesen, an kleinen Bauernhäusern und etwas größeren Logierhäusern vorüber. Dann leuchtete es feuerrot aus grünem Wiesenkranz. Bärbel blieb stehen. „Das ist unser Rosenhäusel“, sagte sie wie jemand, der das Stammschloß seiner Ahnen zeigt.

„Wie goldig!“ — „Ein Dornröschenhaus!“ — „Allerliebste in der Tat!“, riefen Mutter und Töchter begeistert. Der Herr betrachtete interessiert das brennendrote Rosengerank, welches das Häuschen umkletterte. „Merkwürdige Rankrose, in dieser Farbe habe ich sie noch nie bei uns in Breslau gesehen.“ Er nannte einen lateinischen Namen, denn er war Studienrat.

„Es ist auch die einzige im ganzen Dorf“, bestätigte Bärbel stolz.

Mohrles Gebell hatte die Mutter herbeigerufen. Sie reichete den Gästen treuherzig die verarbeitete Hand.

„Nu, so seien Sie doch scheene willkommen im Rosenhäusel“, sagte sie.

Den Fremden, die noch gar nicht sicher wußten, ob sie hierbleiben würden, wurde es warm ums Herz bei den schlichtfreundlichen Worten. Und als sie nun die blühsauberen Parterrestuben, den runden Holztisch um den Apfelbaum draußen auf der Wiese, von dem man das ganze Gebirgs Panorama vor sich hatte, besichtigt hatten, dachten sie nicht mehr an Weitergehen. Sie waren glücklich, ein so idyllisches Ferienheim gefunden zu haben.

4. Kapitel.

Im Reich des Berggeistes.

Am nächsten Tage waren Studienrat Königs bereits ganz daheim im Rosenhäusel, als ob sie nie in einem vierstöckigen Stadthause in Breslau gelebt hätten. Sie hatten Freundschaft geschlossen

mit der Großmutter und der Kasse am Küchenherd, mit Mohrle, der Ziege und den Hühnern; vor allem aber mit den Kindern des Hauses. Gerda und Lilli König, die eine vierzehnjährig, die andere zwei Jahre jünger, waren glücklich, in Bärbel eine Altersgenossin gefunden zu haben. Karl war für alle dummen Streiche glänzend zu gebrauchen. Friedel war lieb und dankbar, wenn die Großen sie mitnahmen. Am niedlichsten aber war Klein-Fritzel. Der kugelrunde Glaskopf, der so zutraulich von einem Schoß zum andern wanderte und so drollig in seinem schlesischen Dialekt radebrechte, war bald der Verzug von allen. Wenn Königs unter dem Apfelbaum ihre Frühstück- oder Abendmahlzeit einnahmen, war es ganz selbstverständlich, daß auf der einen Seite der schwarze Mohrle schönmachte, auf der andern der blonde Fritzel in die dicken Patschhändchen klatschte. Beide, Kind und Hund, hatten dasselbe Ziel: ein Stückchen Zucker war der Gipfelpunkt ihrer Wünsche.

Was waren das für wonnige Tage zwischen Rosen, frischem Heu, meckernden Ziegen, Hühnergeacker und Kinderjauchzen. Die Städter erholten sich nicht nur äußerlich, auch innerlich ging ihnen das Herz weit auf in dieser schönen Natur unter den schlichten, lieben Menschen. Die Stadtkinder kannten nichts Schöneres, als beim Heuen auf der Wiese zu helfen, die Ziege und die Hühner zu füttern. Und gab es wirklich mal einen Regentag, dann waren sie nicht aus der Küche herauszubekommen, wo die alte Großmutter so schnurrige Rübezahlmärchen zu erzählen wußte. Ja, bei einem heftigen Gewitter schaute die kleine Lilli trotz ihrer zwölf Jahre mit ängstlichen Augen drein, ob der Herr des Riesengebirges auch nicht in Bliz und Donner aus den schwarzen Wolken, welche die Berge rings verschluckt hatten, in das sturmgepeitschte Tal herabgesaust käme.

Da waren die Sonnentage doch viel schöner. Wie eine goldene Kette reihten sie sich aneinander. „Solch eine gute Sonne wie hier in Wolfshau gibt's nirgendwoanders“, pflegte Frau König voller Befriedigung zu versichern, wenn sie in ihrem Liegestuhl auf der Wiese ruhte, zur Koppe hinauf- und zum Birkenwäldchen

hinabblingelte, dem Rauschen der Lomniß, dem Schmettern des Kofkehlchens und dem Summen der Insekten lauschte. Oft aber hatte sie noch Schöneres zu hören. Wenn Bärbel die Wäsche, welche die Mutter gewaschen hatte, auf die Bleiche spreitete, dann sang sie heller als all die Vögel ringsum.

„Ihre Bärbel hat einen wahren Schatz in der Kehle“, sagte Frau König so manches Mal zu Bärbels Mutter.

„Nu, jo jo, nee nee, fier den Schatz kann man sich nur nischte nich kaufen“, gab Frau Kleinert lachend zurück, „es ist halt nur a gutte Zugabe fier's Läben.“

Abends, wenn Vater Kleinert von der Arbeit heimgekehrt war und seine Rübezahlpfeife in Brand gesetzt hatte, gab's Konzert unter dem Apfelbaum. Dann spielte er oder Bärbel Zither, und jung und alt, sangen sie ihre schlesischen Lieder dazu. Selbst die Großmutter fiel mit heiserer Stimme ein:

„Blaue Berge, grüne Täler,
Mitten drin ein Häusel klein,
Herrlich ist dies Stückchen Erde,
Und ich bin ja dort daheim.
Oh, mein liebes Riesengebirge,
Wo die Elbe so heimlich rinnt,
Wo der Rübezahl mit seinen Zwergen
Heut' noch Sagen und Märchen spinn.
Riesengebirge, deutsches Gebirge,
Meine liebe Heimat du!“

Den Refrain sangen sie dann alle mit, auch die Fremden. Sogar der Leipziger Professor, der ein Sonderling war und stets für sich blieb, steckte den Kopf aus seinem Fenster und lauschte. Am samt-dunklen Sternenhimmel lugte der goldene Mond hinter der Koppe hervor und hatte ebenfalls seine Freude daran.

„Jammerschade, daß das Mädcl, die Bärbel, nicht in andern Verhältnissen groß wird“, sagte eines Abends nach solch einem ländlichen Konzert Frau König zu ihrem Manne. „Ich bin davon überzeugt, Bati, aus dem Kinde könnte eine bedeutende Sängerin werden.“

„Geß dem Mädcl keine Raupen in den Kopf, Mutti“, meinte der Studienrat. Das Königsche Ehepaar nannte sich stets „Mutti“ und „Bati“. „Das Mädcl ist brav und tut seine Pflicht. Wer weiß, ob es zum Glücke des Kindes wäre.“

„Die Bärbel soll ja überhaupt aufs Lächerlyzeum kommen, will der Krummhübler Lehrer.“ Durch die Tür zum Nebenzimmer schaute der blonde Krauskopf Berdas neugierig herein. „Sie hat's uns neulich bei der Kammwanderung nach der Adolfsbaude anvertraut. Aber ihre Mutter will's nicht zugeben.“

„Die wird schon wissen, was sie tut. Frau Kleinert ist eine brave, verständige Frau, die ihr Kind bescheiden und einfach und nicht über ihre Verhältnisse hinaus erziehen will“, stimmte der Vater zu.

„Aber die Bärbel ist doch so klug“, rief jetzt Lilli, die Zweite, die schon im Bette lag, dazwischen. „Meine französische Grammatik hat sie sich geborgt. In jeder freien Minute lernt sie daraus, beim Ziegenmelken, beim Heuen und beim Pilzesuchen. Ich glaube, sie kann schon ebensoviel wie ich.“

„Und rechnen tut sie auch famos“, stimmte Berda, die Gymnasiastin, ein. „Und Schillersche Gedichte liest sie, sogar ‚Wilhelm Tell‘, ‚Maria Stuart‘, die ‚Jungfrau‘ und den ‚Wallenstein‘ kennt sie.“

„Der Tausend!“ Das Interesse des Studienrats war geweckt. „Ein Dorfmadcl, das beim Melken Französisch lernt und den ‚Wallenstein‘ liest, ist sicher nichts Alltäglichen. Wie kommt der Schiller in den Ziegenstall?“

„Der Lehrersohn, der Hermann Opitz, das ist ihr Freund. Er besucht in Hirschberg das Gymnasium, ist schon in der Prima. Der leiht ihr die Bücher. Aber die Frau Kleinert darf's nicht wissen. Die schimpft über die unnütze Zeitvergeudung“, berichteten die Töchter.

„Hm, da muß ich doch wirklich mal zusehen, ob in der Tat etwas Außergewöhnliches in der Bärbel steckt. Brachliegen lassen darf man eine besondere Begabung auch nicht“, meinte Studienrat König nachdenklich.

„Morgen gehen wir ja alle miteinander auf die Schneekoppe, Bati. Da hast du gleich die beste Gelegenheit, zu hören, was die Bärbel alles kann“, rief Gerda erfreut, daß der Vater sich der Sache anzunehmen schien.

„Aber jetzt in die Federn, Kinder!“ machte die Mutter der Unterhaltung ein Ende. „Wir wollen morgen in aller Frühe aufbrechen.“ —

Golden schien die Morgensonne ins Wolfshauer Tal, als die Bewohner des Rosenhäufels sich auf die Wanderung machten. Ausnahmsweise hatte die Mutter Bärbel und Karl heute von ihren häuslichen Pflichten beurlaubt. Sie waren stolz darauf, die Führer für die Familie König spielen zu dürfen. Der eigentliche Führer war aber Mohrle, der langhaarige schwarze Köter. Er war stets allen voraus und schien ganz genau zu wissen, daß der Weg über die Kirche Wang zur Prinz-Heinrich-Baude eingeschlagen werden sollte. Man wollte bei dem prächtigen Wetter die Kammwanderung möglichst lange ausdehnen. Karl ließ es sich nicht nehmen, wie ein richtiger Führer den Rucksack mit dem Proviant zu tragen. Bärbel führte das Schwesterchen, das inständig gebeten hatte, zum ersten Male mit auf die Schneekoppe steigen zu dürfen.

An der Kirche Wang, dem norwegischen Holzkirchlein, das malerisch hoch oben am Berghang klebt, wurde die erste Rast gemacht. Von dem kleinen Friedhof mit seinen schlichten Grabmälern und dem üppigen Blumenschmuck genoß man schweigend den herrlichen Rundblick auf die sich im goldenen Morgenlicht breitenden Täler.

„Hier ist halt der Lieblingsplatz von unserm Vater“, berichtete Bärbel. „Er sagt immer, die Toten hier haben's gutt.“

„Ich finde es aber doch noch besser, mit meinen Augen all die Schönheit unseres Herrgotts schauen zu können“, erwiderte Frau König lächelnd.

Karl winkte den Königlichen Töchtern. „Nu, so kommt ooch, ich zeig' euch halt was Feines.“ Vor einer kleinen Bretterbude hatte er Posto gefaßt.

„Rübezahls Kunstkabinett“ stand darüber zu lesen. Allerlei kunstvoll geschnitzte und bunt bemalte Holzfiguren waren da zu sehen. Da gab es eine Mühle mit dem Müller und dem Esel, eine Tischlerei mit Hobelbank, einen Schuster auf seinem Schmel, der den Pechdraht zog, den Schlächter, der das Schwein gerade schlachten wollte, und noch viele andere Handwerker.

„Wenn und man gibt der Budenfrau zähn Pfenninge, dann macht der Riebezahl sie halt alle läbendig“, erklärte Karl pfiffig. Erwartungsvoll blickte er zu dem Studienrat auf. Richtig, der faßte in die Tasche seiner Lederjoppe; und gleich darauf setzte sich die ganze Rübezahlwerkstatt in Bewegung: die Mühle drehte sich, der Müller trieb den Esel an, der Tischler begann zu hobeln, der Schuster seinen Pechdraht zu ziehen und der Schlächter das Schwein zu schlachten. Die Kinder waren begeistert.

„Da hat der Herr Rübezahl in der Tat ein nettes Kunstwerk gemacht“, scherzte Frau König.

Friedel war nicht zum Weitergehen zu bewegen. „Wart ooch, Bärbel, wart ooch noch a bissel! Vielleicht läßt der Herr Riebezahl doch noch amal die Mühle gähnen“, bettelte sie.

Erst als die große Schwester ihr bedeutete: „Du, Friedel, der Herr Riebezahl wird böß, wenn du nicht folgen tußt“, ließ sie sich weiterziehen. Bald war Rübezahls Kunstwerk über die herrliche Natur im Reiche des Berggeistes vergessen. Horch, wie die Vögel in den goldenen Morgen hinein sangen, wie die dunklen Föhren und die lichten Lärchenbäume im Bergwind rauschten und raunten.

„Des Herrn Riebezahls Musikanten“, sagte Bärbel, auf die unsichtbaren Sänger in grünen Wipfelnweisend.

„Jetzt kommen wir halt zu den Dreisteinen“, berichtete der Führer Karl. „Das sind amal mächtige Riesen gewäsen, die dreie, die dem Herrn Riebezahl nicht gehorchen wollten. Da hat er sie alle dreie in große Felssteine verwandelt. Unser Gebirge heißt nach ihnen das ‚Riesengebirge‘.“

Klein-Friedel, die munter mit Mohrle umhergesprungen, hielt es jetzt doch für geratener, wieder die Hand der großen Schwester

zu fassen. Gar gewaltig, wie drei steinerne Riesen, wälzten sich die drei Steine in den Weg.

„Woher kennt ihr denn all die Rübezahlsagen?“ forschte Lilli.

„Halt von der Großmutter. Die Großmutter hat sie von ihrer Großmutter gehört und — —.“

„Und ihr werdet sie wieder euren Enkeln erzählen“, lachte Gerda.

„Es ist erstaunlich“, meinte der Studienrat zu seiner Frau, „wie die Rübezahlsagen hier noch tief im Volke wurzeln. Glaubt ihr denn auch noch an den Berggeist Rübezahl, Kinder?“

„I wo“, lachte Bärbel, „so dumm sind wir nicht mehr.“

„Halt manchmal, wenn's dunkel ist, und wenn's draußen gar so arg stürmen tut, dann fährt der Herr Riebezahl durch sein Reich“, erzählte der jüngere Karl. Unwillkürlich dämpfte er trotz hellem Sonnenlicht seine laute Jungensstimme.

Kleiner wurden die Bergtannen, die hohen Fichten; immer kleiner, je höher man emporstieg. „Jetzt kommen wir in das Gebiet des Knieholzes.“ Der Studienrat wies auf das schlangenartig wie stacheliges Gewürm am Boden hinkriechende Nadelgehölz.

„Das sind halt Kieferlatschen. Daraus macht die Großmutter eine gute Einreibung gegen das Reiben im Bein“, fiel Bärbel ein.

Der Weg führte zum Großen Teich. Schwarz und unergründlich ruhte er in der Tiefe an jäh abstürzender Bergwand. Hoch droben wie ein Raubritternest schaute die Prinz-Heinrich-Baude zu Tal.

„Das ist das Auge Riebezahls“, sagte Karl, auf den Großen Teich weisend.

„Hu — wie graulich.“ Die große Lilli griff unwillkürlich nach Mutters Arm.

Friedel aber hatte das Gesicht in Bärbels geblümtes Dirndlkleid gesteckt. „Ich will's nå sehen, ich mag Riebezahls Auge nå sehen; es schaut mich halt gar so schwarz und beese an“, weinte das Kind angstvoll.

Erst beim Weitergehen, als Bärbel ein Lied anzustimmen begann, um das Schwesterchen auf andere Gedanken zu bringen, beruhigte sich die Kleine.

„Das Wandern ist des Müllers Lust . . .“ hell wie eine Lerche

jubelte Bärbels Stimme in den wonnigen Tag hinein. Da — ein Echo von der Höhe — — — Bärbel brach ab und laufchte.

„Das muß der Dpiß Hermännel sein“, sagte sie. Und wirklich, ihr musikalisches Ohr hatte sich nicht getäuscht. Als man die Prinz-Heinrich-Baude erreichte, da saß auf der Aussichtsbank der Herr Lehrer Dpiß und der Hermann. Das herrliche Wetter hatte die beiden ebenfalls auf die Höhen gelockt.

Die Herren, die Kollegen waren, machten sich miteinander bekannt.

„Hast du uns denn da unten am Teich erkennen können, Hermännel?“ erkundigte sich Bärbel.

„Gesehen hab' ich dich nicht, aber gehört. Deine Stimme kenne ich unter allen andern heraus“, erwiderte der Junge.

In der Baude war viel Betrieb. Allenthalben Touristen und Wandervögel. Der Zitherspieler griff in die Saiten und stimmte an:

„Wo im schönen Schlesierlande
Rübezahl sein Zepter schwingt,
Wo auf schroffem Felsenrande
Freundlich manche Baude winkt,
Wo Habmichlieb und Enzian blühen,
Dahin, dahin möcht' ich ziehn.“

Die Baudengäste fielen in den Sang ein, soweit ihnen das Lied bekannt war. Aber plötzlich verstummte eine Stimme nach der andern — nur eine Mädchenstimme blieb übrig, die unbefangen den Vers mit anstimmte:

„Wo der Koppe Zinnen ragen
In die Lüfte stolz und kühn,
Wo sich flücht'ge Wolken jagen
Eilend an den Felsen hin,
Wo Habmichlieb und Enzian blühen,
Dahin, dahin möcht' ich ziehn.“

Lauter Applaus lohnte das schlesische Berglied. Alles klatschte. Der Zitherspieler verbeugte sich dankend und machte mit seinem Sammelteller die Runde.

Hermann Dpiß stieß die neben ihm sitzende Bärbel an. „Du, Bärbel, der Beifall galt dir und nicht dem Zitherspieler. Du hast tausendmal besser gesungen als er. Sieh nur, die Leute gucken alle auf dich“, machte er sie aufmerksam.

Erschreckt blickte Bärbel von ihrer Erbsuppe, die der Studienrat zu den mitgenommenen Stullen bestellt hatte und die sie voller Andacht löffelte, auf. Wirklich, aller Augen waren auf ihren Tisch gerichtet. Verlegen senkte Bärbel den dunklen Kopf wieder auf ihren Teller. Als der Zitherspieler wieder ein neues Lied anstimmte, war sie nicht mehr zum Mitsingen zu bewegen. Diesmal blieb das Beifallklatschen aus.

Nach kurzer Rast trat man wieder hinaus in den goldenen Sonnenschein. Die beiden Kollegen Herr König und Herr Dpiß hatten durch gemeinsame Interessen Gefallen aneinandergefunden. Gern kam der Krummhübler Lehrer der Aufforderung nach, sich mit seinem Sohn auf der Weiterwanderung anzuschließen. Trotzdem die Sonne schon bald im Mittag stand, ging die Luft frisch und kühl. Auf den grünen Matten schritt man wie auf Samtteppichen.

„Hier oben wandert es sich noch einmal so leicht“, meinte Frau König.

„Dafür sind wir auch in einer Höhe von mehr als vierzehnhundert Meter“, erwiderte ihr Mann. „Also Herr Führer, wohin geht es nun?“ wandte er sich scherzend an den mit bedeutend leichter gewordenem Rucksack herumtollenden Karl.

„Halt uff a Koppe.“

Die Königischen Mädels begannen das Lied, das sie soeben in der Baude gehört hatten, zu trällern. „Wo der Koppe Zinnen ragen, dahin, dahin möchte ich ziehen.“

„Frei nach Goethe“, lachte die Mutter. „Ihr wißt doch, Kinder, in welchem Goetheschen Gedicht ein ähnlicher Refrain vorkommt?“

„Aber natürlich“, sagte Gerda, die Gymnasiastin, beinahe gekränkt.

Lilli schwieg errötend. Sie wußte es nicht.

„Na, Bärbel, weißt du's?“ examinierte Hermann Dpiß die jüngere Freundin.

„Nu freilich, halt aus dem Gedicht, wo die Zitronen blühen, und wo halt auch so ein hoher Berg vorkommt wie unsere Schneekoppe“, war die Antwort.

„Ei — ei — die Bärbel kennt sogar Mignon und das Land, wo die Zitronen blühen“, wandte sich der Studienrat belustigt an seinen Wandergenossen Dpiß.

„Die Bärbel hat einen gescheiten Kopf und seltenen Bildungsdrang. Sie ist meine beste Schülerin. Leider will die Mutter nichts davon wissen, daß sie das Lyzeum besuchen soll“, berichtete Herr Dpiß.

„Und der Vater, wie stellt sich der dazu?“ erkundigte sich der Kollege.

„Vater Kleinert ist ein braver und kluger Mann. Von ihm hat Bärbel wohl die Intelligenz geerbt, ebenso wie ihre musikalische Begabung. Er würde seinem Kinde sehr gern einen Weg zur Bildung erschließen.“

„Hm“, machte der Studienrat. „Im allgemeinen halte ich es ja nicht für gut, einen Baum aus seinem Erdreich zu entwurzeln.“

„Aber wenn der Boden besser ist, in den man ihn verpflanzen will? Wenn der Baum daraus neue Säfte, neue Kräfte ziehen kann, um edlere Früchte zu tragen?“ wandte der Krummhübler Lehrer ein.

„Sie haben recht, Herr Kollege“, gab der Studienrat nach kurzem Besinnen zur Antwort. „Man darf ein besonders begabtes Kind nicht von größeren Leistungsmöglichkeiten ausschließen. Vielleicht hat meine Frau Einfluß auf Mutter Kleinert.“

„Was hat deine Frau?“ erkundigte sich Frau König, interessiert den Kopf wendend. Sie hatte die Gabe, mit den Kindern zu scherzen, die kleine Leichmannbaude, die so still mit ihrem Glockentürmchen am Bergsee träumt, zu bewundern, und dabei noch zu hören, was man hinter ihr sprach.

Als sie vernahm, wovon die Rede gewesen, war sie sogleich Feuer und Flamme. Freilich, sie hatte Einfluß auf Mutter Kleinert, sie wollte versuchen, sie umzustimmen. Bärbel wäre ihr in den wenigen Wochen fast so liebgeworden wie eins der eigenen Kinder.

Wie gerne wollte sie diesem lieben Mädcl den Lebensweg ebnet helfen.

Merktwürdig — Bärbel's Gedanken beschäftigten sich ebenfalls mit dem Töchterhuzum, trotzdem sie nichts von dem Gespräch der Erwachsenen erlauscht hatte. Die Kinder waren mit Mohrle ein weites Stück voran. Hermann Dpiß ging mit Gerda. Die beiden Gymnasiasten tauschten gemeinsame Schulinteressen aus. Elli pflückte Blumen, Friedel sprang mit dem Hund herum. Karl spähte nach seltenen Steinen aus. Der alte Professor, der bei ihnen im Rosenhäusel wohnte, pflegte ihm dafür einen Zehner zu geben. So war Bärbel ihren Gedanken überlassen. Sie wollte auch soviel lernen wie die Gerda. Natürlich mußte es dem Hermann mehr Spaß machen, mit der klugen Gerda, die so viele Sprachen erlernte und später mal studieren wollte, zu plaudern als mit solchem Dorf-gänsel, wie sie eins war. Sie mußte — mußte zu Oktober aufs Lyzeum! Aber wie das anfangen? Wie der Mutter Widerstand besiegen?

Rübezahl! — Dem Kind der schlesischen Berge, das sich vorhin zu groß gedünkt hatte, um noch an die Rübezahlsagen und -märchen zu glauben, kam unwillkürlich der Name des Berggeistes, der so viele Wunder getan, der so manchem aus der Not geholfen, in den Sinn. Vielleicht half Rübezahl wirklich, wenn man nur fest an ihn glaubte. Die Großmutter hatte es oft erzählt.

An der Hampelbaude vorbei führte der Weg jetzt zum Schlesierhaus hinauf. Der Lehrer Dpiß wandte sich zu den Kindern, die wie Böcklein bald hierhin, bald dorthin sprangen, und wies auf eine Tafel am Weg. Lachend lasen sie folgenden Vers:

Wanderer, merk dir dies und das,
Geh auf dem Weg und nicht ins Gras.
Damit man leicht und ohne Müß
Dich unterscheiden kann vom Vieß.

Droben am Schlesierhaus machte Karl das Kunststück, mit einem Bein auf deutschem Boden zu sein, mit dem andern auf böhmischem. Die Riesenbaude, die dem Schlesierhaus gegenübersteht, war

tschechisch. Allenthalben las man Wegweiser in deutscher und unleserlich tschechischer Sprache. Noch einen Blick hinab in den Riesengrund. Dort drüben war der Brumenberg, in dem Rübezahl hauste — mit ängstlichen Augen betrachtete die kleine Friedel den großen Berg.

Nun war man am Fuße des Koppenkegels. Nur noch den letzten Zickzackweg hinan, auf dem die Menschen wie kleine schwarze Ameisen hinauftrabbelten. Aber so einfach war die Sache nicht, wie sie aussah. So leicht machte es Rübezahl dem Wanderer nicht, seinem höchsten Berg den Fuß in den Nacken zu setzen. Da mußte man gehörig den steinernen Zickzack hinaufsprusten und schwitzen. Den Gebirgskindern machte es nichts aus, aber die Städter, die das Steigen nicht so gewöhnt waren, bekamen Herzklopfen.

„Nicht sprechen beim Steigen“, sagte Herr Dpiß zu der jungen Gesellschaft, „das ist die erste Bergregel.“

So — nun war man oben, hoch oben auf der Schneekoppe. Als erster hatte Mohrle das Ziel erreicht. Ein starker Sturm blies hier auf dem Plateau — „tut die Windjacken um, Kinder, Rübezahl pustet einen auf seiner Schneekoppe tüchtig an“, mahnte Frau König, als die leichtsinnige Jugend sich so erhitzt lagern wollte.

Die Koppenhäusel, die Bärbel von ihrem Bett aus so winzig klein erschienen, waren gar stattlich. Ein deutsches und ein tschechisches Gasthaus gab es, die kleine Koppenkapelle und daneben hoch emporragend das Observatorium. „Hier macht Rübezahl das Wetter“, erklärte der Führer Karl.

„Kinder, wenn ihr mit euren Butterschnitten fertig seid, dürft ihr euch auch mal die Aussicht ansehen“, neckte Studentrat König, da die Jugend sich sogleich auf den Rucksack stürzte.

Freilich, der Blick in die weiten Lande hinein war lohnender als alle Schinken- und Käseschnitten. Herrlich, überwältigend schön lagen blühende Täler und Dörfer, Waldgründe und goldene Saatsfelder ihnen zu Füßen.

„Krummhübel sieht aus wie aus der Spielzeugschachtel — kann man das Rosenhäusel in Wolfshau erkennen?“ erkundigten sich die jungen Mädchen.

„Mit bloßem Auge nicht, aber es gibt ein Fernglas hier oben. An klaren Tagen wie der heutige kann man bis Breslau sehen“, berichtete Hermann Opiß.

Das mußten die Mädels natürlich probieren. Vaters Zeißglas wurde verschmählt. Das lange Fernrohr mußte eingestellt werden. Zuerst aufs Rosenhäufel — „Bärbel, deine Mutter gießt die Wäsche auf der Bleiche“, schrie Gerda begeistert, als ob sie das nicht alle Tage bequemer unten sehen konnte.

„Ach bitte, laß mich halt mal“, bat Bärbel. „Ich seh die Großmutter, sie streut den Hühnerle Fütter —.“ Bärbel war nicht minder begeistert. Hermann stellte auf Breslau ein. Aber ob das nun der Jobten bei Breslau war oder das Altvatergebirge, blieb unaufgeklärt. Sogar die Herren Lehrer waren sich darüber nicht einig. Nach Böhmen zu aber hatte Rübezahl inzwischen einen dichten Wolkenschleier vorgezogen.

„Wenn ihr mich noch einmal durchs Fernrohr sehen laßt, sag ich euch halt ganz was Feines“, versprach Karl den königlichen Töchtern.

Die legten ihre Groschen zusammen, denn neugierig waren sie beide. Nachdem sich Karl genugsam am Fernrohr ergötzt hatte, bestürmten ihn die andern: „Nun sag endlich, was du Schönes weißt — nu sag auch, Karle!“

Karl machte ein vielverheißendes Gesicht.

„Die Großmutter tut sprechen, wenn und man ist uff des Herrn Riebezahls Schnäköpfe und tut hier oben halt einen Wunsch, den erfüllt der Herr der Berge.“ Halb geheimnisvoll, halb lachend kam es heraus.

„Au — famos — da müssen wir uns alle was wünschen“, rief Gerda lustig. „Ich wünsche mir den nächsten Tennispriest.“ Sie war eine tüchtige Spielerin.

„Und ich wünsche mir ein gutes Zeugnis zu Oktober.“ Damit sah es bei Lilly nie besonders glänzend aus. „Und du Bärbel?“

„Ich sag nicht, was ich mir wünschen tu“, erwiderte Bärbel und das bräunliche Rot ihrer Wangen vertiefte sich. „Wenn man's sagt, geht's halt nicht in Erfüllung.“

„Bärbel — Bärbele —“, drohte Hermann, „ei wie kann man mir so abergläubisch sein.“ Da wurde Bärbel noch röter und schämte sich.

„Ich tu mir vom Riebezahl wünschen, daß er das ganze Gebirge in Schokolade verwandeln täte“, rief Karl, das Leckermaul.

„Eher noch in Zucker“, scherzte Gerda, „aber da mußt du bis zum Winter warten.“

„Und du, Friedel?“ fragte man die Kleine.

„Ich tu mir nichts weiter wünschen, als daß der Riebezahl uns auf dem Heimweg nâ in Steine verwandelt.“ Es war Friedel nicht recht geheuer auf der Schneekoppe, auf die sie sich so gefreut hatte.

Klein-Friedels Rübezahlwunsch ging als erster in Erfüllung. Ohne in Felssteine verwandelt zu werden, langten sie wohlbehalten, wenn auch recht müde, wieder in Wolfshau an.

Ob der Herr Rübezahl die andern Wünsche wohl auch erfüllte?

5. Kapitel.

Von der Volksschule zum Lyzeum.

Die Sommergäste rüsteten zur Heimreise, schweren Herzens. Der Abschied von diesem schönen Stückchen Erde, von den braven, einfachen Menschen, mit denen man wochenlang zusammengelebt hatte, ging ihnen recht nahe. Gerda, Lilly, Bärbel und Karl, das Quartett, waren am letzten Tage unzertrennlich. Gemeinsam gingen sie nochmal, mit Rannen und Körben bewaffnet, in die Blaubeeren. Alle Lieblingsplätze mußten zum letztenmal besucht werden.

Inzwischen versuchte Frau König, eingedenk ihres Versprechens, das Gespräch mit Frau Kleinert auf ihre Tochter Bärbel zu bringen.

In der Küche war es, wohin Frau König das Frühstücksgeschirr zurückgebracht hatte.

„Sie glauben nicht, liebe Frau Kleinert, wie schwer uns der Abschied von dem lieben Rosenhäusel wird“, begann sie. „Unsere Mädels können sich gar nicht vorstellen, daß sie wieder in einer Etagenwohnung haufen sollen ohne die Bärbel, ohne Mohrle und ohne die Wiese mit dem Koppenblick. Wenn einer von Ihnen nach Breslau kommt, muß er uns bestimmt besuchen. Das Versprechen müssen Sie mir geben.“

„Nu je, — wie sollte och von uns eins nach Breslau kummen. Soviele Geld ha' mer nã iebbrig, Frau Kenig“, meinte Mutter Kleinert, den Spinat aus dem Garten verlesend.

„Ei, die Bärbel laden sich unsere Mädels mal ein, vielleicht zu Weihnachten. Wir haben sie wirklich liebgewonnen, das Bärbele.“

„Nu jo jo, nee nee, sie is halt och a Prachtmädele!“ kopfnickte die Großmutter dazwischen, die mit welken Fingern ebenfalls die Wurzeln vom Spinat entfernte.

„Zu Weihnachten — nu das wãr' jo was! Zu Weihnachten ha' mer hoffentlich wieder unser Häusel voller Wintergäste. Da kann die Bärbel nã furtmachen. Und was sult sie och in Breslau? Sie sein seine Leite, Frau Kenig, da tut unser Bärbel nã zu passen.“

„Unsere Kinder haben miteinander Freundschaft geschlossen, Frau Kleinert. Und ich hoffe, daß es nicht nur eine Sommerfreundschaft ist, sondern von längerer Dauer. Von Bärbel können meine Mädels nur Gutes lernen. Sie ist ein fleißiges, pflichttreues Mädchen.“

„Nu jo jo, nee nee!“ ließ sich die Großmutter wieder beipflichtend vernehmen.

„Wenn und die Bärbel ist erst amal eingefãgnet und als Stubenmädels in Dienst, denn hat die Freundschaft sowieso a Ende“, meinte Frau Kleinert, die das Leben kannte.

„Warum wollen Sie die Bärbel denn in einen Dienst geben, Frau Kleinert? Das Mädels kann doch weiß Gott mehr leisten. Die sollten Sie auf die höhere Mädchenschule schicken, aufs Lyzeum, da wãr' sie am richtigen Platz.“ Frau König wagte einen Vorstoß.

„Nu jo jo, nee nee, so hat der Herr Lãhrer halt och gesprochen, gelt, Mariele?“ wandte sich die Alte an die Tochter. Die sah die Dame mißtrauisch an. Hatte man sie abgeschickt, um sie umzustimmen? Dazu mußten sie sich einen andern aussuchen als einen schlesischen Bauernschädel aus dem Gebirge. Frau Kleinert schwieg hartnãckig und zupfte an ihrem Spinat, als ob sie sonst nichts in der Welt interessiere.

„Die Bärbel hãtte vom Lyzeum aus ganz andere Ausichten fürs Leben“, begann Frau König aufs neue ihre schwierige Mission. „Nicht nur, daß sie eine andere gesellschaftliche Stellung einnehmen wãrde — — —.“

„Mein Mädels braucht keene andere Stellung nã als ihre Mutter, ich bin halt och amal Dienstmädels gewãsen und es hat mir nischte nã geschadet, im Gegenteil“, beharrte Frau Kleinert.

„Aber sie kann doch von der höheren Schule aus viel mehr Geld verdienen, Frau Kleinert.“ Die Fürsprecherin griff jetzt zum letzten Mittel. Sie wußte, daß Bärbels Mutter sehr auf Geld aus war, daß sie den Groschen zweimal umdrehte, ehe sie ihn ausgab.

Und wirklich, Frau Kleinert ließ den Spinat sinken, blickte von ihrer Arbeit auf und meinte: „J, wohãr denn?“

„Nun, das ist doch klar. Als Lehrerin, Post- oder Bankbeamtin, ja auch als kaufmãnnische Angestellte wãrde sie doch ein viel grøßeres monatliches Einkommen haben wie als Stubenmädels. Das haben Sie sich gewiß noch niemals überlegt, Frau Kleinert“, fügte die kluge Frau hinzu, da sie merkte, daß Bärbels Mutter schwankend wurde.

„Nu nã, Mariele, das ha' mer uns nã ieberlãgt, gelt nã?“ stimmte die Großmutter bei. „Wenn und's Bärbele kann von a hohen Schule halt viele Geld verdienen, nu da mecht ma doch sprechen, ma sein scheene tumm, wenn und mer lassen sie nã hingãhen.“

„Nu jo jo — da ham Se rechte, da ham Se halt rechte“, stimmte jetzt auch Frau Kleinert bei. „Wenn das asu is, nu da ist's ja guet. Da lãßt sich halt nischte nã dagãgen sagen“, sprach's und trug den Spinat unter den Brunnen zum Waschen.

Frau König aber ging stolz zu ihrem Mann, ihm das Resultat ihrer Verhandlung mitzuteilen.

Als die Kinder mit blaubeschmierten Mündern vom Heidelberg, wo es die meisten Heidelbeeren gab, heimkehrten, waren die Koffer geschlossen und über Bärbels Zukunft beschloffen. Das in Aussicht gestellte viele Geld zog — da konnte man am Ende das Rosenhäufel kaufen! Frau Kleinert überlegte nicht weiter. Für sie war die Sache erledigt. Des Einverständnisses ihres Mannes war sie von vornherein sicher; der wünschte ja selbst, daß Bärbel die höhere Schule besuchte.

„Bärbel“, rief sie zum Gartenplatz hinaus, wo die Jugend unter dem Apfelbaum zum letzten Male zusammensaß. „Bärbel, tu doch der Ziege frische Streu hinschütten und die Blaubeeren zum Abend mit Milch uffstellen. Und denn kannst du zum Herrn Löhner nieberspringen, wenn und er will dich halt immer noch uff die hohe Schule nehmen, deine Eltern hätten nischte nä mehr dagägen.“ Frau Kleinert hatte Furcht, daß jeder Tag, den sie versäumte, die Geldsumme, die Bärbel mal verdienen konnte, verringerte.

„Hurra!“ schrien die Freundinnen. „Hurra! Die Bärbel kommt aufs Lyzeum!“

Bärbel selbst saß starr. Kein Wort vermochte sie herauszubringen, kein Glied zu rühren. Rübezahl — der Herr Rübezahl! Das war alles, was sie denken konnte. So war es doch keine Mär, was die Großmutter erzählte — Rübezahl, der mächtige Berggeist, hatte ihren Wunsch erfüllt.

Wie im Traum ließ sie den Jubel der Gefährtinnen, die Fragen Karls über sich ergehen. Wie eine Nachtwandlerin kam sie den Anordnungen der Mutter, im Ziegenstall Streu aufzuschütten und die Blaubeeren herzurichten, nach. Als sich die ganze Kinderstube hinter sich herschallte: „Das tu ich dir aber sagen, Mädels, deine Pflichten in Haus, Stall und Garten darfst du mir nä darieber vergessen. Und von dem Gelde, was du amal verdienen tußt, da wird's Rosenhäufel gekauft — gelt ja?“

Das Rosenhäufel, das war das einzige, was Bärbel von der Mutter Rede begriffen hatte. Nun, das war ja ganz selbstverständlich, daß von dem Gelde, das man verdiente, das Rosenhäufel einmal gekauft werden sollte. Dazu sparte man ja jahrein, jahraus — erst das Pferd, dann das Häufel. Still ging Bärbel neben den Freundinnen an der lustig plätschernden Lomniß entlang. Wie das Wasser plätscherte auch das muntere Gespräch an Bärbels Ohr dahin. Sie war immer noch mit ihren Gedanken woanders, sie konnte es immer noch nicht fassen, daß ihr Wunsch, viel zu lernen, so plötzlich in Erfüllung gehen sollte. Erst als aus der Weißblattlaube Hermanns langaufgeschossene Gestalt beim Nehen des Besuches empor schoß, sammelte sie ihre verworrenen Gedanken.

„Hermann, die Bärbel darf aufs Lyzeum, ihre Mutter erlaubt es!“ überschrien sich die andern.

„Ist's wahr, Bärbel?“ Beide Hände streckte der Primaner dem schweigenden Mädchen entgegen. „Mädels, so rede doch einen Ton — oder haltet ihr mich etwa zum Narren?“

„Mit einer so ernsten Sache treibt man halt keinen Spick, Hermannel. Wahr ist's — ich darf — ich darf wirklich aufs Lyzeum!“ Plötzlich, als Bärbel den Widerschein der Freude in Hermanns klugen grauen Augen sah, hatte sie erst richtig begriffen, da erst kam ihr die volle Glückseligkeit.

„Komm zum Vater.“ Er zog sie um das Haus herum in den Vorgarten, wo der Herr Lehrer an seinen Rosen bastelte.

„Vater, die Bärbel darf aufs Lyzeum, sie hat's bei ihrer Mutter durchgesetzt“, rief Hermann in heller Mißfreude, während Bärbel heimlich dachte, daß es ein ganz anderer, nämlich der Herr Rübezahl, durchgesetzt habe.

„Guten Tag, meine jungen Damen. Das ist ja eine recht erfreuliche Nachricht, eine bessere konntest du mir nicht bringen, Bärbel. Nun werde ich gleich das Gesuch um einen Freiplatz für dich beim Provinzialschulkollegium einreichen. Hoffentlich wird es rasch bewilligt“, sagte der Herr Lehrer, ebenfalls voller Freude.

„Und wenn's halt nicht bewilligt wird?“ Wie Reif legte es sich plötzlich auf Bärbel's junge Glückseligkeit. Daß noch andere als der Herr Lehrer und die Eltern ihre Zustimmung dazu zu geben hatten, das war ihr bisher nicht in den Sinn gekommen.

„Wenn's der Vater warm befürwortet, werden die sicher keine Schwierigkeiten machen“, beruhigte sie Hermann. „Kommt, Kinder, wir feiern in der Laube die Bärbel als Lyzeumschülerin und gleichzeitig den Abschied von Königs“, schlug er vor. Er stürmte mit langen Schritten ins Haus, um von der Mutter irgend etwas Gutes zur Feier zu erbitten.

Frau Dpiß hatte gerade frischen Pflaumenkuchen gebacken. Er sollte eigentlich erst zu morgen, dem Geburtstag ihres Mannes, sein; aber Hermann meinte, die heutige Veranlassung sei ebenso feierlich. Was tat die gute Frau Dpiß nicht für ihren Einzigen.

Herrlich mundete der frische Obstkuchen in der Weißblattlaube. Dabei wurden allerlei Pläne geschmiedet.

„Schade, daß die Schule schon wieder beginnt“, meinte Hermann. „Ich hätte dir gern Nachhilfestunden in verschiedenen Fächern gegeben, Bärbel, damit du auch bestimmt gut mitkommst im Lyzeum. Aber ich muß ja auch schon übermorgen wieder nach Hirschberg in die Penne.“

„Ich werde die Bärbel schon genügend vorbereiten, mein Sohn“, ließ sich da vom Eingang der Laube der Herr Lehrer hören. „An den schulfreien Nachmittagen kommst du zum französischen Unterricht zu mir, Bärbel, und — — —“

„Die Bärbel hat ja schon die halbe französische Grammatik gelernt“, rief Lilli König. „Auf den Spaziergängen haben wir immer Schule gespielt, und dann haben wir sie geprüft, die Gerda und ich.“

„Ei, da hat sie ja schon eine Grundlage, desto besser. Auch in den übrigen Fächern werden wir noch kleine Lücken ausfüllen müssen, Bärbel. Morgen vormittag fangen wir gleich mit Französisch an, hörst du?“

„Morgen —“, Bärbel machte ein betretenes Gesicht. „Morgen vormittag, wenn Königs abgereist sind, muß ich halt beim Scheuern

der Stuben helfen, und die Betten sollen gesont und geklopft werden. Die Mutter hofft, daß noch mal Gäste kommen, wenn und wir kriegen einen schönen Herbst.“

„Wenn wir einen schönen Herbst kriegen, Bärbel“, verbesserte sie Hermann. „Eine Lyzeumschülerin muß halt dialektfrei sprechen.“

„Halt ist auch schlesisch“, lachten ihn die Mädels aus.

„Also dann komme morgen nachmittag, Kind, ich werde dir mein Nachmittagschläschen opfern“, überlegte der Lehrer gutmütig. „Später geht es nicht, weil wir Kaffeebesuch haben.“

„Morgen nachmittag kann die Bärbel nicht Französisch lernen“, entschied da der jüngere Bruder Karl. „Morgen nach Lische gehn wir in die Preiselbeeren. Die Mutter will einkochen.“ Karl leckte sich bereits die Lippen in Vorfreude auf das süße Kompott.

„Ja, Bärbel, bestell nur der Mutter, wenn sie A gesagt, muß sie auch B sagen. Wenn sie dich aufs Lyzeum schicken will, muß sie dir auch die Zeit zur Arbeit dafür zugestehn“, sagte der Lehrer ernsthaft.

„Lernen ist für die Mutter keine Arbeit, sondern nur Zeitverschwendung“, meinte Bärbel bekümmert. Sie sah jetzt schon unliebsame Erörterungen voraus. Ach was, die wollte sie alle in Kauf nehmen, wenn sie nur lernen konnte wie Hermännel, wie die Gerda und Lilli. Und für den Notfall blieb ja auch noch der Ziegenstall ihre Zuflucht. Dort würde sie keiner stören.

Die Königischen Töchter verabschiedeten sich, um noch einen letzten Abendspaziergang mit den Eltern nach den Forstbäumen zu bis zum Aussichtsbänkel, das noch am längsten Abendsonne hatte, zu machen.

„Wenn du als Student nach Breslau kommst, mußt du uns besuchen, Hermann“, forderte Gerda den Lehrersohn auf. Wie die Wandervögel hatten sie sich alle bei ihren gemeinschaftlichen Wanderungen geduzt.

„Das hat noch gute Wege“, lachte Hermann. „Inzwischen kommt ihr sicher noch zu uns ins Gebirge.“

„Vielleicht zu Weihnachten“, versprach Lilli.

Am Abend, als Vater Kleinert, den Rucksack auf dem Rücken,

von der Arbeit durch den Schmiedeberger Forst heimging und mit den Vögeln um die Wette pfiff, kam ihm etwas Schwarzes mit Freudegeheul entgegengeflohen — Mohrle als Vorbote.

„Nu Hundel“, rief er erfreut, „nu mein Hundel, haste halt hargefunden zu mir?“ Liebevoll klopfte er das schwarze Fell des an ihm emporspringenden Kötters. Gleich darauf tauchten seine drei Ältesten im Lammgrund auf. Bärbel hatte es mit ihrer großen Neuigkeit nicht ausgehalten, bis der Vater heimkam.

„Vater“, rief sie schon von weitem, „die Mutter hat die Erlaubnis gegeben, daß ich zum Herbst aufs Lyzeum gehen darf.“

„Und dein Vater? Der wird gor nå gefragt, gelt?“ schmunzelte der Vater. Man sah ihm die Freude über die Einwilligung seiner Frau an.

„Vater, du wünschst es ja halt ebenso wie ich. Du hast immer gesagt, das Beste, was der Mensch hat, ist die Musik und das Lernen. Ich bin dir halt gar zu glücklich, Vater.“ Bärbel hingte sich zärtlich in den Arm des Vaters, trotzdem man sonst gar nicht im Rosenhäusel seine Liebe zueinander zu zeigen pflegte.

„So gäb' halt unser Herrgottel, daß es noch zu deinem Glücke sein möge, Bärbele“, sagte der Vater.

„Und das Rosenhäusel kauf ich für euch, sobald ich Geld verdiene, Vater“, versprach Bärbel eifrig, eingedenk der Mahnung der Mutter.

Da lachte Vater Kleinert herzlich. „Nu, bis dahin, denk ich, läuft noch viel Wasser die Lomniß 'nunter.“

Am nächsten Tage reisten Königs mit dem Versprechen, bald wieder ins Rosenhäusel zu kommen, ab. Bärbel winkte ihnen nach, bis das Jügel fast in Urnsdorf war. Dann ging sie zu ihrer ersten französischen Stunde.

6. Kapitel.

In der dritten Klasse.

Als der Engian im Eulengrund blühte, als man die Kartoffelfeuer überall auf den Äckern entzündete, ging Bärbel zum ersten Male ins Mädchenlyzeum. Herbe war die Luft von dem verbrannten Kartoffelkraut. Es roch nach Vergehen. Aber vor Bärbel lag der Frühling. Hoffnungsfreudig, voll junger Zuversicht trat sie in den neuen Abschnitt ihres Lebens ein.

Wochen fleißiger Arbeit lagen hinter ihr. Ohne ihre häuslichen Pflichten zu vernachlässigen, hatte sie im Verein mit Herrn Lehrer Opitz, der ihr ein treuer Führer war, die Lücken aufgefüllt, um die Reife für die dritte Lyzeumsklasse zu erlangen, die ihrem Alter entsprach. Oft sank ihr der Mut, wenn die französischen unregelmäßigen Verben gar so schwer waren, wenn sie sich gar nicht ihrem Kopf einprägen wollten. Da war es Hermann, welcher der jüngeren Freundin immer wieder Mut zusprach, wenn sie am Verzagen war, ob sie es schaffen würde. Er setzte Prämien für sie aus, ein schönes Buch, das er ihr lieb, oder eine Klavierstunde, die er ihr erteilte. Dann fühlte Bärbel neue Willenskraft in sich, die schweren französischen Worte, die ihr solche Pein machten, zu meistern. Und da gab es noch etwas, was Bärbel immer wieder aufweckte, nicht die Glinte ins Korn zu werfen: das Rosenhäusel, ihr liebes Häusel, das sie mit erringen helfen sollte.

Von der Provinzialschulbehörde war die Bewilligung einer Freistelle für Barbara Kleinert in Wolfshau eingegangen. Als die letzten Rosen im Garten blühten, hatte Bärbel den ersten Teil der französischen Grammatik durchgeackert, meistens im Ziegenstall, um ganz ungestört zu sein. Herr Opitz konnte sie guten Gewissens der dritten Lyzeumsklasse überweisen.

Sauber gekleidet wie stets, betrat Bärbel am ersten Morgen die dritte Klasse.

„Was will denn die hier? Die Kleinert Bärbel gehört doch nicht ins Lyzeum“, sagte da eine Mädchenstimme laut genug, daß die Neue es hören mußte.

Bärbel wandte sich errötend um. Sie begegnete den blaß-blauen Augen der Martha Liebig, die schon am Pfingstfest in der Kirche neidisch auf Bärbels Sologesang gewesen war. Der Tausend, die Liebig-Marthel noch in der dritten Klasse — ihren Jahren nach mußte sie schon in der ersten sein.

„Der Herr Lehrer Dpiß hat mir eine Freistelle im Lyzeum verschafft“, berichtete Bärbel freudig, denn sie war an gutes Einvernehmen mit den Schulkameradinnen gewöhnt. Sie meinte, ein jeder müsse sich mit ihr freuen.

„Nu, da könnt ja halt jedes aus der Volksschule ins Lyzeum gehen. Da ist man ja hier bald mit Kretzi und Plethi zusammen“, sagte die Maurermeister Tochter und drehte dem armen Häuslerkind dummstolz den Rücken.

„In der Schule geht's nicht nach dem Geldsack, sondern nach dem, was man leistet“, fiel da die Erste, Lisbeth Bechert, mit lauter Stimme ein. Sie war Arzttochter und ihr Vater als Menschenfreund rings in den Dörfern bekannt. „Du mußt dich halt jetzt noch auf die letzte Bank setzen, Kleinert Bärbel; aber du wirst schon 'nauskommen, gelt?“ Besonders freundlich zeigte sich Lisbeth gegen die Neue, um den andern ein gutes Beispiel zu geben.

„Ich muß bald in der ersten Bank sitzen“ gelobte sich Bärbel, als sie ihren letzten Platz einnahm.

Das war aber nicht so einfach. In Deutsch, Geschichte und Geographie war sie weiter als die Mitschülerinnen, da hatte sie keine Schwierigkeiten. Im Gegenteil, die dritte Klasse schaute oft bewundernd auf die Neue, wie sicher sie jeden Namen, jede Zahl wußte. Im Rechnen war die Sache schon schwieriger. Geometrie hatte Bärbel noch nicht in der Volksschule gehabt; diese Stunde machte ihr arges Kopfzerbrechen. Ohne ihren Freund Hermann Dpiß wäre sie wohl gar nicht damit zustande gekommen; denn dem Herrn Lehrer mochte sie nicht immer ihre Dummheit eingestehen. Aber vor dem Hermännel brauchte sie sich nicht ihrer Unwissenheit zu schämen. Der plagte sich selber genug mit dem Griechischen herum. Hermann hatte immer Zeit für Bärbel,

immer Geduld, wenn sie auch noch so schwer begriff. Und allmählich erhellte sich ihr Verständnis, allmählich drang sie in die schwierigen Berechnungen der Dreiecke und des Kreises ein. Beim Melken der Ziege sagte sie sich die Geometrieformeln auf, und die Ziege schaute sie dann mitleidig an, als wollte sie sagen: Was seid ihr Menschen dumm, daß ihr euch mit solchem Zeug plagt.

Gut, daß es auf den Winter zuing. Da hörte die Augenarbeit, nachdem die letzten Spätrosen verblüht und die Rosensträucher warm gegen die scharfen Winterstürme eingedeckt waren, auf. Da hatte Bärbel Zeit für ihre Schulaufgaben, wenn sie die mündlichen auch oft beim Scheuern und beim Füttern der Haustiere erledigen mußte.

Einmal, als sie am Samstag auf den Knien die roten Backsteine des Hausflurs scheuerte und dabei französische unregelmäßige Verben halblaut konjugierte, tönte plötzlich lautes Lachen in das fleißige Lernen. Im Eingang stand die Martha Liebig mit einer andern Schulkameradin. Sie brachten Vater Kleinert Hausgerät zum Ausbessern.

„Hahaha, es soll mich halt nicht wundern, wenn unsere Scheuerfrau auch nächstens französisch spricht“, lachte sie Bärbel aus. „Welt, Annele, so stellt man sich eine Lyzeumschülerin vor!“ Sie wies spöttisch auf Bärbels Sackschürze, auf die schweren Holzpantinen an ihren Füßen.

Bärbel strich sich mit der nassen Hand verlegen eine dicke Haarsträhne aus der Stirn. Es tat weh, das Ausgelachtwerden.

Da meinte Annele, welche die Freundin begleitete, begütigend: „Arbeit schändet nicht, sagt meine Mutter immer.“ Ein dankbarer Blick flog aus Bärbels tiefblauen Augen zu der Fürsprecherin. Dann öffnete sie die Tür zur Stube, wo der Vater allerlei bastelte.

„Vatel, die Liebig-Marthel möcht' halt was gerichtet haben.“ Während die Schulkameradin mit dem Vater verhandelte, riß Bärbel die Sackschürze vom Körper und schlüpfte aus den Holzpantinen. Die Mädels sollten sie nicht noch einmal als Scheuerfrau erblicken. Aber das Wort, das die Martha gesprochen, ging ihr nach.

Paßte sie wirklich nicht ins Lyzeum? War es Unbescheidenheit von ihr, daß sie sich dort eindrangte, wohin sie nicht gehörte?

Sie mußte ihre Bedenken ihrem Freunde Hermann mitteilen. Der lachte sie aus, aber es war ein anderes Auslachen als das der Martha. Gutmütig und beruhigend klang es. „Mädel, wer hat dir denn solche Flausen in den Kopf gesetzt? Die Liebig Marthel — die tut weder in der Schule was noch daheim. Die stiehlt dem lieben Herrgott die Zeit weg und pocht auf ihres Vaters Geldbeutel. Aber die Zeiten sind vorbei. Jetzt heißt es nicht mehr, wer ist der Mann, sondern was kann er. Heute sind wir gottlob so weit, daß man die Menschen nicht mehr nach ihren Kleidern, sondern nach ihren Leistungen einschätzt. Nimm dir die dummen Worte der Liebig Marthel nur nicht zu Herzen, Bärbel, zeig ihr halt, daß du mehr leistest als sie.“ Und getröstet ging Bärbel heim.

Ja, wenn Hermännel nur immer mit seinem Trost bei der Hand gewesen wäre! Bärbel war gut Freund mit all den Schulfährtinnen; ihr freundliches, gefälliges Wesen, ihre strahlenden Blauaugen taten es fast jeder an. Und doch — die Liebig Marthel war als älteste und als reichste aus der Klasse tonangebend. Wenn die Marthel die Nebenbühlerinnen auf Bärbels feuerrote Hände aufmerksam machte, welche diese nichtsahnend auf dem Tisch liegen hatte, und dazu spöttisch flüsterte: „Jetzt blüht der Mohn halt schon zu Weihnachten“, dann hatte sie die Lacher auf ihrer Seite. Was nützte es, daß Bärbel die roten Verräter fleißiger Arbeit geschwind unter den Tisch barg, daß Lisbeth, ihre treue Annehmmerin, schlaffertig für sie antwortete: „Nu freilich, aber halt der Klatzschmohn!“ Bärbel wurde ihre beste Eigenschaft, ihre natürliche Unbefangenheit durch den Spott der Schulkameradinnen genommen. Kinder sind grausam. Sie denken sich nichts Arges dabei, wenn sie lachen, sobald ihnen etwas komisch erscheint. Bärbels französische Aussprache war in der Tat etwas drollig. Sie sprach das Französische ungefähr so, als ob einer Holz hackt. Martha Liebig, die mit den Eltern schon in der französischen Schweiz gewesen, hatte eine bessere Aussprache. Aber deshalb brauchte sie doch nicht jedesmal eine laute Lachsalve anzuschlagen, in welche die ganze Klasse einstimmte, wenn Bärbel

ihr abgehacktes Französisch hören ließ. „Die Kleinert Bärbel stottert französisch“, dieser Wiß der Martha machte die Reihe herum in der Schule. Bärbel wagte gar nicht mehr, sich in Französisch zu melden, auch wenn sie die richtige Antwort wußte, so fürchtete sie sich vor dem Spott der Gefährtinnen. Dabei mußte sie sich auch noch redlich Mühe geben, ein reines Deutsch zustande zu bringen. Etwas schlesische Mundart sprachen sie ja alle, die Kinder aus dem Gebirge. Aber in der Schule sollte man dialektfrei sprechen. Bärbel hörte daheim von der Großmutter und den Eltern, von den Nachbarn ringum unverfälschte schlesische Mundart, während die Kinder der gebildeteren Kreise reineres Deutsch zu Hause sprachen. Aber wenn Bärbel im Rosenhäusel hochdeutsch zu sprechen begann, dann lachten wiederum die Geschwister sie aus, und die Mutter meinte wohl gar: „Nu, Mädel, sprich doch, wie dir der Schnabel gewachsen sein tut. Wenn und du rädst halt wie der Herr Pastor uff a Kanzel, da tun die Leute sprechen: ‚Die Kleinert Bärbel is halt nâ richtig in a Ruppe.‘“

Dem Bruder Karl war es unfassbar, daß Bärbel sich so nach dem Lernen riß. Der war froh, wenn er seine Aufgaben heruntergeschmiert hatte und sich im Hause oder im Freien tummeln konnte.

„Scheene tumm biste, Bärbel, daß du dich aso abqualen tußt. Wenn und du wärst in a Volksschule geblieben, da wärst du nächste Ostern fertig. Im Lyzeum mußt dich halt noch a paar Jahre schinden.“

Es gab Stunden, wo Bärbel selbst es dachte, daß es dumm von ihr gewesen sei, den geraden Weg zu verlassen und sich ein schwierigeres Ziel zu stecken. Wäre es nicht besser gewesen, wenn der Herr Rubezahl ihren Wunsch nicht erfüllt hätte?

„Aller Anfang ist halt schwer, Bärbele“, tröstete der Vater, der im Herzen seines Kindes zu lesen verstand. Wenn er am Feierabend zur Zither griff, und Bärbel fiel nicht in seinen Sang ein, oder ihre Stimme klang matt, dann wußte er, heute hat nicht alles in der Schule geklappt, da hat es mal wieder eine Enttäuschung gegeben. Wieviel Enttäuschungen hatte er in seinem Leben zu verzeichnen! Die Hauptsache war, sich nicht unterkriegen zu lassen, Zuversicht und

Frohsinn zu bewahren. Mit Kopfhängerei meisterte man das Leben nicht. Dabei hatte er selbst jetzt nichts zu lachen. Es war schwere Zeit. Frühzeitig war der Winter ins Gebirge gekommen. Auf dem Ramm lag bereits Schnee. Unten im Tal aber regnete es in Strömen. Erarbeiten wurden bei diesem Wetter nicht ausgeführt. Vater Kleinert war seit Wochen arbeitslos. Auch der gelbe Hörnerschlitten, der den Winterverdienst brachte, stand noch tatenlos im Schuppen. Erst kurz vor Weihnachten kamen die Wintergäste ins Gebirge. Aber wenn das so anhielt mit dem Regenwetter, dann sah es böß aus. Der Spargroschen für das Pferd mußte angegriffen werden. Von Tag zu Tag schmolz er mehr dahin. Kein Gedanke daran, das Pferd in diesem Winter zu kaufen. Nun, da spannte man sich halt selber wieder vor, das verdarb Vater Kleinert nicht die gute Laune. Ein bißel verdiente er ja mit Stühlflechten, mit dem Anfertigen von Schneeschuhen und Rodelschlitten. Und wenn erst zu Weihnachten die Fremden in Krummhübel einrückten, dann war der angegriffene Spargroschen bald wieder ersetzt.

7. Kapitel.

Weihnachten in den Bergen.

Vater Kleinerts Hoffnung trog nicht. Eines Morgens kurz vor Weihnachten hatte Rübezahl seinen Bergen, den Wäldern und Tälern die weiße Schneemütze übergestülpt. Weiß, schloßweiß alles, wohin der Blick schweifste. Das Rosenhäufel lag tief vergraben in den weißen Schneebetten. Die hohen Bergtannen standen wie Riesenschneemänner unter gewaltiger Schneelast gebeugt. Und immer noch schneite es, Tag und Nacht, im lustigen Flockenwirbel.

Heiß, lustig ging es jetzt auch in den kleinen Dorfhäusern zu. Da wurden die Schneeschuhe und Rodel vorgeholt. Schon in die Schule ging es auf Schneeschuhen, den Ranzen auf dem Rücken. Selbst Fritz, das Nestkücken aus dem Rosenhäufel, rutschte bereits auf Holzschuhen, die länger waren als der Dreiküßel selber, auf der sanft abfallenden Wiese umher. Mohrle war das einzige Schwarze in dem endlosen Weiß. Die Wangen der Dorfkinder glühten jetzt, wenn sie in die Schule kamen, meistens waren schon vorher Schneeballschlachten ausgefochten, der norwegische Eiskprung geübt oder gar vom Berghang schnell noch einmal heruntergerodelt worden. Mit klarem Auge, klarem Kopf arbeitete es sich dann nochmal so gut.

Bärbel hätte sich jetzt am liebsten zerteilt. Daheim wurden die Stuben für die Weihnachtsgäste hergerichtet, da mußte sie ganz selbstverständlich mit Hand anlegen. Das ging der Mutter vor allen Schularbeiten. Bärbel aber in ihrer Pflichttreue vermochte nicht unvorbereitet in die Klasse zu gehen. Da saß sie oft, wenn die andern schon schliefen, bei ihren Aufgaben, bis auch ihr die Augen zuzielen.

Der Briefträger, der mit seinem Ledersack vom Postamt nach Wolfshau hinabgerodelt kam, brachte einen Brief ins Rosenhäufel — Königs meldeten sich für die Weihnachtsferien an. Wie gut, daß man noch nicht vermietet hatte. Heller Jubel herrschte im Rosenhäufel bei den Kindern über die Anmeldung der Sommerfreunde. Bärbel und Karl brachten auf ihren Schlitten einen ganzen Wald von Tannenzweigen mit heim, die Stuben der lieben Gäste weihnachtlich zu schmücken. Vater Kleinert schlug eine allerliebste Weihnachtstanne, Mutter Kleinert rührte die Christbabe und die Rosinenstollen und stellte die Mohnköße an. Die Großmutter aber saß in all der geschäftigen Unruhe mit ihrer Niesel am warmen Herd und ließ die Stricknadeln fleißig klappern. Strümpfe und Schneesoßen, dickwollene Fausthandschuhe, Schals und warme Mützen entstanden unter ihren geschulten dünnen Fingern. Nicht nur für Kinder und Enkel regte die alte Frau emsig die Hände. Auch die Geschäfte in Krummhübel und Brückenberg nahmen gern

die gut gearbeiteten Wollfäden ab. Denn die Fremden kamen oft zum Götterbarmen leichtsinnig mit dünnen Sachen ins Gebirge. Die ahnten oft nichts von dem Eishauch des Herrn Rübezahl auf seinen Winterbergen.

Am Heiligabend hatte das Schneetreiben ausgetobt. Goldener Sonnenglanz lag auf Bergfirnen und schloßweißen Halden. Tiefblauer Frosthimmel überspannte das festliche Tal. Am Bahnhof Schlitten neben Schlitten; lustig bimmelten die mit Glöckchen behangenen Pferde. Vater Kleinert hielt mit seinem gelben Stuhlschlitten, der vorn hörnerartige Deichseln hatte, bei den übrigen Hörnerschlittlern. Ja, wenn man jetzt ein Pferd zum Vorspannen gehabt hätte!

Die Pferdehörnerschlitten wurden von den ankommenden Fremden bevorzugt. Bärbel und Karl waren ebenfalls mit ihren Rodeln zur Stelle. In dem Weihnachtsgewühl am Bahnhof durften sie nicht fehlen. Auch mußten Königs feierlich eingeholt werden. Das gab heute noch ein ärgeres Durcheinander, als das Jügel sich endlich durch den hohen Schnee hinaufgearbeitet hatte, wie im Sommer. Mit den Sportgeräten, welche die meisten Gäste mit sich führten, spießten sie sich bald gegenseitig auf. Wehe dem Armen, der, ohne vorher Logis zu bestellen, seine Schritte hierhergelenkt hatte. Es gab in Brückenberg, Krummhübel und Wolfshau kein unvermietetes Stübchen mehr. In den Hotels und Pensionen waren sogar die Badezimmer von Gästen belegt. Auch die Bauden droben auf dem Ramm waren über und über von Skiläufern besetzt. In langer Reihe fuhr die gelben Hörnerschlitten die bis über die Nase Vermummten hinauf zu den Bauden. Vater Kleinert beförderte mit seinem Hörnerschlitten Gepäck zur Hampelbaude. Es konnte spät werden, bis er heimkehrte.

Das gab ein freudiges Wiedersehen mit Königs. Gerda und Lilli sahen wie Buben in ihren dunkelblauen Trainingsanzügen aus. Dabei konnten sie noch gar nicht Schneeschuh laufen.

Durch den stillen Weihnachtswald klangen melodisch die Schlittenglöckchen, glitten die Rodel mit lautem Ruf: „Achtung!“, zogen die Schneeschuhläufer ihre schmale Spur.

„So schön habe ich mir unser liebes Tal im Winter doch nicht vorgestellt“, sagte Frau König voller Begeisterung, die jetzt in glühroter Abendsonne sich rosenrot färbenden Schneegipfel betrachtend. „Es ist märchenhaft schön.“

„Gelt ja?“ fiel Bärbel erfreut ein. „Im Winter ist's halt noch viel schöner bei uns als im Sommer. Wie freue ich mich, daß ihr euer Versprechen wahrgemacht habt und wirklich zu Weihnachten gekommen seid.“ Von rechts und links ärmelte sie die Freundinnen unter. Und das war gut. Denn die beiden hatten noch umbenagelte Stiefel und rutschten auf dem glattgefahrenen Abstieg bei jedem Schritt. Karl, der das Gepäck vor sich auf den Rodelschlitten geladen hatte, glitt pfeilgeschwind dahin. Bald war er den Blicken entschwunden.

„Wie sieht denn das Rosenhäusel jetzt im Winter aus?“ erkundigte sich der Studentrat. „Ich kann es mir ohne Rosenschmuck kaum vorstellen.“

„Da blühen halt jetzt die weißen Christrosen“, scherzte Bärbel.

„Und wie schaut's sonst im Rosenhäusel aus?“ erkundigte sich Frau König.

Ja, die Großmutter, die hätte es jetzt im Winter arg auf der Brust, und die Mutter, nun, die sei so ruhig wie stets. Der Vater habe das Pferdchen noch immer nicht kaufen können, man hoffe halt auf das nächste Jahr. Wo denn Mohrle stecke? Ei, der ginge dem Vater jetzt nicht von der Seite. Zur Hampelbaude sei er mit 'nauf, als ob das gute Viechel wisse, daß das Wintergebirge ernste Gefahren berge. „Mir ist's immer eine Beruhigung, wenn ich das treue Hundel beim Vater weiß“, schloß Bärbel ihren Bericht.

„Und du selbst, Bärbel? Wie geht es dir im Lyzeum? Kommst du gut mit? Gefällt es dir dort?“ erkundigten sich die jungen Mädchen.

„Nu, es hapert noch a bißel“, meinte Bärbel ehrlich. „Französisch ist halt gar zu schwer. Und — und — manche von den Mädchen sehen mich halt über die Achsel an.“

„Die sind wohl nicht recht bei Troste“, ereiferte sich Gerda.

„Wir üben jetzt in den Ferien mit dir Französisch, Bärbel,

dann werden sie schon Respekt vor dir bekommen“, versprach Lilli gutmütig.

„Das sagt der Dpiß Hermännel auch immer“, bestätigte Bärbel.

„Wie geht's im Lehrerhaus, Kind?“ wollte der Studienrat wissen.

„Man sieht sich jetzt im Winter halt selten nur. Der Hermännel hat arg viel zu arbeiten. Aber am Sonnabend darf ich doch immer zu ihm zur Klavierstunde kommen.“

„Ja, er ist ein recht begabter Junge“, meinte Herr König.

„Er ist auch der beste Schneeschuhläufer. Sicher gewinnt er beim Jugendwettspringen wieder einen Preis“, fiel Bärbel, stolz auf den Freund, ein.

„Jugendwettspringen — wann ist das? Sind wir dann noch hier? Am 4. Januar beginnt die Schule wieder“, riefen die Schwestern interessiert.

„Ich denke schon, daß sie's zu Neujahr machen werden, weil der Schnee gerade gut ist“, überlegte Bärbel.

Frau König sprach wenig. Die kam sich wie verzaubert in diesem stillen Winterreich vor. Die gewaltigen Bergföhren in ihren Schneepelzen, die weißen Häuslein, die in die weiten Schneehalden verstreut waren, aus denen schon ab und zu ein Licht aufblühte, und dazu die Feiertagsstimmung des sich leise herabsenkenden Heiligabend — so andächtig hatte sie noch nie das Nahen des Weihnachtsabends empfunden.

„Unser Herrgott hat seine Festtafel bereits gedeckt“, meinte sie schließlich, sinnend auf das festliche Weiß ringsum schauend.

„Bekommt ihr heute abend auch beschenkt?“ fragte Lilli. „Wir kriegen diesmal nichts. Die Reise und unsere Sportanzüge — weiser haben wir uns nichts gewünscht“, erzählte Gerda.

„Das ist auch allermeist genug für den Geldbeutel eines Lehrers“, lachte der Studienrat.

„Wir gehen heute abend zur Kirche in die Christnacht. Ich sing halt wieder. Bescherung gibt's dieses Jahr nicht. Wir wollen froh sein, wenn wir so durch den Winter kommen“, meinte Bärbel, über ihre Jahre verständig.

Das Rosenhäusel blinzelte mit traulichem Lichtschein durch die Ritzen der grünen Fensterladen in den Schnee hinaus.

„Wie das Zuckerhäusel aus ‚Hänsel und Gretel‘ schaut es aus“, stellte Lilli fest.

„Da ist unser lieber Apfelbaum auf der Wiese, in dessen Schatten wir immer gefrühstückt haben. Jetzt muß der arme Kerl frieren.“ Frau König hielt in stiller Wiedersehensfreude Umschau.

Die Kinder waren bereits ins Haus gestürmt. Es roch weihnachtlich nach Lamm und frischgebackenem Kuchen.

„Bitte den Schnee abtreten“, erinnerte Bärbel fürsorglich. „Flur und Stuben sind zum Fest frisch gescheuert.“

Da hatte auch die Lilli schon die mauzende Miez auf dem Arm und die Gerda den strampelnden Fritzel. Indessen begrüßten Herr und Frau König die Großmutter und Frau Kleinert freudig. Das Rotkehlchen schmetterte seinen Willkommen dazwischen, als ob es Frühling wäre.

Königs fühlten sich wieder ganz zu Hause in den niedrigen Stübchen mit den weißgescheuerten Holzdielen und dem großen braunen Kachelofen, der im Sommer immer im Wege gewesen war, jetzt aber den Ehrenplatz einnahm. Lustig knackte das Fichtenholz im Ofen; urgemütlich war's.

Gegen Abend zogen sie alle zur Christnacht in die Krummhübler Kirche.

„Vom Himmel hoch da komm ich her“ — Bärbels Stimme schwang sich jauchzend aus dem Kinderchor heraus.

„Als ob die Engel im Himmel jubilieren“, sagte Frau König zu ihrem Manne.

Festesandacht im Herzen, machte man sich auf den Heimweg durch feierlich schweigenden Winterwald. Droben am samt dunkeln Firmament hatten die Englein bereits den himmlischen Weihnachtsbaum entzündet. Mit Tausenden von Sternlichtern blühte und funkelte er über dem weißen Bergtal.

Das Rosenhäusel empfing die Heimkehrenden warm und wohligh. Auch dort brammte die kleine Weihnachtstanne. Der Vater, der inzwischen aus den Bergen zurück war, hatte sie mit

Wachskerzen besteckt. In seiner anspruchslosen Schlichtheit war das Bäumchen der Abglanz der bescheidenen Familie. Dann gab es doch noch eine Bescherung. Königs bauten für ihre lieben Wirtsleute auf dem weißgeschuerten Tisch ihre Gaben auf. Da strich die Großmutter mit scheuen Fingern über die schwarzseidene Sonntagschürze, Vater Kleinert probierte schmunzelnd die warme Pelzmütze auf. Oh, die würde gut tun bei dem eisigen Sturm, wenn er seinen Hörnerschlitten in sausender Fahrt zu Tale steuerte. Mutter Kleinert bewunderte die hübsche Kaffeedecke, Karl probierte seinen Luschkasten sogleich an Niezels Fell. Friedel sang ihr Püppchen in den Schlaf, und Frizel trompetete, daß er Lote hätte erwecken können. Selbst Mohrle wurde nicht vergessen. Er beschnupperte sachverständig seine Weihnachtswurst, ehe er sie mit plötzlichem Entschluß in den Magen spazieren ließ.

Ganz still saß Bärbel. Sie vergaß sogar zu danken. In wortloser Seligkeit blickte sie auf die Bücher vor sich: Schillers Gedichte und Dramen, vier stattliche Bände. Aber das war noch nicht alles. Ein Liederbuch, eine Ausgabe von Volksliedern, war auch noch dabei.

„Damit du uns recht oft durch deinen Gesang erfreuen kannst, Bärbel“, meinte Frau König, das stumme Glück des Mädchens lächelnd beobachtend.

„Noten sind auch dazu, Bärbel, da kannst du dich auf dem Opitzschen Klavier selbst begleiten“, erklärte Gerda.

War das eine Freude im Rosenhäusel. Auch Kleinerts besicherten ihren Gästen; denn die braven Menschen mochten nicht annehmen, ohne zu geben. Vater Kleinert holte für die beiden jungen Fräulein selbstgeschnißte Skier herbei. Nur die Bindungen mußten sie sich beim Sattler dazu beschaffen. Er versprach den Lehrmeister zu machen in der Kunst des Schneeschuhsports. Mutter Kleinert brachte einen selbstfabrizierten Koppentäfel auf schlesischem Bauernsteller für ihre Gäste. Die Ziege hatte die Milch dazu geliefert. Auch die Großmutter bedachte die Königschen Töchter mit warmen Schals, die sie gestrickt hatte. Bärbel war traurig, daß sie gar nichts zu geben hatte für die Breslauer Freunde.

„Du schenkst uns das Allerbeste, Kind“, tröstete Frau König, „du singst uns nachher ein schönes Weihnachtslied.“

Als die Mohnklöße verzehrt waren, stimmte Vater Kleinert seine Zither. Bald zogen aus dem verschneiten Rosenhäusel fromme Weisen hinaus in die frostklare Weihnachtsnacht.

8. Kapitel.

Stille!

Eisfunktende Frosttage kamen. Die Weiden drunten am Bach standen in feinsten Raureisfleidern. Die Halden waren mit blißenden Schneediamanten besät. Goldener Sonnenschein lag über den schloßweißen Gipfeln. Juchhu — war das eine Lust! Auf der sanft abfallenden Wiese hinter dem Hause machten die Schwestern ihre ersten Schneeschuhversuche. Da purzelten sie lachend und kreischend durcheinander, daß keiner mehr seine eigenen Beine herausfand. Selbst Klein-Frizel, der schon so sicher auf seinen Schneeschuhen herumrutschte, lachte die jungen Großstädterinnen wegen ihrer Ungeschicklichkeit aus. Vater Kleinert hatte wenig Zeit dazu, den Lehrer zu spielen. In aller Frühe stand er schon mit seinem Hörnerschlitten zwischen Krummhübel und Brückenberg, wo die drei großen Sportbahnen zum Gebirge hinauf mündeten. Der gute Fremdenbesuch bei dem herrlichen Winterwetter mußte ausgenützt werden. Karl, der den Vater vertreten wollte, war als Lehrmeister zu unvorsichtig und zu wild. Da nahmen die Königschen Schwestern schon lieber einen Skifurs bei Bärbel. Aber deren Zeit war auch knapp bemessen. Mit dem Rodeln ging es bedeutend besser. Schon als kleine Mädchen waren Gerda und Lilli den Kinder-Jobten in Breslau mit ihren Schlitten hinabgefaßt. Nein, vor dem Rodeln hatten sie gar keine Angst. Aber

Vater Kleinert erklärte ihnen, daß auch das Rodeln im Gebirge verstanden sein will und daß man durch Unvorsichtigkeit oder mangelnde Übung dabei auch Hals und Beine brechen könne. Nachdem Lilli immer wieder in die Schneeöfchung gefahren war, und Gerda beim Steuern vor lauter Aufregung nicht mehr links und rechts unterscheiden konnte, wußten sie allmählich ihre Rodeln zu meistern. Der Studienrat, selbst ein begeisterter Rodler, konnte es wagen, mit ihnen eine Winterwanderung zur Prinz-Heinrich-Baude zu unternehmen und vom Kamin abzurodeln. Frau König aber vertraute sich lieber dem gelben Hörnerschlitten ihres braven Wirtes als den Rodelkünsten ihres Mannes an. Zu Vater Kleinerts Zuverlässigkeit hatte sie das größte Vertrauen. Auch Bärbel und Karl schlossen sich auf Aufforderung von Königs gern mit ihren Schlitten an.

Eine ganz andere Wanderung war das als damals im Hochsommer. Der Schnee knirschte unter den Füßen, man mußte in die Fußstapfen des Vorangehenden treten und versank trotzdem tief bis an die Knie im Schnee. Die Komik, die im Sommer über gewaltige Steinblöcke dahingeschäumt war, lag gebändigt in Eisfesseln. Zu unheimlichen Spukgestalten hatte der Winter Baum und Felsgestein verwandelt. Hier hockte es wie kleine Gnomen mit schneeeiger Zipfelmütze am Wege, dort schienen gewaltige weiße Riesen ihre Keulen zu schwingen. Rübezahl hielt nicht seinen Winterschlaf. Überall lauerte er dem Wanderer in seltsamer Gestalt auf, ihn zu schrecken und zu ängstigen. Karl machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, der furchtsamen Lilli, die mit bangen Augen in den weißen Winterwald spähte, Rübezahlmärchen aufzubinden. Dabei war er selbst seiner Sache gar nicht sicher.

Die Erwachsenen genossen mit geweiteter Brust die reine Luft, die erhabene Schönheit der Winterbergwelt. Zur sonnenbeglänzten Firnkette kletterten verummte Gestalten empor, Skier und Rodler. In saufender Fahrt ging es auf der andern Seite der geteilten Sportbahn zu Tal. Gerda und Lilli klopften doch ein wenig das Herz, wenn sie an die Abfahrt dachten.

Bärbel ging nachdenklich, ihren Schlitten hinter sich herziehend. Bisher hatte sie es immer als ganz selbstverständlich angesehen, daß der Vater den schweren Hörnerschlitten zu den Bauden emporziehen mußte. Andere Männer taten es ja auch. Aber heute, wo sie alle die Fremden nur zum Vergnügen, allenfalls mit Rodelschlitten oder Schneeschuhen zu Berg steigen sah, empfand sie die Schwere seiner Arbeit doppelt und dreifach. Koffer und Rucksäcke hatte er von Schneeschuhläufern, die ein paar Tage auf den Bauden bleiben wollten, aufgeladen. Drei Rodelschlitten waren noch hinten an seinem Hörnerschlitten festgebunden. Schwer atmend schleppte er seine Last zu Berg um ein paar Groschen Verdienst. Hatte es da nicht das Pferd, das an ihnen vorbei einen Hörnerschlitten mit verummten Inassen hinaufzog, viel besser als der Mensch? Das hatte von der Natur wenigstens die Kräfte zu der Arbeit, die es leisten mußte, mitbekommen. Das waren ernste Gedanken im Kopf eines noch nicht vierzehnjährigen Mädchens. Bärbel legte die Hand an den Hörnerschlitten und begann ihn hinaufschieben zu helfen. Der Vater merkte die Erleichterung wohl gar nicht. Aber sie hatte wenigstens das Gefühl, sein schweres Los zu teilen. Auf der andern Seite des Hörnerschlittens trottete Mohrle, den schwarzen, zottigen Kopf tief auf den Schnee gesenkt. Er sprang nicht wie sonst lustig bellend voraus. Auch das treue Tier empfand die Schwere der Last seines Herrn.

Wie aus weißem Mabafter tauchte die Schlingelbaude auf. Lange, dicke Eiszapfen hingen vom Schneedach fast bis zur Erde herab.

„Das Schloß der Eiskönigin“, rief Lilli, die noch im Märchenlande daheim war.

Dann kam der schwierigere Teil der Gletscherwanderung. Man ließ die schützenden Bergföhren, die gewaltigen Wegwächter, hinter sich. Hul — eisiger Sturm fuhr über die Schneehalden daher, wie spitze Nadeln stach es im Gesicht.

„A bissel zu gutt meint's doch das Maillüstel des Herrn Liebezah!“, scherzte Vater Kleinert, schnaufend haltmachend. Gerda und Lilli ärmelten Bärbel und Karl unter. Vereint trösteten sie dem eisigen Ansturm. Die großen Mädels hätten beinahe vor

Kälte geweint. Frau König klammerte sich an den Arm ihres Mannes, um nicht abgeweht zu werden.

Schritt für Schritt vorwärts in Eis und Sturm. Schwere Schneeflocken hatte der Nordost herangewälzt. Man sah nichts mehr von den vor kurzem noch sonnenbeschienenen weißen Tälern. Keine drei Schritt weit vermochte man durch die plötzliche Nebelwand zu schauen. Die hohen Orientierungstangen lugten wie Eismänner nur noch mit dem Kopf aus meterhohem Schnee empor. Nun begann es gar noch im tollen Wirbel zu schneien.

„Wir wollen umkehren; das heißt Gott versuchen“, stieß Frau König, nach Atem ringend, heraus. Sie mußte es wiederholen. Pfeifend nahm ihr der Schneesturm die Worte vom Munde.

Der Studienrat schien unschlüssig. Er war gewöhnt, jede angefangene Sache mit Pedanterie durchzuführen.

„Nu kommen Se ooch, Frau Kenig“, redete Vater Kleinert zu und griff stützend nach dem Arm der erschöpften Frau. „Gleich sein mer do, da kennen Se sich halt hibsch erholen.“ Er hatte nicht zuviel versprochen. Gerade als Gerda stöhnte, daß sie nun aber wirklich nicht mehr weiterkönne, und Lilli jammerte, daß sie sich bereits die Nase erfroren hätte, stieß sie mit derselben beinahe gegen den ganz verschneiten Eingang zur Prinz-Heinrich-Baude. Man sah das tief im Schnee vergrabene Haus nicht eher, als bis man dicht davor stand.

„Pu — —!“ Mit tiefem Aufatmen schüttelten sich die Schneemänner in dem vor dem Sturm Schutz bietenden Hausflur. Hausknechte eilten mit Reissigbesen herzu und lehrten die vereisten Kleider und Stiefel ab. Selbst an den Augenbrauen und Wimpern hatte man Eis.

Nur wer einmal aus wüstem Schneesturm in die warme Gemütlichkeit einer Riesengebirgsbaude gekommen, vermag das Behagen, das die Eintretenden umsing, nachzufühlen. Da drinnen in den Gastzimmern war mehr Leben und Treiben als im Sommer. Fast jeder Tisch war von Schneeschuhläufern und Rodlern besetzt. Überall wintergerötete Gesichter, frohe Mienen. Paare schoben

sich nach den Klängen des Zitherspielers zwischen den Tischen im Fortrott auf und nieder; Damen wie Herren in der blauen Skihose und im Wolljumper. Bald dampften Erbsuppe und Glühwein vor den Erstarrten, bald tauchten sie äußerlich und innerlich wieder auf. Nun waren die Städter doch stolz, daß sie's geschafft hatten; denn den Kindern der Berge machte „das bißel Wind“ nicht soviel aus, die waren daran gewöhnt. Vater Kleinert durfte nicht ins Führerzimmer, wohin er sich bescheiden zurückziehen wollte. Er mußte in der Gaststube am Königschen Tisch Platz nehmen. Ja, Frau König fand sogar, daß Vater Kleinerts Zitherspiel viel musikalischer klänge als das des Berufsspielers. Värbels Augen strahlten, als sie ihren Vater so gelobt hörte.

„Der Winter ist 'kommen, die Schneeschuh heraus!
Da bleibe, wer Lust hat, beim Ofen zu Haus.
Wenn andre noch schlafen, zur Bahn geht's in Eil',
Und ringsum schon grüßt man: „Ram'raden, Ski-Heil!“

Bald sind wir am Ziele, es locket die Höh',
Bergauf und bergab geht's durch schimmernden Schnee;
Durch schweigende Wälder empor geht es steil,
Das Tal bleibt tief unten — Ram'raden, Ski-Heil!“

So sang der Zitherspieler und der Gäste Chor fiel mit lauten Stimmen ein.

Wenn nur die Abfahrt nicht gewesen wäre! Den Königschen Schwestern pochte das Herz, wenn sie an ihre erste größere Rodelprobe dachten. Bei diesem Schneesturm hinabzusaufen — nein, es hatte gar nichts Verlockendes für sie. Auch Frau König wurde es trotz ihres Vertrauens zu Vater Kleinert unbehaglich zumute, wenn sie an den gelben Hörnerschlitten dachte. Es war doch eine recht gefährliche Sache.

Der Schneesturm hatte ein Einsehen mit den Neulingen des Wintersports. Trotzdem war der Abstieg bis zur Schuhhütte, wo man die Schlitten gelassen hatte, ein schwieriges Stück. Aber

schließlich saß Frau König bis über die Ohren eingehüllt im Hörnerschlitten und die andern auf ihren Rodeln. Vater Kleinert fuhr als erster. Er saß vorne auf zwischen den Hörnern und steuerte mit dem Absaß. Hui — wie die wilde Jagd verschwand ein Schlitten nach dem andern im weißen Bergwald. Herr König fuhr als letzter, um die etwa gestrandeten Töchter aufzulesen; die aber sausten, nachdem die erste Angst überwunden war, sicher ohne Unfall zu Tal. Sie mochten sich doch nicht von Bärbel und Karl auslachen lassen.

Auch im Skilauf machten Gerda und Lilli nette Fortschritte. Freilich, beim Jugend-Skivettsspringen droben in Brückenberg sahen sie erst, was die einheimischen Kinder leisteten. Wie die Vögel flogen die von der Sprungschanze durch die Luft. Hermann Dips trug den Ersten Preis im Christianiasprung davon. Karl erhielt ebenfalls einen Preis.

Auch die Mädel beteiligten sich am Wettsspringen. Bärbel kam unmittelbar hinter Martha Liebig zum Springen. Als sie glücklich unterhalb des Sprunghügels landete, fand sie die Schulkameradin weinend im Schnee sitzen. Sie hielt sich ihr Bein.

„Mein Fuß — au, mein linker Fuß — er ist bestimmt gebrochen“, jammerte sie.

„Woher denn — wirst ihn dir halt a bissel übersprungen haben“, tröstete Bärbel. Sie legte die Hände an den Mund und rief „Hermännel!“ zu der auf der andern Seite haltenden Knabenschar hinüber.

Hermanns lange Beine flogen auf den noch längeren Schneeschuhen im Augenblick herbei.

„Wo brennt's, Bärbel?“

Diese wies auf die Schulkameradin. „Versprungen hat sie sich halt den linken Fuß, die Liebig Marthel. Sieh auch, Hermännel, daß du ihn wieder zurechtsbandagierst.“

Hermann hatte, wie Bärbel wußte, stets Verbandzeug bei sich.

„Was du auch davon verstehst“, wehrte sich Martha, als Hermann den schmerzenden Fuß sachkundig zu bewegen begann. „Au — du — du tust mir weh!“ Das Mädchen schrie wie am Spieß.

„Gebrochen ist er nicht“, stellte der zukünftige Mediziner mit verblüffender Sicherheit fest. Er zog eine Mullbinde hervor, während Bärbel der Martha die Schneeschuhe abschnallte und mit behutsamen Fingern Stiefel, Stiffocke und Strumpf entfernte.

„Gib's Taschentüchel her“, befahl Hermann, „das Gelenk ist rot und geschwollen. Wir wollen mit Schnee kühlen.“ Geschickt wickelte er über das in Schnee getauchte Tuch die Mullbinde fest herum.

„Kannst du auftreten?“

Martha versuchte es. Aber mit einem Aufschrei sank sie wieder zurück.

„Ich hole einen Schlitten, da fahren wir dich heim.“ Auf Schneeschuhen sauste der junge Helfer davon, während Bärbel ihre Feindin, die ihr so manches Böse angetan, mitleidig stützte und ihr Trost zusprach.

Bald darauf fuhren Hermann und Bärbel die Patientin nach Krummhübel hinunter. Der dort zugezogene Arzt fand die Behandlung des Jungen durchaus vernünftig und zweckmäßig. Trotzdem mußte Martha mit einer Fußverstauchung wochenlang bis ins neue Jahr hinein liegen. Sie hatte Zeit, darüber nachzudenken, daß Bärbel ihr Böses mit Gutem vergolten hatte.

9. Kapitel.

Freilichttheater.

Der Winter währt lange in den Bergen. Wenn drunten in der Ebene schon die Obstbäume blühen, liegt droben noch Schnee. „Weiße Ostern“ sind im Gebirge das übliche.

Aber schließlich muß es doch Frühling werden! Auch ins Riesengebirge hält der Lenz, neues Leben spendend, siegreich seinen Einzug, wenn auch vier Wochen später als in der Ebene.

Eines Tages stand der Apfelbaum draußen auf der Wiese wieder im rosenroten Blütenkleid. Und das Kottehchen schmetterte am offenen Fenster des Rosenhäufels dem Lenz seinen Willkomm entgegen.

Bärbel lernte jetzt ihre Lektionen beim Umgraben des Erdriches, beim Düngen und Säen. Der gute frische Frühlingswind, der von den Bergen herabstürmte, tat wohl und machte ihr den Kopf klar und aufnahmefähig. Das war auch nötig. Oftern war sie in die zweite Klasse gekommen. Zu den französischen Sprachstudien hatte sich das Englische gesellt. Für Bärbel war beides neu. Oft brachte sie englische und französische Vokabeln durcheinander. Von ihr aus hätte der Winter ruhig noch ein paar Monate dauern können. Sobald die Außenarbeit in Feld und Garten begann, war es um ihre Muße für die Schularbeiten geschehen. Die mußten jetzt nebenbei erledigt werden; möglichst, daß die Mutter gar nichts davon merkte. Denn Frau Kleinert hatte längst vergessen, daß sie mit Bärbels Lyzeumsbesuch mal einverstanden gewesen war. Jahre konnten vergehen, bis das Mädcl überhaupt einen Pfennig verdiente; und bis man daran denken konnte, das Rosenhäufel zu erwerben — du lieber Gott! Nicht einmal fürs Pferdcl hatte es bisher gelangt. Die praktische Frau sah nicht, daß durch den Besuch der höheren Schule für die Tochter etwas anderes herauskam als unnütze Zeitverschwendung.

Bärbel ging jetzt auch noch zum Konfirmationsunterricht. Nächstes Jahr, wenn sie eingesegnet war, hätte sie als Stubenmädcl schon ein paar Mark verdienen können. Was nützte der Mutter die Laube auf dem Dache. Der Sperling in der Hand war ihr sicherer. So versuchte Mutter Kleinert auf jede Weise, Bärbels Lernen durch häusliche Arbeit zu durchkreuzen. Das Mädcl sollte selbst zu der Ansicht kommen, daß es für sie besser sei, die höhere Schullaufbahn aufzugeben; denn an ihrem Manne hatte Frau Kleinert keinen Bundesgenossen. Der war stolz darauf, daß sein Mädcl mehr lernen durfte als er selbst. Über jede gute Nummer, die sie heimbrachte, war er so erfreut, als wenn er Gott weiß was verdient hätte. Die beiden waren unpraktische Menschen,

ihr Mann und die Bärbel, gut zum Zitherspiel und zum Singen. Aber das Geld, Pfennig um Pfennig zusammenzukrahen, das kam ihnen erst in zweiter Linie. Da mußte sie, die tatkräftige Mutter, Haus und Kinder regieren. Sie würde die Bärbel schon bis zur Einsegnung zur Vernunft bringen.

Bärbel ahnte nichts von den Steinen, die sich ihr in den Weg rollten. Wenn sie auch merkte, daß die Mutter mehr als sonst über die Zeitvergeudung räsonierte, sobald sie die Tochter über den Büchern sah. Wie glücklich war Bärbel gewesen, daß sie mit in die zweite Klasse versetzt worden war. Die Hauptschwierigkeiten der französischen Sprache, die sie nachlernen mußte, waren jetzt überwunden. Englisch, das sie von Anfang an mit durchnahm, würde sie durch Fleiß und Aufmerksamkeit schon begreifen. So hoffte Bärbel mit der unverwüßlichen Zuversicht der Jugend.

Es ging ihr gut im Lyzeum. Die Lehrer und Lehrerinnen mochten das strebsame, pflichttreue Mädcl, das so aufgeweckt am Unterricht teilnahm, gern. Ja, sie hatten Respekt vor dem Zielbewußtsein dieses noch so jungen Menschenkindes. Durch den Lehrer Dpiß war es durchgesichert, daß es für Bärbel daheim gar nicht so einfach war, die Zeit für die Schularbeiten zu gewinnen. Um so aner kennenswerter waren ihre Leistungen.

Auch die Schulkameradinnen sahen nicht mehr, daß Bärbel einfacher gekleidet war als sie, daß ihre Hände Spuren der Arbeit aufwiesen. Bärbels zutrauliches und verträgliches Wesen hatte ihr die jungen Herzen der Mitschülerinnen im Laufe der Zeit gewonnen. Daran konnte auch Martha Liebig nichts mehr ändern. Denn Martha dachte nicht mehr daran, daß sie Bärbel Dank schuldete, daß sie ihr hilfreich beige standen hatte. Im Gegenteil, es war ihr unangenehm, daran zu denken, daß es die arme Kleinert Bärbel gewesen war, die sie jammernd gesehen hatte, die ihr bei dem Unglücksfall erste Hilfe geleistet hatte. Freundlicher war die Martha nicht zu ihr geworden, aber wenigstens machte sie Bärbel jetzt nicht mehr zur Zielscheibe ihrer Spottsucht.

Da geschah etwas, was das halbwegs gute Einvernehmen der beiden Mädclen wieder störte. An der Talsperre in Krumm-

Hübel, hinter dem idyllischen kleinen Stausee im Walde, fand im Sommer Freilichttheater statt. Nicht von Berufsschauspielern; die Krummhübler Bürger wurden, soweit sie das Zeug dazu hatten, für das Spiel ausgewählt. Zu dem altschleisischen Stück „Labo-ranten“, das man einstudierte, waren die braven Handwerker auch die rechten Leute. Sie brauchten nur sich selbst, ihre eigene Rolle zu spielen. Auch für „Hänsel und Gretel“, das man für die Kinder der Sommergäste geben wollte, suchte man passende Schauspieler unter den Krummhübler Schulkindern aus. Da Gesangsrollen dabei waren, sah man in erster Linie auf stimmliche Begabung. So wurde Bärbel Kleinert, die beste Sängerin, einstimmig für die Rolle der Gretel gewählt. Die Rolle des Hänsel, der ebenfalls von einem Mädchen dargestellt werden mußte, da die größeren Jungen, die dafür in Betracht kamen, meist schon Stimmwechsel hatten, sollte von Martha Liebig gegeben werden. Bärbel war glücklich, daß sie zum erstenmal im Leben Theater spielen durfte. Bisher hatte sie die Schauspieler des Krummhübler Freilichttheaters nur als heimlicher Zaungast aus der Ferne bewundert. Die Mutter murrte zwar, daß die Komödie der Bärbel keinen Pfennig Geld einbringe und sie nur noch mehr von häuslichen Pflichten abhalte. Aber die Großmutter meinte, es sei doch eine große Ehre, die ihrem Bärbel widerfahre, und der Vater verstand wie immer sich mit seinem Mädels zu freuen. Bruder Karl war etwas neidisch. Er wäre gar zu gern der Hänsel gewesen, um auf der Waldbühne im Scheinwerferlicht herumklettern zu können, besonders aber um an dem Pfefferkuchenhäusel zu knuspern.

Noch neidischer aber war Martha Liebig. Die Rolle des Hänsels paßte ihr nicht. Dieselbe war kleiner als die der Gretel. Noch weniger aber paßte es der Martha in ihrem dummstolzen Hochmut, mit der armen Bärbel zusammen vor den Sommergästen und Einheimischen Theater zu spielen. Es gab doch genug wohlhabende Bürgerstöchter, die auch singen konnten. Überdies war Bärbel gar kein Krummhübler Kind, wenn sie auch dort die Schule besuchte, sondern aus Wolfshau. Erst kamen doch die Krummhübler dazu. Wozu saß ihr Vater denn im Gemeinderat? Aber all ihre

Einwendungen halfen der Martha Liebig nicht. Die erste Probe hatte ergeben, daß Bärbel zu ihrer Rolle nicht nur eine wundervolle Stimme mitbrachte, sondern daß sie sich auch so frei und unbefangen, so anmutig und temperamentvoll als Gretel zu bewegen wußte, daß Martha Liebig dagegen hölzern und steif wirkte. Ja, man legte es der Martha sogar nahe, zurückzutreten, da sie sich so wenig in die Rolle des Hänsels zu finden wußte. Aber das wollte diese auf keinen Fall. Das wäre ja noch schöner gewesen, wenn sie nicht mitgespielt hätte, wo doch ihr Vater dem Vergnügungskomitee für die Fremdensaison angehörte.

Leicht machte es Martha der Bärbel nicht, ihre Rolle durchzuführen. Wie sie einst in der Schule Bärbel vor den andern lächerlich gemacht hatte, so versuchte sie es auch hier; nur mit weniger Erfolg. Wenn Bärbel beim Singen zu tanzen begann oder beim Anblick des Pfefferkuchenhäusels erfreut in die Hände schlug, so raunte ihr die Martha zu: „Sei doch nicht so unfein, du mußt vornehmer spielen. Aber wo solltest du das auch gelernt haben!“

Dann gab sich Bärbel wohl Mühe, nicht so lebhaft zu spielen; aber ihr Temperament riß sie immer wieder fort. Sie spielte die Gretel nicht, sie war die Gretel.

Die Tiere des Rosenhäusels wunderten sich jetzt sehr über ihre Pflegerin. Wenn Bärbel die Milch aus den vollen Eutern der Ziege in den Melkkübel spritzen ließ, redete sie dabei merkwürdiges Zeug von einem Hause aus lauter Pfefferkuchen und Zucker. Waren Menschen wirklich so dumm, so was zu glauben? Mohrle umkreiste seine junge Freundin oft kopfschüttelnd. Anstatt Wäsche auf der Bleiche zu spreiten, tat sie, als ob sie einen Bratofen heiße, und weinte dabei, weil ihr Bruder geschlachtet werden sollte. Dabei strich Bruder Karl doch ganz vergnügt den Gartenzaun mit grüner Ölfarbe an, so daß man mit seinem schwarzen Hundefell immer daran kleben blieb.

Auch Miegel lag in der Sonne und blinzelte nachdenklich zur Koppe empor. Von einer Hege faselte Bärbel jetzt immer, die gern gebratene Kinder verpeiste. Ja, wenn es noch ein feistes Mäuslein

gewesen wäre. Und Hegen — hier im Riesengebirge spukte allenfalls der Herr Rübezahl herum.

Unter Arbeit und Theaterproben verging der Juni, und die Sommergäste hielten wieder ihren Einzug. Königs waren diesmal nicht darunter. Frau König mußte ihrer Gesundheit wegen ein Heilbad auffuchen. Andere Gäste saßen unter dem Apfelbaum des Rosenhäufels, aßen Mutter Kleinerts saure Milch, ließen Frikkel auf den Knien reiten und streichelten Mohrle.

Der Sonntagnachmittag der Erstaufführung von „Hänsel und Gretel“ kam heran. Petrus hatte ein Einsehen mit all den sorgenvollen Kinderherzen, ob auch die Aufführung nicht verregnen würde. Goldener konnte die Sonne nicht vom Himmel scheinen als an diesem Sonntag. Was Beine in Krummhübel und Umgegend hatte, fand sich an der Talsperre ein. Festlich gekleidete Kinder mit ihren Eltern füllten herzklopfend die den Waldhang hinauf ansteigenden Bänke. Hinter denselben hockte die Dorfjugend, die keine Einlasskarte erschwingen konnte, auf Bergföhren und Felsgestein; Karl mitten unter ihnen. Er führte das große Wort als Bruder einer Schauspielerin. Bärbels Eltern und die Großmutter hatten Freiplätze zur Erstaufführung bekommen. Auf des Vaters Schoß saß Friedel mit erwartungsvoll heißen Bäckchen. Selbst Mohrle war mit durchgeschlüpft und blickte verständnislos zu der kleinen Holzhütte, die man im Walde auf der Freilichtbühne errichtet hatte, hinüber. Er konnte sich noch kein rechtes Bild von einer Theateraufführung machen.

Aber als nach dem Klingelzeichen Bärbel auftrat und zu singen und zu tanzen begann, da war Mohrle einer der Aufmerksamsten im Publikum. Keiner spitzte die Ohren so wie er. Keinen Blick verwandte er von Bärbel. Doch auch das übrige Publikum, groß und klein, war begeistert von der jungen Schauspielerin. Mit den dunklen Zöpfen, den leuchtenden tiefblauen Augen und dem bräunlich rosigen Hautton war sie eine angehende junge Schönheit. Am erstaunlichsten aber waren Stimme und Spiel dieses Dorfkindes. Bärbel bewegte sich so frei und natürlich auf

der Bühne, sie gab ihre Rolle mit solchem Liebreiz, als ob sie ihr Lebtag Theater gespielt hätte.

„Die geborene Schauspielerin!“ sagte ein Berliner Herr anerkennend. „Dieses Riesengebirgspflänzchen sollte man sich merken.“

„Sängerin muß das Mädel werden — die Stimme ist Gold wert“, ließ sich wiederum ein anderer vernehmen.

Bärbel ahnte nichts von der Kritik. Die lebte das Märchen, die sang und tanzte, lachte und weinte als Gretel. Und daneben stand Martha Liebig mit spöttischem Gesicht und deklamierte die Rolle des Hänsel, als ob sie ein Gedicht in der Klasse hersagte. Trotz der Jungenverkleidung blieb sie die hochmütige Maurermeisterochter. Leider ging die Erstaufführung nicht ganz ohne Zwischenfall zu Ende. Als die Hegen den verirrtten Kindern mit ihrem Stoß drohte und sie in den Stall sperren wollte, sprang plötzlich mit wütendem Gebrüll etwas Schwarzes aus dem Publikum und der Hegen an die Beine — Mohrle kam seiner bedrohten kleinen Herrin zu Hilfe. Was wußte das treue Tier davon, daß es nur Theaterspiel, daß die Hegen eigentlich der brave Tischlermeister Hallmann war.

„Kusch dich, Mohrle!“ rief Gretel, als ob es zum Stück gehörte, während Hänsel dem Tier einen empörten Tritt gab. Das kleine und große Publikum aber lachte Tränen über das Mitspielen des Hundes. Ja, ein Kind rief sogar ängstlich: „Der Wolf — der böse Wolf!“

Zum Schluß befreite Rübezahl die armen Kinder aus ihrer Gefangenschaft und half die Hegen in den Backofen schieben. Und wenn das auch dem Märchen nach nicht ganz stimmte, das schadete gar nichts, dafür war man ja im Riesengebirge.

Große und kleine Hände klatschten jubelnd Beifall, als das Stück beendet war. Verschiedene Sommergäste ließen sich den Namen der allerliebsten kleinen Schauspielerin nennen. Ein älterer Herr trat zu der Kleinertschen Familie heran.

„Ihr Töchterchen hat eine Zukunft vor sich. Wenn sie erwachsen ist, müssen Sie ihre Stimme ausbilden lassen“, sagte er zu den Eltern. „Ich bin Leiter einer Opernschule in Breslau.“

Schicken Sie mir das Mädel in zwei, drei Jahren. Ich garantiere, daß was aus ihr wird."

"Nu, das wär jo was", lachte Mutter Kleinert. "Die Bärbel zur Komödie gähnen! Zwei, drei Jahre, asu lange sullen mer warten, bis das Mädel was verdienen tut? Nee, lieber Herr, mir sein arme Leite. Das Mädel muß, wenn und sie is eingesäget, halt mitsorgen helfen fiers tägliche Läden."

"Schade!" sagte der Herr achselzuckend. "Solcher Stimme und solcher Bühnenbegabung begegnet man nicht alle Tage. Nehmen Sie jedenfalls meine Karte, falls Sie sich doch mal später an mich wenden wollen." Er handigte Vater Kleinert seine Karte mit Namen und Adresse ein, die dieser sorgsam in sein sauberes, rotbedrucktes Schnupstüchel einwickelte.

"Das kleine Fräulein aber lade ich zu einer Tasse Schokolade in die Talsperrenbaude ein", fuhr der fremde Herr freundlich fort. "Solche Leistungen müssen belohnt werden. Und Gretels Bruder, der Händel, ist natürlich auch eingeladen." Er wandte sich an die unweit stehende Martha Liebig.

"Danke", sagte da aber Händel zu seiner Verwunderung schnippisch. "Ich lasse mich nicht von Fremden freihalten. Mein Vater kann mir selbst Schokolade kaufen."

Bärbel, eben noch voller Glückseligkeit, wurde rot vor Scham, daß die Mitschülerin die freundliche Aufforderung so unhöflich ablehnte. Da rief Karl, der sich nach dem Stück am Knusperhäuschen eingefunden hatte: "Der Bruder von der Bärbel, das bin halt ich!"

"Und ich bin das Schwesterle!" fiel Klein-Friedel ein und schob ihr Händchen in die Hand von der großen Schwester. Denn das Wort "Schokolade" ließ selbst die Scheu vor dem fremden Herrn zurücktreten.

Der Fremde lachte belustigt.

"Nun, da lade ich die ganze Familie ein." Vater Kleinert wollte sich bescheiden zurückziehen, aber seine Frau stieß ihn mit dem Ellenbogen an: "Nu sei doch nich so tumm, Karle, nu su gäh noch mitte."

Martha Liebig schoß wütende Blicke zu dem Nebentisch. Kaffee und Kuchen schmeckten ihr nicht. Mußten sich die Kleinert-Leute auch gerade neben ihrem Tisch niederlassen, an dem der Gemeindevorstand saß. Selbst die Großmutter mit dem schwarzen Kopftuch und Mohrle fehlten nicht dabei.

Bärbel kam sich vor, als ob sie immer noch im Märchen lebte. Es war zu schön, um Wirklichkeit zu sein. Sie saß, wie ein vornehmer Sommergast, bei Musik an den buntgedeckten Tischen unter roten Schirmen an der Talsperre, auf der sich die Ruderboote tummelten. Jedes von den Kindern hatte vor sich eine Tasse Schokolade mit Schlagsahne, während die Großen dem Kaffee den Vorzug gegeben hatten. Herr Velden, der Breslauer Opernschuldirektor, schaute schmunzelnd zu, wie es den braven Gebirglern schmeckte.

Bärbel blickte zur Schneekoppe, die über den Lammengipfeln herüberlugte, empor. Nein, es war kein Traum. Das war die Koppe. Da neben ihr saß die Liebig Marthel und ein paar Tische weiter der Dpiz Hermännel mit seinen Eltern. Er winkte und nickte herüber. Jetzt wurde auch Herr Dpiz aufmerksam, grüßte und trat zu ihnen an den Tisch.

"Na, Bärbel, heute hast du dein Gefellenstück gemacht", scherzte er. "Nun Sorge nur dafür, daß das Meisterstück ebenso gut wird."

Als der Gastgeber, jeden Dank ablehnend, sich freundlich von der Kleinertschen Familie verabschiedete, meinte er noch einmal zu Bärbel gewandt: "Kind, dich habe ich heute nicht zum letzten Male gesehen. Ich komme öfters aus Breslau ins Gebirge herüber. Ich werde dich im Auge behalten." Er notierte in sein Büchlein Name und Wohnung der kleinen Schauspielerin.

"Du, Hermännel", sagte Bärbel später, als man gemeinsam mit der Dpizschen Familie den Heimweg antrat, "sag, Hermännel, kann man am Theater viel Geld verdienen?"

"Freilich", meinte der ältere Freund, "aber nur die ganz berühmten Sänger und Schauspieler."

"Kann man so viel Geld dafür kriegen, daß man das Rosen-

häufel kaufen kann?“ Als ob ihr Seelenheil davon abhinge, blickte die Bärbel den Jungen an.

Der zögerte mit der Antwort. „Weißt du, Bärbel, setze dir lieber nichts in den Kopf“, meinte er verständig. „Nachher, wenn du's nicht erreichst, ist die Enttäuschung groß. Werde lieber Gesangslehrerin.“

Aber Bärbel schüttelte den Kopf, daß die dunklen Zöpfe flogen. „Sängerin will ich an der Oper werden, eine ganz berühmte!“

10. Kapitel.

S o c h w a s s e r.

Dreimal konnte die Aufführung von „Hänsel und Gretel“ im Walde wiederholt werden. Jedesmal erntete Bärbel großen Beifall. Je öfter sie ihre Rolle gab, um so mehr wuchs sie hinein, um so besser gefiel ihr das Theaterspielen. Dann trat Regenwetter ein, mitten in den Sommerferien. Es regnete vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen. Grau verhangen waren Himmel und Berge. Die Schneekoppe ließ sich nicht sehen, so sehnüchzig die Sommergäste und all die Ferientkinder nach ihr Ausschau hielten. Einen dicken, grauen Wolkenfack hatte Rübezah! ihr über den Kopf gestülpt. Nebelschwaden jagten am Gebirge hin über die Halden und Matten. Triefend standen die Bergföhren da. Es trommelte auf den roten Ziegeldächern der Bauernhäuser, rauschte aus den Dachrinnen als Bächlein über die Wege, sprühte und sprühte in Tausenden von Tropfen gegen das Fensterglas. Da preßte sich manch Kindernäschen gegen die Scheiben, ob denn der Herr der Berge noch immer keinen Sonnenschein schicken wollte. Die Kinder der Sommergäste langweilten sich. Die Bücher waren längst wieder und wieder

durchgelesen. Spiele hatte man nicht mitgebracht, man wollte sich doch die ganze Zeit im Freien tummeln. Die Mütter versuchten ihre Kinder zu beschäftigen. Die Väter spielten Stat und stöhnten über das unnütz ausgegebene Geld.

Die Landwirte, Bauern und Ackerbürger sahen sorgenvoll drein. Das Getreide, beinahe schnittreif, begann zu faulen. Das Heu auf den Wiesen, mit großen Säcken zugedeckt, trocknete nicht, sondern schwamm in Nässe. Die Kartoffeln, die Hauptnahrung der Gebirgsbevölkerung, wurden moderig.

Im Riesengebirgskretscham saßen die Ackerbürger beim Hirschberger Bräu oder beim Enzian zusammen und krazten sich ratlos den Kopf. Das gab ein Notjahr, ein böses.

Die Bewohner des Rosenhäufels waren fleißig wie immer; vom Vater an, der jetzt keine Außenarbeit tun konnte, sondern daheim Stühle und Körbe flocht. Die Mutter regte stets emsig die Hände. Komnte sie die Wäsche, die sie für die Fremden wusch, nicht auf der Wiese trocknen, nun, so mußte man sich halt mit dem Stückel Trockenboden oben im Hause begnügen. Freilich, die Sonnenbleiche fehlte. Bärbel war das Wetter am wenigsten unertwünscht. Es tat ihr zwar leid, daß die Freilichttheateraufführungen ausgefetzt werden mußten; aber dafür kamen die Regentage ihren Büchern zugute. Sie hatte sich für die Ferien ein Pensum gesetzt, das sie erledigen mußte. Sämtliche Schillersche Dramen, die sie noch nicht kannte, wollte sie lesen. Theaterstücken galt jetzt ihr besonderes Interesse. Sobald die Zimmer gerichtet und die Hausgäste befriedigt waren, ging es ans Studieren; freilich nicht ungestört. Das eine Parterrezimmer bewohnten zwei ältere Damen, pensionierte Lehrerinnen. Die hatten ihre Freude an dem intelligenten und fleißigen Dorfmadel und nahmen Bärbel nicht unnötig in Anspruch. Um so mehr Wünsche hatte Zimmer Nummer zwei, wo Frau Möbus, eine Berliner Dame, mit ihren Sprößlingen, einem Jungen und einem Mädchen von drei und fünf Jahren, einlogiert waren. Die Kinder waren während der Regentage nicht zu bändigen. Die Mutter, selbst erholungsbedürftig, schickte die kleinen Lärmmacher nur zu gern hinaus,

da sie in den Kleinertischen Kindern doch Spielgefährten hatten. Aber Karl verleitete die Kleinen zu allerlei dummen Streichen. Bärbel wurde als Kindermädel angestellt. Sie eignete sich auch ganz gut dazu. Nur ließ ihr diese Tätigkeit wenig Zeit für die „Jungfrau von Orleans“, die sie gerade studierte. Sobald sie sich in das Drama vertieft hatte, gab es Lärm unter ihren Pflegebefohlenen. Karl neckte die jüngeren Kinder, und Bärbel mußte dann wie die Jungfrau von Orleans der schwächeren Partei zu Hilfe eilen.

Das Wunder in dem Schillerschen Drama, das aus einem einfachen Dorfmaedel eine Heldin macht, gab Bärbel in diesen grauen Regentagen Anlaß zum Nachdenken. War es nicht viel eher möglich, daß aus einem Dorfmaedel, das eine gute Stimme hatte, eine berühmte Sängerin wurde?

Wenn die Kinder gar zu arg im Hausflur tobten, konnte nur die Großmutter mit ihren Rübezahlmärchen Ruhe stiften. Sobald die alte Frau erzählte, saßen auch die wildesten Lärmmacher mit großen, halb begeisterten, halb angstvollen Augen daneben.

Vater Kleinert kam von Krummhübel, wo er Stühle abgeliefert hatte, zurück. Das Wasser floß von seiner Mütze und aus seiner Joppe. Er setzte sich an den warmen Küchenherd, um zu trocknen. Mochte, zitternd vor Kälte und Nässe, froch beinahe ins Ofenloch.

„Nee, Kinderch, das is a Wetter. Da mecht man jo sprechen, es ragnet halt Bindfaden. Dabei sull's morgen wieder mit a Urbeef losgähnen. Das Wasser tut halt steigen. Drumten an a Lomniß sullen noch in a Heße Steindämme uffgeschittet wärden. Hochwassergefahr — das fählt uns jezt noch.“ Er trocknete sich mit seinem roten Schnupftuch die nasse Stirn.

„J, Karle, was du och immer räden tust! Wozu wär' denn die Talsperre in Krummhübel? Seit mer die haben tun, da kummt keen Hochwasser nâ mähr“, fiel seine Frau beruhigend ein.

„Krummhübel is nâ Wolfshau“, ließ sich die Großmutter, mit dem Strickzeug klappernd, vernehmen. „Wenn und's Wasser kummt, mit sein im Rosenhäusel am erschten dran, nu jo jo.“

„Das bissel Wasser drumten im Bächel, Großmutter?“ lachte Bärbel, die Abendbrotsteller für die Fremden zurechtsetzend.

„Tu du och nâ lachen, Bärbele. Ich kann halt länger denken als du. Ich wees eich die Zeit, wo das Bächel drumten wie a reißender Fluß gewäst is, der in die Häusel hinkommen is bis zum ärtsten Stochwerke nuff. Hochwasser, das is halt nâ zum Lachen, Kinderch. Nu jo jo, nâ nâ!“ Die alten Augen der Großmutter spähten sorgenvoll in den unentwegt herniedergehenden Regen hinaus.

„Nu, asu schlimme wird's jo hoffentlich nâ werden“, fiel jezt auch der Vater, die erschreckten Blauaugen seiner Bärbel gewährend, beruhigend ein.

Am nächsten Morgen trat er bei immer noch strömendem Regen, einen alten Kartoffelsack zum Schuß gegen die Nässe über dem Kopf, seine Arbeit an der Lomniß unterhalb des Bahnhofes an.

Karl kam aufgeregt aus dem Ziegenstall.

„Bärbel, das Bächel is jezt schon a ganzes Stüchel am Ufer nuff. Paß och uff, Mädle, morgen gäh't halt bis ieber die Wiese und ieber unser Heu.“

Einen Augenblick fühlte Bärbel ihr Herz stärker klopfen. Dann lachte sie. „Was du einem auch vorreden tust, Karl. Ordentlich angst kam einem werden. Bis das Bächel die Wiese 'naufkommt, da scheint längst wieder die Sonne.“

„Und wenn's bis in unser Häusel kummen tut? Das gäb' a Spieß, gelt ja?“ Die Augen des Jungen blühten unternehmungslustig. Er schien nichts sehnlicher zu wünschen.

„Red auch nicht so gottlos daher, Karl.“ Auf Bärbels heitere Sorglosigkeit legte es sich wie ein Alp.

Der Vater kam später als sonst am Abend heim. Er war müde von der anstrengenden Arbeit und völlig durchweicht.

„Nachtschicht sull'n mer heite noch machen, wo man miede is wie a Hund. Um Uhre zwee gäh't's wieder nach Krummhübel nuff.“

Bärbel brachte dem Vater geschäftig trockenes Zeug und Schuhe,

während die Mutter die dampfenden Kartoffeln mit Quark auf den Tisch setzte.

„Sieht's denn gor so schlimme aus, Mann?“

„Nu, ich denk, halt schlimme genug. Der Wasserstand in a Lomnitz is eich halt so hoch wie seit Jahren nâ mâhr. Aus a Bergen sull schon Hochwassergefahr gemeldet sein.“

„Und mir sein hiere am erschten dran, nu jo jo, nâ nâ!“ nickte die Großmutter vor sich hin, eine Kartoffel in den weißen Käse tauchend. „Hert ihr ooch, wie's trummeln tut an a Fenster? Riebezahl zieht seine Schleisen uff.“

Stumm schlang man seine Kartoffeln hinunter und lauschte dem Rauschen und Prasseln da draußen.

„Vatel, mußt du heute wirklich noch mal auf Arbeit gehn? Mir ist halt so bange, wenn du nicht bei uns bist.“ Bärbel schmiegte den dunklen Kopf an des Vaters Schulter.

„Ich kann eich ooch nâ vor dem Wasser beschützen, das missen mir halt unserm Herrgotte ieberlassen.“ Der Vater ging hinaus, um sich noch ein paar Stunden hinzulegen, bis die Nachtschicht für ihn wieder an die Reihe kam. In der Tür machte er noch mal kehrt.

„Es wâr' halt gutt, Großmutter, wenn und du tätest heite oben bei der Mariele schlafen. Ich leg' mich halt a paar Stunden unten in dein Stübel. Wenn's Ernst werden sullt, du bist halt schlecht uff a Fißen und kammst nâ so schnelle nuffspringen wie a Junges.“

„Karle, tuste denn wirklich meenen, es hat heite Gefahr?“ Frau Kleinert, sonst so beherzt, verfärbte sich.

„Nu nâ, Mariele, nu nâ, Graule, halt fier alle Fälle. Und die Fremden, die mißt ihr natierlich guerscht nuffbringen; vor allem die Kindel. Bis da oben nuff wird's Wasser jo nâ kummen.“

„Mann, du kammst eenen aber ooch bangemachen.“ Mutter Kleinert zwang sich wieder zu einem heitern Ton. „Paßt uff, morgen in der Friehe tut uns halt die Sonne auslachen.“

„Das wull'n mer winschen.“ Die Großmutter schien nicht davon überzeugt.

Bärbel geleitete die alte Frau, der die Treppen recht sauer wurden, hinauf ins Stübchen der Eltern. Bald lag das Rosenhäusel in tiefem Dunkel. Aber geschlafen wurde dort in dieser Nacht nicht viel. Die Großmutter schlief sowieso nicht mehr gut. Die Eltern fürchteten die zeitige Stunde zum Aufstehen zu verschlafen. Bärbel lauschte auf das unentwegte Rauschen des Regens in der Dachrinne. Ob das Wasser arg stieg?

Als sie Lichtschein im Haus gewahrte, als der Vater sich anschickte, um zwei Uhr nachts wieder zur Arbeit anzutreten, hielt es sie auch nicht länger in den Federn.

„Nu, Mädele, was willst denn du schon in aller Herrgottsriehe? Die Nacht is zum Schlafen da, tu ich meenen“, empfing sie die Mutter, die dem Vater noch rasch etwas Kaffee wärmte.

„Vatel, mir ist so bange, wenn das Wasser kommt. Bleib auch bei uns, Vaterle.“ Bärbel schmiegte ihre Hand in die schwielige des Vaters.

„Nu nâ, Bärbele, wir missen halt jedes unsere Pflicht tun und im iebigen den da oben sorgen lassen.“ Da war der Vater auch schon in der Regennacht verschwunden.

Bärbel schaute ihm bekümmert nach. Dann lauschte sie in das Unwetter hinaus. Das rauschte und trommelte unentwegt, gleichmäßig ging der Regen hernieder. Da war noch nicht an ein Aufhören zu denken.

„Nu, Mädel, mach ooch, daß und du kummst wieder in dein Bette“, mahnte die Mutter.

„Wâr's nicht besser, Mutter, wir brächten halt unsern Hausrat nach oben in Sicherheit? Wenn das Wasser kommt...“

„Her ooch uff, Mädel, verdirb eenen ooch nâ noch das bissel Nachtru. Morgen frieh is halt ooch noch Zeit genug dazu.“ Damit legte sich die Mutter wieder aufs Ohr.

Auch bei Bärbel siegte die gesunde Müdigkeit der Jugend über alles Sorgen und Fürchten. Bald schlief auch sie fest und traumlos.

Langgezogenes Luten weckte sie plötzlich. Jäh fuhr sie empor und rieb sich erschreckt die Augen.

„Tu — u — u — uut“ — war das nicht das Feuerhorn, das die Löschmannschaft der freiwilligen Feuerwehr zusammenrief?

„Es brennt!“ rief Bärbel erregt und sprang mit beiden Beinen zugleich aus dem Bette.

Weinend schreckte das Schwesterchen aus süßem Schlummer empor.

Karl steckte den blonden Strubbelkopf aus der Nachbarkammer verschlafen zur Tür herein: „Wo brennt's?“ Seine Abenteuerlust war noch größer als seine Müdigkeit.

„Tu — u — uut“ — schaurig hörte sich das Tuten an.

„Das Wasser kummt — sie tun schon blasen!“ rief die Stimme der Mutter aufgeregt durch das Haus. „Macht doch zu, Kinders, daß mer unsere Sachen sammengelaubt kriegen.“ Sie schleppte bereits einen Korb mit Bettwäsche die Stiege empor.

„Jo jo, 's Wasserhorn — dos is halt's Wasserhorn! Asu ham se geblasen damols, als mer und mer hatten die große Jeberschwemmung dazumalen“, nickte die Großmutter vor sich hin. Ihre Ruhe wirkte befremdend in dem aufgeregten Durcheinander. Auch die Hausgäste hatte das Tuten aus dem Schläse gerissen. Notdürftig bekleidet waren sie aus ihren Stuben geeilt, um sich zu erkundigen, ob es Gefahr habe.

Mutter Kleinert beruhigte sie, so gut sie es in ihrer eigenen Aufregung und Geschäftigkeit vermochte. „I wohär denn? Wohär fullte es denn Gefahr hoben? Bei uns hier sein Sie sicher — — —.“

„Tu — u — u — uut“, blies das Wasserhorn dazwischen.

„Asu sicher sein Sie hier im Rosenhäusel wie daheeme. Bis zu uns kummt das Wasser nå — — —.“

„Tu — uu — uut“, erklang es wieder schaurig.

„Muttel, der Keller steht halt schon voll Wasser — unsere Wiese und der Garten ist ganz überschwemmt. Mutterle, sieh auch, das Wasser kommt ja schon zur Tiere 'nein“, schrie Karl aus vollen Lungen.

„Räd' doch nich asu tummes Zeig dahär“, rief die Mutter ärgerlich, daß der Junge die Gäste beunruhigte. Aber ein hastiger Blick

zur hinteren Haustür belehrte sie, daß Karl recht hatte. Das Wasser drang bereits zu dem tiefer gelegenen Hinterausgang herein.

„Unsere Ziege“, rief Bärbel angstvoll, „und unsere armen Hühner!“ Sie verstaute das Rotkehlchen und des Vaters Zither, das, was ihr besonders am Herzen lag, oben in der Schlafkammer. Dann lief sie mit Karl in der grauen Frühdämmerung zum Stall hinüber. Kniehoch mußten sie im Wasser waten. Die Wiese bis zur Lommitz hinab war ein See. Obenauf schwamm das zum Trocknen ausgebreitete Heu.

„Das Winterfutter für unsere Ziege!“ jammerte Bärbel, sich durch das Wasser vorwärtskämpfend.

„Jesses, unsere Ziege ersauft ja balde“, rief Karl, als erster den Stall öffnend. Die Ziege stand bereits bis zum Leib im Wasser, sie meckerte kläglich. Die Hühner dagegen waren bis hinauf zum Dachgebälk geflogen und äugten von dort mißtrauisch auf die Sintflut herab. Es war unmöglich, sie zu greifen. Man mußte sie ihrem Schicksal überlassen. Nur die Ziege konnte man abbinden und mit vereinten Kräften durch das Wasser hinter sich ins Haus zerren. Denn das verängstigte Tier sträubte sich, in die Wasserfluten hinauszugehen.

Mit den zurückkehrenden Kindern drang auch das Wasser durch die geöffnete Tür, überschwemmte den roten Backsteinboden des Hausflurs. Die Gäste waren dabei, ihre Koffer nach oben zu bringen. Die weinenden Kleinen hatte man als erstes ins obere Stockwerk in Sicherheit gebracht. Grenzenlose Aufregung herrschte. Die nervöse Berliner Dame lief jammernd die Treppe hinauf und hinunter, beförderte lauter unwichtige Dinge nach oben und war allen im Wege.

Um so umsichtiger waren die beiden Lehrerinnen. Sie organisierten in Gemeinschaft mit Frau Kleinert sachgemäß die Beförderung der Betten, des Spirituskochers und der notwendigsten Lebensmittel. Denn man konnte ja nicht wissen, wie lange die Sintflut anhalten würde.

„Tu — u — u — ut — — —“, wenn nur das Wasserhorn endlich

Ruhe geben wollte. Die nervöse Dame hielt sich die Ohren zu und brach in Tränen aus. Als die Kleinen die Mutter weinen sahen, fielen sie mit lautem Gebrüll ein. Mahrle blaffte dazwischen. Die Ziege, die man draußen an der Stiege angebunden hatte, meckerte jämmerlich. Die Katze mauzte. Auch das Kotzeblöhen im Bauer, das sonst jubelnd schmetterte, ließ heute in der fremden Umgebung nur ein ängstliches „Piep“ hören. Die Tiere witterten die Gefahr.

„Die reine Arche Noah“, meinte eine der Lehrerinnen mit Galgenhumor. „Hoffentlich verschlingt uns die Sintflut nicht.“

„Mer stahn halt alle mitanonder in Gottes Hand. Wenn und es sullt halt sein Wille sein, daß mer in a Fluten umkommen tun, ich tu sprechen: Herre, ich bin bereit.“ Die Großmutter faltete mit der Abgeklärtheit des Alters die runzeligen Hände.

Diese fromme Ergebenheit wirkte beruhigend. Frau Möbus trocknete ihre Tränen und richtete sich mit ihren Kindern in dem Kleinerntschen Schlafstübchen ein. Die Lehrerinnen bezogen Bärbel und Friedels Kammer. Bärbel schien überall zu gleicher Zeit zu sein. Wo man sie brauchte, hatte sie schon von selbst Hand angelegt. Sie schien äußerlich ruhig und zuversichtlich, um die fremden Sommergäste nicht noch ängstlicher zu machen. Aber da drinnen in der Brust hämmerte ihr Herz. Wäre doch der Vater bei ihnen gewesen! Bärbel sorgte vor allem um ihren Vater.

Mutter Kleinert kochte Kaffee, denn Essen und Trinken munterte die ängstlichen Gemüter am besten auf. Karl hatte neben der Ziege an der Treppe Posto gefaßt und beobachtete mit größtem Interesse das langsame Steigen des Wassers. Er war der einzige im Rosenhäusel, auf welchen die Schreckensnacht abenteuerlichen Reiz ausübte.

„Muttel, das Wasser kommt schon bald an die zweite Stufe 'nan“, meldete er mit schallender Stimme.

„Bschsch, Karle, mach' mir halt die Gäste nå noch kopfscheier“, dämpfte die Mutter die unvorsichtige Äußerung. Besorgt spähte sie in das Erdgeschoß — kein Zweifel, das Wasser stieg weiter.

„Wår's nicht richtiger, Muttel, wir gingen zum Nachbar

Hensel oder halt noch besser zum Herrn Lehrer Dpiß 'nauf?“ schlug Bärbel vor, mit erschreckten Augen die langsam steigenden Fluten beobachtend. „Dort oben hat's keine Gefahr. Und jetzt möchte man am Ende noch durchkommen. Das Wasser dringt zum Hintereingang, der bedeutend tiefer liegt, ins Haus. Zur Vordertür könnten wir noch 'naus.“

Das war ein verständiger Vorschlag und des Überlegens wert. Dennoch schüttelte die Mutter nach kurzem Besinnen den Kopf. „Und was sullt aus unserer Großmutter werden? Sie kann mit ihrem gichtkranken Beine nå in das Wetter 'naus. Und halt unsere Ziege und unser Hausrat und die gutte Wäsche, Stickle fier Stickle sauer erspart. Nå, Mädel, ich tu halt in unserm Häusel bleiben.“

„Die Bärbele hat rechte, Mariele. Mach' du ooch mit a Kindern und mit a Gästen zum Herrn Lährrer nuff, da kummt das Wasser nå so balde hin“, mischte sich die Großmutter in die Überlegungen. „Müch laßt ruhig dahiere in a Häusel. Der da droben tut mich beschägen, wenn und er befindet's halt fier gutt.“

„Großmutter, ich bleibe bei dir.“ Bärbel schmiegte den dunklen Kopf an die Schulter der alten Frau, wie sie's als Kind getan.

„Nu nå, Mädele, du meenst es gutt. Aber du bist halt a junges Blut, du geheerst dem Låben.“

„Das Wasser wird jo wieder zurückgahn und — — —“

„Tu — u — uuf —“, da war es schon wieder, das schreckliche Wasserhorn.

Frau Kleinert brach mitten in ihren Einwendungen ab. Mit fliegenden Händen raffte sie ihre paar Ersparnisse zusammen. Bärbel hatte inzwischen die Friedel und den Frikkel, die kleinen Geschwister, in Lächer gehüllt. Nun kam noch das Schwerste, die Hausgäste, denen man die drohende Gefahr bisher schonend verborgen hatte, von der Auswanderung in Kenntnis zu setzen. Die Berliner Dame mit ihren Kindern sowohl wie die Lehrerinnen waren sofort bereit. Sie waren wie erlöst, fortzukommen. Nur verlangte Frau Möbus, daß man ein Auto bestellen solle. Man könne doch unmöglich zu Fuß bei diesem Unwetter gehen.

„Wir haben keinen Augenblick mehr zu verlieren, Frau Möbus.“

Eine der Lehrerinnen wies auf die bereits vom Wasser überspülte dritte Treppenstufe.

„Wollen wir wirklich die alte Großmutter mit der Bärbel allein hier im Hause zurücklassen?“ Zögernd wandte sich die andere Lehrerin noch einmal zurück. „Wenn wir die alte Frau abwechselnd in einem Korbsessel tragen würden — —.“

„Unmöglich, man muß froh sein, wenn man allein durchkommt.“

„Ich tu euch mit a Kähne abholen, Bärbel“, versprach Karl, der zuerst unschlüssig gewesen, ob er bleiben oder mitgehen sollte. Aber die Rettung der Großmutter und der Schwester in einem Boote, das war eine Heldentat, die er sich unmöglich entgehen lassen konnte.

Auch Mohrle schien zweifelhaft, ob er mit auswandern oder zurückbleiben sollte. Er lief von der Großmutter, zu deren Füßen er seinen Stammplatz hatte, immer wieder zur Treppe, hin und her. Schließlich entschied er sich für das Zurückbleiben. Denn Mohrle war eine treue Hundeseele.

„Gott schütze eich, Großmutter und Bärbele, und unser Häusel dazu!“ Als letzte folgte die Mutter, Klein-Fritzel auf dem Arm, den Voraneilenden. Weiß Gott, sie wäre lieber im Rosenhäusel zurückgeblieben. Durch den Hausflur watete man bis zu den Knien im Wasser. Auch draußen auf der Straße flossen die Regenmassen als munteres Bächlein dahin. Trotzdem war es noch möglich, sich durch die Überschwemmung durchzukämpfen und das höher gelegene Krummhübel zu erreichen. Im Lehrerhaus fanden die gänzlich Durchweichten Aufnahme. In menschenfreundlicher Weise sorgten Herr Dpiß und seine Frau für die Unterbringung der zahlreichen Obdachlosen. Hermann aber, der mit Hand anlegen sollte, war zu nichts zu gebrauchen. Er war voller Sorge, daß seine Freundin Bärbel in dem bedrohten Rosenhäusel zurückgeblieben war.

„An der Zälpferre hat's Kähne, wir holen uns einen Rettungs-kahn, Hermännel, gelt?“ schlug Karl vor, obgleich er eben erst trockenes Zeug von Hermann angelegt hatte.

Der Primaner stimmte dem Vorschlag begeistert zu. Die beiden Jungen eilten, ihren Vorsatz auszuführen.

Aber ein anderer hatte bereits daran gedacht, daß das Rosenhäusel vom Hochwasser bedroht sei. Den Vater hielt es nicht länger bei seiner Arbeit. Er mußte nach seinen Leuten sehen. Die Großmutter würde er mit dem Hörnerschlitten fortschaffen. Da hatte er schon schwerere Lasten geschleppt.

Vater Kleinert war an Umwetter in den Bergen gewöhnt. Er stampfte mit seinen hohen Schafstiefeln durch das aufgewühlte Erdreich, arbeitete sich hindurch durch die von den Bergen stürzenden Wassermassen. O weh — so arg hatte er es sich doch nicht vorgestellt. Baumstämme und große Felsblöcke führte das zum reißenden Strom gewordene Bächel mit sich. Da schwamm ein Stuhl, dort Betten und anderer Hausrat. Barmherziger Himmel — stand das Häusel noch?

Im Rosenhäusel hatte Bärbel nach dem eiligen Auszug der andern erst einigermaßen Ordnung geschafft. Arbeit half am besten gegen Angst und Sorge. Dazwischen aber warf sie immer wieder einen bangen Blick zur Treppe hinaus. Die vierte — bald auch die fünfte Stufe war überschwemmt! Wie lange noch und das Wasser drang in den Oberstock ein. Was sollte dann werden?

Drin im Stübchen saß die Großmutter, den Kopf mit dem schwarzen gehäkelten Tuch über das Gesangbuch geneigt. Aber sie las nicht darin. Sie kannte alle Choräle auswendig. Mit der heiseren Stimme des Alters sumnte sie die frommen Lieder, die vom Tode handelten, vor sich hin.

Bärbel brachte Mohrle seinen Futternapf. Das Tier schnupperte daran, aber es fraß nicht. Liebkosend fuhr Bärbel durch das weiche schwarze Fell. „Gelt, Mohrle, wir wollen noch nicht sterben, wir sind ja noch so jung.“ Einen Augenblick kam dem Mädchen der Gedanke, ob sie nicht doch hätte mit den andern fortgehen sollen. „Schäme dich“, sagte sie gleich darauf zu sich selbst. „Wolltest du im Ernst deine gute Großmutter hier allein der Gefahr preisgeben?“ — „Aber was nützt es denn, wenn wir beide sterben“, meldete sich der Wille zum Leben wieder. So wurde Bärbel von entgegen-gesetzten Gewalten hin und her gerissen.

„Bis zur fünften Stufe ist das Wasser schon gestiegen, Groß-

muttel. In einer Stunde ist es sicher bis zu uns 'nauf. Großmutter, was machen wir dann?" Herzensangst sprach aus Bärbels Worten.

"Eine Stunde ist halt lange. Da kann der da droben manch a Wunder tun", beruhigte die Alte die junge Enkelin. "Als es noch gewäst vor sechzig Jahren, wenn ich halt a junges Mädele wie du gewäsen bin. Gerade su hat er getobt, der Herr Niebezah. Gebarmt und gebätet ham 'mer. Und uff eenmal, Kind, da hat halt der, der noch stärker is als der Herr Niebezah, den Wassern Einhalt geboten. Lu a Vaterunser sprechen, Bärbele, mer stähn halt in Gottes Hand."

"Aber der Karl hat doch versprochen, uns mit dem Kahn zu holen. Und die Mutter wird uns halt sicher Hilfe schicken. Wenn nur dem Batel beim Dammbau nichts geschehen ist! Er würde sich doch sonst um uns kümmern."

"Sprich du dein Vaterunser, Bärbele, das hilft halt besser als die Hilfe von a Menschen."

Bärbel faltete die Hände und begann: "Vater unser, der du bist — Großmutter, 's Mohrle schlägt an. So tut er nur bellen, wenn der Batel kommt. Großmutter, ich glaube — — —." Da war die Bärbel auch schon zur Tür hinaus.

Mohrle, der wasserscheue, sprang bereits die Treppen hinunter. Hochauf spritzte das Wasser. Er schwamm seinem Herrn entgegen.

"Marie! — Bärbele — Karle — seid ihr noch im Häusel?" Klang die Stimme des Vaters erregt vom Straßeneingang her.

"Batel!" jubelte es von oben herab. "Die Großmutter, der Mohrle, unsere Ziege und ich, wir sind halt noch da. Die andern sind nach Krummhübel zum Herrn Lehrer 'nauf. Batel, du kommst uns holen, gelt?"

Inzwischen hatte Vater Kleinert die Treppe erreicht. Das Wasser schwappte ihm in die hohen Schafstiefel hinein. Da hing die Bärbel auch schon am Hals ihres Vaters, so naß er auch war. Nun war alles gut, wenn der Vater bei ihr war.

"Großmutter, Bärbele, bleibt noch ruhig da. Der Wind hat sich halt gedräht. Man mecht sprechen, es scheint uffzuheeren mit

a Rügen. Paßt uff, das Wasser tut fallen." Vater Kleinert riß den triefenden Sack vom Kopf.

"Gott gäb's!" kopfnickte die Großmutter, während Bärbel geschäftig Ziegenmilch auf dem Spirituskocher für den Vater wärmte. Alle Angst war plötzlich geschwunden.

Vater Kleinert war wetterkundig. Er behielt recht. Das Wasser sank langsam von Stufe zu Stufe.

Als Karl und Hermann Dpiß mit dem Rettungskahn, den sie im Schweiß ihres Angesichtes hinter sich herzogen, am Rosenhäusel erschienen, gab es eine große Enttäuschung für Karl, den Lebensretter. Denn keiner dachte mehr darauf, sich retten zu lassen. Die Hochwassergefahr war vorüber.

Aber schlimme Zeiten hatte die Wasserversnot über die armen, sowieso schon hart um ihren Lebensunterhalt ringenden Riesengebirgsbewohner gebracht. Die Heu- und Getreideernte war vernichtet. Der Wasserschaden in den tiefgelegenen Häusern war groß. Und zum Überfluß reißten die durch die Schreckensnacht verängstigten Fremden Hals über Kopf ab. Schweren Herzens sahen die braven Schlesier dem kommenden Winter entgegen.

11. Kapitel.

Lawinentod.

Zu Ostern sollte Bärbel eingeseget werden. Jeden Extragroschen hatte der Vater in die braune irdene Sparbüchse geworfen zu einem anständigen Einsegnungskleide für sein Bärbele. Sie waren knapp, die Groschen, diesen Winter im Rosenhäusel. Man mußte das Futter für die Ziege und die Kartoffeln für die Familie kaufen, denn das Hochwasser hatte die ganze Ernte verdorben.

Auch die Winterfremdensaison hatte schwer enttäuscht. Der

sehnlich zu Weihnachten und Neujahr erhoffte Schnee blieb aus. Grüne Weihnacht — weiße Ostern, sagt das Volkspruchwort. Es schien wahr zu werden. Anfangs März lag bis in die schlesischen Täler hinein noch tiefer Schnee.

Vater Kleinert zog unermüdlich seinen zitronengelben Hörnerschlitten zu den Bauden hinauf. Ab und zu gelang es ihm doch, einen Gast zur Abfahrt zu gewinnen, wenn sie jetzt auch spärlich waren, die Wintergäste.

„Nu, Karle, willst du schon wieder uff a Schlüslerhaus nuff?“ fragte Frau Kleinert kopfschüttelnd, als ihr Mann in aller Herrgottsfrühe seinen gelben Hörnerschlitten aus dem Schuppen zog. „Gäh!‘s denn nã balde wieder mit a Erdarbeit hier unten im Tale los?“

„Nu nã, Graule, nu nã, Mariele, ‘s liegt halt noch zuviele Schnee. Hier unten is noch nischte nã zu verdienen. Aber wenn ich als erschter uff a Schlüslerhaus sein tu, noch vor den andern Hörnerschlittlern, paß uff, Mutter, da krieg’ ich dir heit’ a gutten Verdienst. Von a behmischen Grenze kummen halt immer noch Gäste nieber. Da hab’ ich balde das Geld für unser Bärbeles Einsägnung beisammen.“

„Du tust mir das Mädle verwehnen, Karle. Aus a alten schwarzen Kaschmirkleid von a Großmutter wãr’ och noch a ganz scheenes Einsägnungskleidel fier de Bärbel geworden. Sie is a armes Mädle und muß nã alles su vornahme haben wie ihre Schulkollaginnen. Du täst besser, fiers Pachtgeld uffs Häusel zu sparen oder och a paar Hiehndel zu kaufen, daß und mer haben Eier uff a Summer, wenn die fremden Gäste einricken“, überlegte die praktische Frau.

„Kummt alles noch, Mariele, eens nach’m andern. Erscht das Kleidel, dann ‘s Pachtgeld, die Hiehndel und, will’s Gott, och amal ‘s Pferd.“

Oofter Vater Kleinert auch im Leben enttäuscht worden war, er hatte die glückliche Gabe, immer aufs neue wieder hoffen zu können. Mal würde er es doch erwischen, das Glück.

„Du bist halt unverbesserlich, Mann. Arbeitest und radertest dich ab und — — —.“

„Und der Herr Niebezahl wird’s ihm schon noch lohnen, dem Karle“, fiel die Großmutter zuversichtlich ein.

„Lut er’sch nã schon? Sein mer nã alle gesund? Haben mer nã brave, gesunde Kinderle? Ich bin unserm Herrgott dankbar dafier.“ Der Vater ließ den kleinsten, jauchzenden Flachsopf durch die Luft sausen, nickte seinem Sohn Karl zu, der sich vor der Haustür die Schneeschuhe unter die Füße schnallte, um darauf zur Schule zu fahren, und sah sich nach seinem Liebling, der Bärbel, um. Wo steckte denn das Mädle?

Da kam sie gerade aus dem Ziegenstall, den Melkeimer mit frischer Ziegenmilch in der Hand.

„Nu läb och wohl, Bärbele.“ Vater Kleinert wußte es selbst nicht, was ihn veranlaßte, seinem Liebling noch einmal zärtlich über die bräunliche Wange mit seiner harten Schwielenhand zu streichen. Er pflegte doch sonst nur mit einem Kopfnicken Abschied zu nehmen, wenn er aufs Gebirge ging.

Bärbel hielt des Vaters Hand einen Augenblick fest. War es seine ungewohnte Liebkosung, die sie nachdenklich machte?

„Nimmste ‘s Mohrle mit, Vater?“ Bärbel hatte plötzlich das Gefühl, als ob sich ihr eine schwere Last auf die Seele wälze.

„Nu freilich, das gutte Hundel hilft doch a Schlitten ziehen, bis mer ärt unser Pferdchen haben werden. Du weest doch wann, Bärbele?“ Der Vater zwinkerte der Tochter verständnisvoll zu. Denn das war ihr gemeinsames Geheimnis, daß die Bärbel, wenn sie erst eine Sãngerin sein würde, das Pferd und das Rosenhäusel kaufen würde. Vater Kleinert spannte sich selbst zwischen die gelben Deichselhörner des großen Stuhlschlittens. Sein Lieblingslied „O mein liebes Riesengebirge“ vor sich hinpfiffend, stampfte er dem weißen Bergwald zu. Bärbel stand und schaute dem gelben Gefährt nach, bis die Mutter nach der Milch rief.

In großen Kurven führt der Waldweg zum schloßweißen, sonnenbeglänzten Bergkamm empor. Vater Kleinert schritt, den Schnee prüfend, langsam und gleichmäßig in seinen hohen Schaftstiefeln aufwärts. Weich und porös fühlte sich der Schnee an, er badete an den nagelbeschlagenen Stiefelsohlen, an den

Schlittenhufen. Es gab Lauwetter, kein Zweifel. Die Bergföhren längs des Weges vermochten kaum noch ihre weiße Last zu halten. Hier und da zerstäubte sie im warmen Sonnenschein. Tiefblauer Himmel lugte durch die weißen Gipfel. Schön war sein liebes Riesengebirge. Vater Kleinert blieb von der Anstrengung, die das Heraufziehen des schweren Hörnerschlittens verursachte, ausruhend auf einer Berghalde stehen und hielt Umschau auf all die verschiedenen kleinen Ortschaften drunten in der Tiefe. Weicher Wind kam ihm von den Bergen entgegengestürmt. Das war der Föhn, der Vorbote des Frühlings. Oh, Vater Kleinert kannte sich aus in seinen Bergen. Er band Mohrle vom Schlitten los, denn „solch a kleenes Hundel muß doch ooch a bissel Lebensfreude haben“. Dankbar bellend schoß das schwarze Mohrle über die sonnenglühende schneeige Halde davon.

Schritte näherten sich dem gemütlich beim Verschnaufen seine Pfeife stopfenden Manne. Zwei junge Mädchen, die hinter ihm herkamen, überholten ihn.

Vater Kleinert grüßte freundlich. „Junge Beindel sein doch schneller als alte Knochen“, lachte er. „Nu, wie wär'sch, meine jungen Damen, mit a scheenen Hernerschlittenabfahrt hernach vom Schläferhaus 'nunter? Ich mach's halt billig.“

„Nun, darüber ließe sich reden“, erwiderte die eine.

„Ich bin noch nicht so sicher im Abrodeln wie meine Kollegin hier. Wir sind beide aus dem kaufmännischen Erholungsheim in Wolfshau und erst seit kurzem im Gebirge. Also wenn Sie nicht zu teuer sind, lieber Mann — — —.“

„Lut mir eine besondere Ehre sein, es hier zwei so hübsche junge Damen extrabillig zu machen“, schmunzelte Vater Kleinert. „Hab' selbst drumten so a frisches Mädele, nu jo jo.“

Die jungen Touristinnen schritten grüßend weiter, während Vater Kleinert ihnen langsamer folgte. Mohrle dachte nicht daran, sich wieder einspannen zu lassen. Er jagte zwischen den schon eine ganze Strecke vor ihnen emporsteigenden Damen und seinem die Schlittenlast jetzt allein ziehenden Herrn hin und her.

Die letzte große Kurve, nun war die Höhe bald erreicht. Noch

durch die sogenannte Seifengrube, dann hinter der kleinen Schutzhütte steil hinan. Die jungen Damen sah man schon als Silhouetten gegen den blauen Horizont oben den Kammweg entlang wandern. Sie winkten dem Tiefergehenden mit ihren Tüchern zu. Auch Mohrle war wieder mal weit voraus.

„Ich hab's doch wirklich gut“, dachte der schwer seinen Schlitten die Steile des Weges hinaufziehende. „Fünf Mark geben die jungen Damen mir sicher für die Abfahrt. Da ist das Geld zu einem schönen Einsegnungskleidel für mein Bärbel beisammen. Ist ja meine ganze Freude, das Mädel — — —.“

Weiter kam Vater Kleinert nicht mit seinen Gedanken. Ohrenbetäubendes Krachen in den Lüften — gewaltige Schneemassen, die in die Seifengrube über ihn hinwegstürzten — Vater Kleinert und sein Schlitten waren verschwunden — unter der Schneelawine begraben.

Die jungen Damen droben auf dem Kamm hatten entsetzt das donnerähnliche Getöse vernommen. Wie ein Riesenwasserfall stäubte es hernieder. — „Barmherziger, eine Lawine!“ schrie die eine los.

„Der Mann — der Mann und sein Schlitten sind nicht mehr zu sehen. Um Gottes willen, er wird doch nicht verschüttet sein?“ Mit zitternden Knien gingen die beiden ein Stück Weges zurück. Da kam ihnen ein kleiner schwarzer Hund winselnd entgegen. Mohrle sprang an ihnen hoch, heulte und winselte und lief den Weg zur Seifengrube zurück. Ab und zu wandte er den schwarzen Kopf, ob die zwei ihm auch folgten.

Die beiden jungen Mädchen wagten sich nicht weiter. Es konnten ja noch mehr Lawinen abgehen. Die warme Märzsonne und der starke Föhn lösten die überhängenden schweren Schneewächten. Keine Spur von dem Manne mit dem Hörnerschlitten. Verschwunden auch die kleine Schutzhütte, an der sie ihn zuletzt von oben her gesehen hatten. Alles begraben unter dem gewaltigen schneeigen Leichentuch.

„Rasch zum Schläferhaus und Hilfe schicken. Vielleicht ist es doch noch möglich, dem Ärmsten Rettung zu bringen“, rief die eine junge Dame erregt. So schnell sie ihre Beine trugen,

eilten sie dem noch etwa zwanzig Minuten entfernten Schlesierhaus zu und alarmierten dort eine Rettungskolonne. Das winselnde Mohrle blieb allein zurück an der Unglücksstätte.

Alsbald zogen mit Schaufeln und Stricken bewaffnete Männer zur Seifengrube und begannen dort nach dem Verschütteten zu graben. Die ganze große Seifengrube war mit gewaltigen Schneemassen angetürmt. Bis in den Bergwald hinein hatte die Lawine Riesenbäume entwurzelt und mitgerissen.

„Wer den Schneeball an a Kopp gekriegt hat, der hat halt genug für immer“, sagte einer der Männer ernst, die weiße Verwüstung schauend. Dann machten sie sich tapfer ans Werk. —

Auch drunten im Tal hatte man allenthalben den Lawinen- donner vernommen.

„Der Herr Riebezahl donnert heite nâ schlechte da oben in a Bergen“, sagte die Großmutter im Rosenhäusel, den alten Kopf lauschend von der Strickarbeit hehend.

„Ich wollte, der Karle wâr' erscht wieder daheeme“, meinte ihre Tochter, am Herd hantierend. Sie war doch gewöhnt, ihren Mann in Wind und Wetter draußen zu wissen. Was war es nur, was ihr plötzlich die Brust einpreßte und ihr fast den Atem benahm? —

Im Lächerlyzeum hatte man deutschen Unterricht bei Herrn Dpiß. Schillers „Glocke“ wurde durchgesprochen.

„Bärbel Kleinert, fahre fort!“

„Von dem Dome schwer und bang
Tönt die Glocke Grabgesang — — —.“

Bärbel brach mittendrin ab und lauschte erschreckt dem lauten Donnergetöse da draußen.

„Herr Dpiß, es gewittert“, rief eine der Schülerinnen.

Der Lehrer trat ans Fenster und blickte zu dem blauen Himmel auf. „Das ist kein Donner, das war sicher eine Lawine droben in den Bergen. Gewiß am Kleinen Teich, da gehen jetzt bei dem Föhn von den steilen Hängen immer die ersten Lawinen nieder. Weiter, Bärbel!“

„Ach, die Gattin ist's, die teure,
Ach, es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Fortführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinderschar — — —.“

Die Vortragende brach plötzlich in Tränen aus. Sie vermochte nicht weiterzusprechen.

„Aber Kind, wie kann man nur so weichmütig sein? Du darfst dich doch nicht von jedem traurigen Gedicht gleich zu Tränen rühren lassen. Das ist eine schlechte Mitgabe fürs Leben, das einen gar oft hart anpackt“, meinte Herr Dpiß kopfschüttelnd und rief eine andere auf. —

Inzwischen meldete das Telephon aus dem Schlesierhaus in Krummhübel den Unglücksfall und rief die Rettungsmannschaft hinauf nach der Seifengrube. Blitzschnell verbreitete sich die Nachricht im Ort: „Wißt ihr's schon? Aus Wolfshau den Kleinert Karle, den hat die Lawine in a Seifengruben verschüttet. So a armer Kerle, der kommt da nâ mehr läbendig wieder 'naus.“

Bärbel ahnte nichts von dem furchtbaren Schicksal, das seine finsternen Netze um das Rosenhäusel spann. Die war wie immer in der Schule aufmerksam und bei der Sache. Die letzte Stunde war Konfirmationsunterricht. Der Herr Pastor sprach über das Bibelwort „Sei stille dem Herrn und hoffe auf ihn“. Bärbels Augen hingen andächtig an den Lippen des Seelsorgers. „Wenn der liebe Gott einem auch noch so Schweres zu tragen gebe, man dürfe nicht verzagen, sondern gläubig auf ihn hoffen, der es wohl machen wird.“ So versuchte der Prediger seiner jungen Schar das Bibelwort zu erklären. Oh, Bärbel hatte die besten Vorsätze, das fromme Wort wahr zu machen. Nach Beendigung des Konfirmationsunterrichts traten die Schülerinnen plaudernd hinaus ins Freie.

„Es wird Frühling“, rief Bärbel froh und schnupperte in den warmen Mittagssonnenschein.

„Die Kleinert Bärbel riecht halt den Frühling“, lachte sie die Liebig Martha aus.

Vorübergehende, die den Namen aufgefangen, blieben stehen, steckten tuschelnd die Köpfe zusammen und blickten mitleidig zu Bärbel hinüber.

Was hatten denn die Leute?

Hinter der Kirche, wo beim Lehrerhaus der Weg nach Wolfshau abbiegt, stand Hermann Dpiß, auf die Freundin wartend. Er sah sehr bleich aus.

„Tag, Bärbel.“ Er reichte ihr die Hand, schluckte und drückte. Sie wollte nicht über seine Lippen, die entsetzliche Botschaft.

„Tag, Hermännel.“ Nichtsahnend strahlten ihn die blauen Mädchenaugen an. Aber als der Junge stumm neben ihr herschritt und an den Worten würgte, schwand die sorglose Heiterkeit aus Bärbels Zügen.

„Du, Hermännel“ — sie stieß ihn mit dem Ellenbogen an —, „was hast denn? Du bist doch so merkwürdig heute, halt so schweigsam. Ist dir was passiert?“

„Mir nicht“, stieß der Lehrersohn mit dem Mute der Verzweiflung heraus. Sie sollte es nicht von Fremden erfahren, die Bärbel. „Mir nicht, aber — —.“ Nein, er vermochte es doch nicht auszusprechen, das Furchtbare.

„So sag doch, was ist denn geschehen?“ drängte Bärbel unruhig. „Ist deine Mutter gesund?“

„Ja, bei uns ist alles in Ordnung. Aber bei euch — —.“ Wieder stockte der Primaner.

„Die Großmutter?“ Kaum wollte Bärbel die Frage über die Lippen.

Hermann schüttelte stumm und gequält den Kopf. Dann stieß er hervor: „In der Seifengrube ist eine Lawine — —.“

„Vater!“ gellte es von den Lippen des Mädchens. Und da sank die Bärbel zu Boden, wie vom Bligstrahl getroffen.

Unter Hermanns Bemühungen, der die Schläfen der Ohnmächtigen mit Schnee rieb, schlug sie die Augen wieder auf. Verwirrt, wie aus einem bösen Traum erwachend, schaute sie um sich. Und dann wurde es ihr plötzlich klar, daß es kein Traum war, daß sie in Wirklichkeit das Entsetzliche vernommen hatte. — „Vater,

mein Vater!“ Von herzbrechendem Schluchzen wurde der schmale Mädchenkörper geschüttelt.

„Bärbel, Bärbele, vielleicht kommt die Hilfe noch nicht zu spät. Alle Rettungsmannschaften sind nach der Seifengrube hinauf — vielleicht gelingt es doch noch, deinen Vater lebendig aufzufinden.“ So tröstete der Freund, während ihm selbst die Tränen über die Wangen rannen.

Das Mädchen schüttelte gequält den Kopf. „Du glaubst es ja allein nicht, was du da sprichst, Hermann“, stieß Bärbel stöhnend hervor. „Wen die Lawine verschüttet hat, mit dem ist es aus — aus!“ wiederholte sie nochmal mit erstickter Stimme.

„Ist der Mohrle nicht bei deinem Vater? Der Hund wird ihm vielleicht helfen, sich bemerkbar zu machen, daß man ihn leichter auffindet.“ Auch den kleinsten, auch den unwahrscheinlichsten Trost suchte Hermann Dpiß heraus, um seine arme Freundin aufzurichten.

„Unser braves Hundel ist sicher mit unter der Lawine begraben. — Barmherziger — es kann ja nicht sein.“ Wieder bäumte sich der Schmerz in Bärbel wild empor gegen die grausige Vorstellung.

„Nun sei mal verständig, Bärbel“, beruhigend strich der um mehrere Jahre Ältere dem Mädchen über das dunkle Haar. „Ich werde jetzt nach der Seifengrube hinaufgehen und nachschauen, wie weit sie mit den Rettungsarbeiten sind. So schnell als möglich bringe ich dir Bescheid.“

„Ich gehe mit — bitte, Hermännel, nimm mich mit, ich habe hier unten doch keinen Augenblick Ruhe, ehe ich nicht weiß — —.“ Sie packte Hermann flehentlich beim Arm.

„Nein, Bärbel, das geht nicht. Du bist vollständig erschöpft von der Aufregung und — und du mußt jetzt deiner armen Mutter zur Seite sein.“ Im Grunde wollte Hermann der Bärbel die Seelenpein, oben an der Unglücksstätte zu weilen und nicht helfen zu können, ersparen.

„Du hast recht, ich muß heim zur Mutter“, gab Bärbel mit tonloser Stimme zu. „Ob sie's überhaupt schon wissen im Rosenhäufel?“

Ja, ins Rosenhäusel war die Unglücksbotschaft bereits gedrungen. Nachbarn und Freunde füllten Pfeife qualmend voller Teilnahme die Stube. Starr wie aus Stein saß die Mutter auf einem Stuhl unter ihnen. Sie jammerte nicht, sie weinte nicht, sie griff sich nur immer wieder an den Kopf, als ob sie es nicht fassen könne. Aber als jetzt Bärbel mit den kleinen Geschwistern in die Stube trat, schrie sie auf: „Ihr seid jetzt vaterlose Kinder!“

„Der liebe Herrgott wird unserm Karle beistehen, der da droben wird ihn uns beschützen, Mariele“, stieß die Großmutter mit zitternden Lippen hervor. Dann murmelte sie wieder ein Vater unser nach dem andern vor sich hin. Die Nachbarn zogen die bunten Taschentücher hervor, wischten sich die Augen und schneuzten sich.

„So a gutter Kerle — es muß ooch halt immer die besten treffen — nee, Kindersch, ihr kennt stolz sein uff eiern Vater.“

Bärbel hörte nichts von all den gutgemeinten Worten. Die hatte den Kopf auf den Tisch neben des Vaters Zither gelegt, mit der er so gern ihren Sang begleitet hatte. So fühlte sie sich nicht ganz losgelöst von ihm.

„Kann man nicht ganz a großes Feuer in a Seifengruben anzünden, daß der Schnee schnelle zum Schmelzen kommen tut“, schlug Karl vor, bei dem trotz aller Angst und allem Schmerz um den Vater das Abenteuerliche des Unglücksfalles eine große Rolle spielte.

„Nu nä, Jungele, das gähnt nu nich. Da kennt man ja den Vater verbrennen, wenn und er tut noch läben“, bedeutete ihm Nachbar Hensel. Dann verabschiedeten sie sich einer nach dem andern. Die Rettungsmannschaften mußten nach einer festgesetzten Zeit abgelöst werden. Jeder wollte dem beliebten Vater Kleinert in der Not zu Hilfe eilen.

Aber alle Bemühungen, alle Gebete und Hoffnungen wurden zunichte. Erst achtundvierzig Stunden später fand man den entseelten Körper des Verschütteten auf. Mohrle, der nicht von der Unglücksstelle fortzulocken war und kein Futter anrührte, war der erste, der ihn aufheulend entdeckte. Dann folgte er, den schwarzen

zottigen Kopf tief zu Boden gesenkt, der zu Tal getragenen Bahre seines Herrn.

Auf dem kleinen Bergfriedhof droben bei der Kirche Wang, auf seinem Lieblingsplatz brachte man Vater Kleinert zur letzten Ruhe.

„Von dem Turme schwer und bang tönt die Glocke Grabes-
gesang“ — weit hinaus zog das Glockengeläut in die verschneiten Täler.

12. Kapitel.

Abschied.

In das Rosenhäusel, aus dem man früher jederzeit Lachen und Singen vernommen, hatten Trauer und Sorge ihren Einzug gehalten. Die Begräbniskosten hatten die wenigen Ersparnisse vollständig aufgezehrt. Die Mutter fand kaum Zeit, den ihnen so plötzlich Entrissenen zu betrauern. Vom ersten Morgendämmererschein bis in die Nacht hinein regte die fleißige Frau die Hände, um den Unterhalt für die Familie, welcher jetzt der Ernährer fehlte, herbeizuschaffen. Umsonst, die Sorgen verdichteten sich immer mehr. Der spärliche Verdienst reichte kaum für Essen und Trinken. Keine Aussicht, die Pacht zu Johanni für das Rosenhäusel aufzubringen.

Bärbel, zu des Vaters Lebzeiten des Hauses Sonnenschein, tat still und freudlos ihre Pflicht in Haus und Schule. Sie sang und sprang nicht mehr, aus dem frohen Kinde hatte der erste große Schmerz ein ernstes Mädchen gemacht. Ihre einzige Freude war, mit den Geschwistern und Mohrle am Sonntag hinaufzuwandern zu dem kleinen Bergfriedhof da droben. Während die Brüder und selbst Mohrle bald wieder draußen ihren Spielen nachgingen, saß Bärbel an dem frischen Erdbügel und hielt stumme Zwiesprach mit ihrem Vater.

„Ich soll Ostern von der Schule abgehen, einen Dienst muß ich annehmen. Du hättest das nimmer gelitten, Vater“, so klagte

sie wortlos. Und in dem Rauschen des Bergwindes kam ihr die Antwort: „Du darfst nicht mehr selbstfüchtig an deine eigenen Wünsche denken. Du hast jetzt die Pflicht, deiner Mutter und den vaterlosen Geschwistern zur Seite zu stehen. Du mußt so schnell wie möglich Geld verdienen helfen.“ Dann senkte Bärbel wohl still den Kopf mit den schwarzen Zöpfen: „Ich will ja, Vater, ich will ja auf alles verzichten, wenn wir nur weiter in unserm Häufel bleiben könnten.“

Am Palmsonntag wurde Bärbel mit ihren Schulkameradinnen konfirmiert. Das Einsegnungskleid, zu dem der Vater für sie gespart, war ein Trauerkleid geworden.

„Sei stille dem Herrn und hoffe auf ihn, er wird es wohl-machen“ — das war der Geleitspruch, welchen der in den jungen Herzen lesende Seelsorger der Bärbel Kleinert mit auf den Lebensweg gab. Oh, wieviel fehlte noch, daß Bärbel ergeben sich Gottes Willen fügte, daß der Schmerz um den Vater nicht immer wieder wild aufbegehrte. Und hoffen? Ihr Hoffen und Wünschen hatte sie mit dem Vater begraben — das harte Muß würde sie künftig in eine freudlose Tätigkeit zwingen. Aber als die Orgel zu spielen begann, als der Chor der Schulkameradinnen, in dem sie sonst die führende Stimme gehabt, fromm zu singen anhub, da löste sich Bärbels Schmerz in erlösende Tränen. „Auf welchen Platz das Leben mich auch hinstellt, ich will ihn so ausfüllen, daß mein Vater Freude an mir haben würde“, gelobte sie sich heute an der Kindheitswende.

Dahheim eine Feier, wie sie bei ihren Schulkameradinnen stattfand, verboten die Trauer und die knappen Geldmittel. Aber die gute Frau Lehrer Dpiß hatte eine große Mohnstolle für die Bärbel gebacken, und ihr Sohn Hermann hatte von seinem mageren Taschengeld einen Band Gedichte für die Freundin zusammengesparrt. „Stille Stunden“ — zum erstenmal empfand Bärbel wieder Freude, als sie das Büchlein aus Hermanns Hand in Empfang nahm.

Drin in der Stube saß der Herr Lehrer Dpiß und versuchte, wie schon einmal vor Jahren, das Lebensschifflein Bärbels in ein anderes Fahrwasser zu steuern. Aber diesmal war das Schicksal

stärker als er, diesmal fehlte der Vater, der mit liebevollem Verständnis für sein Bärbel eingetreten war. Die Mutter, die vor Sorgen nicht ein und nicht aus wußte, bestand darauf, daß Bärbel Ostern von der Schule abgehen und eine Stelle annehmen müsse. Auf der Kleinen-Leich-Bauke brauche man eine Bedienerin, dazu würde sich das Mädel gut schicken. Sie war anständig, die Bärbel, und freundlich zu den Gästen würde sie halt auch sein. Dort hätte sie ihr gutes Essen, und ein paar Taler Trinkgeld würde es sicher auch im Monat abwerfen. „Da hat se's gußt, die Bärbel, es is hechste Zeit, daß sie endlich amal mit dem dummen Lernen a Ende macht und was Richtiges lernen tut fiers Låben.“

Herr Dpiß sah ein, daß hier jedes Wort überflüssig war. Ihm selbst wurde es nicht leichter als der Bärbel, seine Hoffnungen, die er auf sie gesetzt, vernichtet zu sehen.

Der Frühling kümmert sich nicht um Trauer, um getäuschte Hoffnungen. Lachend zieht er ins Land und erwartet ein Echo von den Menschen. Wie hatte Bärbel dem Lenz sonst entgegengejubelt. Als sie diesmal die ersten Veilchen im Gartenvinkel fand, mußte sie denken: Wer wird euch im nächsten Jahr pflücken? Der Besitzer des Rosenhäufel, ein Bauer drunten in Seidorf, wollte nichts von einer Erlassung der Pacht hören. Nach der Mißernte des vergangenen Sommers brauchte er Geld. Alle Vorstellungen und Bitten waren umsonst. Zum Juli mußte Frau Kleinert das Rosenhäufel verlassen.

Schuster Hensel, der mit Vater Kleinert zusammen auf der Schulbank gefessen, nahm sich getreulich der Hinterbliebenen seines Freundes an. „Nu, da kummt ihr halt zu mir, wenn und ihr mißt 'naus aus 'm Rosenhäufel. A Stübel kann der Vater Hensel schon fier elch freimachen, und der Karle schläft halt in a Kammer.“

„Wie sull ich dir das danken, Hensel, daß und du bist asu gußt zu mir und a Kindern“, sagte Frau Kleinert dankbar.

„Nischte zu danken. Der Kleinert Karle is halt noch immer fier alle dagerweßt“, lehnte der gutherzige Mann jeden Dank ab.

Zwar gab Bärbel zu bedenken, daß es der Mutter schwer fallen würde, ihr liebes Rosenhäufel, das sie verlassen mußte, so

dicht vor Augen zu haben. Aber eine Wahl gab es nicht, man mußte froh sein, irgendwo unterkriechen zu können. Weichmütige Umwandlung kannte Mutter Kleinert auch nicht: „Ich habe vor Arbeit erschte gar keene Zeit nâ, nach unserm Häusel 'nieberzuschauen.“

Alles war anders geworden in diesem Frühling. Hermann Opitz hatte sein Abiturium bestanden und war als Student der Medizin an die Breslauer Universität gegangen. Sein Vater hatte aus Bärbel's Schicksal die Nußanwendung gezogen, daß er seinen Einzigen nicht in den Lehrerberuf zwingen wollte, wenn dessen ganzes Interesse medizinischen Dingen galt. Schwer würde er es ja haben, der Hermann. Ob er als Mediziner ein Stipendium zum Studium erlangen würde, war zweifelhaft. Aber wenn man jung ist, gibt es keine Schwierigkeiten. Hermann war arbeitsfreudig; in der großen Stadt würde es schon irgendwelche Verdienstmöglichkeit neben dem Studium für ihn geben.

„Laß die Hoffnung nicht sinken, Bärbel, es kann auch mal wieder anders kommen“, hatte Hermann beim Abschied tröstend zu seiner Kindheitsfreundin gesagt.

„Wie soll es anders kommen? Ich habe die erste Klasse nicht mehr besuchen können und muß jetzt als Kellnerin nach der Leichbaude 'nauf. Die Mutter hat schon recht gehabt damals, man soll nicht über seine Verhältnisse hinausstreben. Das tut nicht gut“, meinte Bärbel bedrückt.

„Was der Mensch gelernt hat, ist sein wertvolles Eigentum, das kann ihm keiner nehmen. Kopf hoch, Bärbel! Auch der Kellnerinberuf ist ehrenwert; es kommt nur darauf an, daß man seine Pflicht tut.“ Hermann war weit über seine Jahre verständig.

Wie gut hatte der Bärbel sein Zuspruch getan. Daran dachte sie heute, als es Abschied nehmen hieß von ihrem lieben Rosenhäusel, in dem sie ein glückliches Kind gewesen war. Zum Pfingstfest sollte sie auf der Leichbaude schon eingearbeitet sein. Da wurden viele Gäste dort erwartet.

In ihrem Mansardenstübchen packte Bärbel ihre paar Habseligkeiten in den Rucksack. Sie hatte nicht schwer zu tragen daran.

Nur die Schulbücher, die sie für eine freie Stunde mitnahm, um nicht alles zu vergessen, erschwerten das Gepäc. Durch das kleine Fenster lugte die Schneekoppe herein. Bärbel stand und schaute, als sähe sie die zartblaue Gebirgskette heute zum erstenmal. Da, nicht weit vom Fuße des Koppkegels, war die Seifengrube — Bärbel schloß die Augen, um das Bild, das auf sie einstürmte, zu verschrecken. An der obersten Treppenstufe stockte ihr Fuß. Hier hatte sie gestanden und angstvoll das von Stufe zu Stufe steigende Wasser in jener Hochwassernacht beobachtet, bis der Vater sie aus ihrer Angst erlöste. Der Vater... wie oft war sie ihm die Treppe hinab mit Mohrle um die Wette entgegen-gelaufen, wenn sie ihn von der Arbeit hatte heimkehren sehen. Dann hatten sie zum Feierabend gesungen und Zither gespielt — die Zither, des Vaters Zither, mußte sie mitnehmen. Das war sein Vermächtnis für die Tochter.

Die Mutter hatte nur einzurufen: „Wenn und du machst den Baudenleuten da droben zuwiele Musike, da werden sie dich halt balde wieder furttschicken.“ Sie betrachtete die Zither nun mal nur als einen zeitraubenden Gegenstand.

Behutsam nahm Bärbel das in ein rotes Schnupstuch noch eigenhändig vom Vater eingeschlagene Instrument in den Arm. Eine Karte flatterte heraus. Es war die Adresse des Breslauer Operschuldirektors, der ihr damals im Sommer beim Freilichttheater eine Zukunft als Sängerin prophezeit hatte. Ein bitteres Lächeln stahl sich um die jungen Lippen: Ade ihr Träume von Kunst und Ruhm. Ade mein Rosenhäusel, das ich für uns erwerben wollte. Schon wollte sie die Karte zerreißern, da besann sie sich eines andern. Man konnte sie ja aufheben zur Erinnerung an jenen Freilichttheatertag, an dem sie so glücklich gewesen. Sie schob die Karte in Hermanns Einsegnungsbuch „Stille Stunden“, das als größter Schatz obenauf in dem Rucksack lag.

Der Abschied von der Großmutter wurde Bärbel recht schwer. Die alte Frau war durch das plötzliche Unglück stumpf und teilnahmslos geworden. Sie mochte nicht mehr stricken, sondern döste meist vor sich hin. Liebevoll streichelte Bärbel ihr welkes

Gesicht: „Leb wohl, Großmutter, ich muß jetzt fort aus dem Rosenhäusel“ — Bärbel schluckte, um die aufsteigenden Tränen niederzuzwingen. „Bleib auch gesund, Großmutter.“ Da erwachte die alte Frau aus ihrer gewohnten Teilnahmslosigkeit. „Wo machst du denn hin, Bärbele? Nach Hirschberg oder gar noch weiter fort nach Breslau?“

„Ich gehe doch auf die Kleine-Leich-Baude, Großmutter“, erinnerte Bärbel.

„Was sollst du denn da oben? Zitherspielen?“ Die alte Frau wies auf die Zither in Bärbels Hand.

Die Enkelin schüttelte den Kopf. „Die Gäste bedienen soll ich halt. Kellnerin muß ich werden.“

„Nu, der Herr Niebezahl kann doch aus a Kellnerin a Zitherspielerin machen. Der Niebezahl kann alles — nur unserm Karl kunn er nâ helfen.“ Die Stimme der Großmutter versiel wieder in unverständliches Gemurmel.

Mutter Kleinert, die wie meist am Waschfaß stand, trocknete sich die rissigen Hände an der Sackschürze. „Nu, so läß doch wohl, Bärbele. Nu, so tu doch gutt da oben. Und wenn de a Taler beisammen hast, denn schick ihn halt mit Gelâgenheit 'nunter.“

„Leb wohl, Mutter, und besuch mich auch mal.“

„Dazu wird halt keene Zeit nâ sein.“ Die Mutter rubbelte schon wieder auf ihrer Wäsche herum.

„Aber ich tu dich besuchen, Bärbel“, versprach Karl eifrig. „Und hier hast du doch a Andenken an unser Häusel.“ Der Junge zog ein etwas verknittertes Heftblatt aus der Hosentasche.

„Unser Rosenhäusel, unser liebes!“ rief Bärbel erfreut. Der Bruder hatte das Häuschen recht nett gezeichnet und die Blumen davor rosenrot angetuscht.

„Du bist ein guter Junge. Von meinem ersten Gelde kaufe ich dir ein Paar neue Schuhe“, versprach Bärbel.

„Im Sommer tu ich barfuß laufen“, meinte Karl gleichmütig.

Die jetzt zehnjährige Friedel empfand Bärbels Fortgehen wohl am schmerzlichsten. Nach dem Tode des Vaters, der stets sein Späßchen mit den Kindern getrieben, hatte sie sich noch fester

an die große Schwester angeschlossen, die nie ungeduldig wurde, wenn es eine Schulaufgabe zu erklären gab. Still vor sich hinweinend saß das kleine Mädchen auf der Wiese zwischen Schlüsselblumen und Anemonen.

„Tu nicht fortgehen, Bärbel, tu mich mittennâhmen“, bettelte sie.

Als Fritzel, der Kleinste, die Schwester weinen sah, stimmte er mit lautem Geheul ein.

„Ihr besucht mich alle beide mit dem Karl in der Leichbaude, gelt? Dann bringe ich euch jedem eine Tasse Schokolade und Kuchen“, beschwichtigte Bärbel die weinenden Geschwister.

„Mohnkuchen oder Streifekuchen?“ Fritzel war schnell getröstet, während bei Friedel der Trennungschmerz überwog.

Auf der Wiese hinter dem Hause stand der Apfelbaum in Blüte. Bärbel brach ein Zweiglein von der rosenroten Pracht. Den brachte sie dem Vater mit als letzten Gruß aus dem Rosenhäusel. Denn daß sie den Weg über die Kirche Wang zum Gebirge hinauf wählte, das war selbstverständlich. Der Ziegenstall stand leer. Kein Meckern ertönte mehr daraus. Ziege und Hühner hatte man verkaufen müssen.

Langsam, Schritt für Schritt, entfernte sich Bärbel von ihrem Kindheitsparadies. Immer wieder drehte sie den Kopf zum Rosenhäusel zurück. Die Mutter war in die Tür getreten und winkte ihrer Ältesten einen Gruß nach. Die Geschwister und Mohrle gaben ihr das Geleit bis nach Brückenberg hinauf.

„Kopf hoch!“ wiederholte Bärbel für sich das Abschiedswort des fernen Freundes, als die Kinder lehrigemacht hatten und sie nun allein durch den Bergwald aufwärts stieg. Die dunkeln Tannen hatten lichtgrüne Spitzen aufgesteckt, die Lärchenbäume am Wege waren in zarte Frühlingschleier gehüllt. In den Wipfeln jubilierten Finken und Amseln lenzfreudig. Da fiel auch all das Schwere, was das junge Menschenkind bedrückte, ab. Unbewußt öffneten sich Bärbels Lippen, zaghaft und leise zuerst, dann lauter, immer heller und jubelnder erklang ihre Stimme mit den Vögeln um die Wette. Den Rucksack auf dem Rücken, die Zither im Arm, so wanderte Bärbel singend in das neue Leben hinein.

Auf eigenen Füßen.

Steil fallen die Berghänge zum Kleinen Teich ab. Wie ein heimliches Kleinod liegt er in dem Gebirgstal verborgen. Graugrüne Samtmatten, von wildem Felsgestein übersät, schmiegen sich um seine Ufer. Alpenrosen, Enzian und Habmichlieb blühen hier.

Traut und anheimelnd, wie aus einer Spielzeugschachtel, grüßt die Teichbaude mit ihrem Glockentürmchen den Wanderer. Die Fenster blank und klar mit blühenden Blumen hinter weißen Gardinen. Die Tische mit den lustig bunten Bauerndecken sind rings auf sonniger Berghalde verstreut. Geschleckte Röhre weiden malerisch dazwischen. Ihr sanftes Glockengeläut vervollkommenet das Idyll. Liegestühle stehen in der Prallsonne, laden zur Rast. Nicht umsonst heißt der Kleine Teich das Kleinod des Herrn Rübzahl.

Hier ist immer Betrieb, ein ständiges Kommen und Gehen. Schulklassen lagern im Grünen, schmausen aus dem Rucksack und lassen sich dazu die frische Milch aus der Wirtschaft munden. Wandervögel und andere Jugendverbände ziehen singend des Weges, rasten begeistert an dem malerischen Punkte. Für die Gäste aus den tiefer gelegenen Sommerfrischen ist der Kleine Teich der beliebteste Ausflugsort. Vorüberwandernde Touristen hemmen den Schritt, legen Wanderstab und Rucksack für ein halbes Stündchen ab und lauschen bei einer Erfrischung den Weisen, die der Tiroler Heini zu seiner Zither singt.

Blühsaubere Mädel in schwarzen Kleidern mit weißen Rüschenhäubchen und zierlichen Schürzchen eilen unermüdlich von Tisch zu Tisch, schaffen das Gewünschte herbei.

Ein großes, schlankes Mädel, schwarzhaarig und blauäugig, ist der besondere Liebling der Gäste. Bärbel heißt es und ist die anmutigste und freundlichste von allen. Wenn sie das Essen mit hellem „Wohl zu speisen“ zierlich serviert, schmeckt es dem Gast noch einmal so gut.

Vier Monate weilte Bärbel nun schon in der Teichbaude.

Sie war dort wie ein Kind im Hause. Alle, von den Wirtsleuten an bis zum Hüterbuben, hatten das junge Ding bald ihres lieben, gefälligen Wesens halber ins Herz geschlossen. Nach den schweren Sorgenmonaten drunten im Tal blühte Bärbel hier oben auf wie eine Blume, die plötzlich der warmen Sonne ausgesetzt ist. Sie hatte gar keine Zeit am Tage, an Leid und Sorgen zu denken. Die Gäste verlangten ein freundliches Gesicht, einen heiteren Gruß.

Und des Abends, wenn Bärbel ihre Kammer aufsuchte, die sie mit einer andern Kollegin teilte, war sie so todmüde von dem Herumlaufen, daß sie, ohne noch etwas denken zu können, in gesunden Jugendschlaf fiel. Nicht einmal am Sonntag hatte sie Ruhe. Im Gegenteil, da war der Hauptbetrieb in der Baude. Da kamen die Ausflügler aus allen Richtungen zum Kleinen Teich herauf.

Die Hausgäste, die Pensionäre, welche die großartige Gebirgsgegend im Verein mit der Höhe von fast zwölfhundert Meter zur Teichbaude hinauflockte, mochten die Bärbel besonders gern. Sie hatten es bald heraus, daß die junge Kellnerin kein gewöhnliches Bauernmädel war, daß sie eine gute Schulbildung genossen hatte.

„Kind, es ist schade um Sie, daß Sie hier die Gäste bedienen, anstatt Ihre guten geistigen Fähigkeiten auszunutzen“, hatte ihr schon so mancher gesagt.

Aber Bärbel schüttelte den Kopf mit den jetzt aufgesteckten schwarzen Flechten. „Ich fühle mich hier oben glücklich, ich verlange nichts weiter“, erwiderte sie schlicht.

Verlangte sie wirklich nichts weiter? Glücklich fühlte sie sich hier oben in der schönen Natur. Jeden Morgen empfand das Bärbel aufs neue wieder dankbar. Auch konnte sie schon mehrere Male ihrer Mutter von den reichlichen Trinkgeldern ein nettes Stümchen schicken. Da auch der Mutter Verdienst jetzt zur Fremdensaison, wo jeder Wäsche waschen ließ, sich gebessert hatte, so durfte Bärbel über ihre Angehörigen beruhigt sein. Dennoch — hin und wieder begehrten niedergezwungene Wünsche, einstige Hoffnungen mit jugendlichem Ungestüm wieder in ihrem Herzen auf; wenn Bärbel den Heini seine Lieder zur Zither singen hörte und bei sich dachte, daß sie es wohl besser machen könne. Des

Vaters Zither lag eingepackt droben im Schubfach; Bärbel hatte sie nach dem Tode des Vaters noch nicht wieder zu stimmen vermocht. Oder wenn sie mal an einem freien Nachmittage mit „Stille Stunden“, dem Büchlein von Hermann Dpiß, im Lärchenwalde saß, dann kam ihr wohl wieder die Sehnsucht nach Lernen und geistigem Streben. Aber zum Glück war die Zeit so knapp, daß diese Wünsche ebenso schnell wie sie auftauchten, wieder zurücktraten vor der Notwendigkeit der täglichen Pflichten.

Manch freudiges Wiedersehen feierte Bärbel hier oben. Aus Wolfshau und aus Krummhübel kamen öfters mal Bekannte herauf, die ihr Grüße von der Mutter brachten. Ein Festtag war es, als die Geschwister alle drei im Verein mit Mohrle die Bärbel in ihrer neuen Heimat besuchten. Selbst Klein-Fritzkel hatte den weiten Weg mit unternommen. Freilich blieb es zweifelhaft, ob die versprochene Schokolade mit Kuchen oder die Sehnsucht nach der großen Schwester ihn hinaufzog. Kinder und Köter rissen die Bärbel vor Wiedersehensfreude beinahe um. Und dann saßen sie nun, die Geschwister, sauber gekleidet, wie die Mutter sie stets hielt, und ließen sich die von Bärbel gespendeten Herrlichkeiten schmecken, während Mohrle seinen Futternapf serviert bekam.

„Du hast es guut, Bärbel“, ließ sich Karl mit vollem Munde etwas neidisch vernehmen, „in die langweilige Schule brauchste nâ mâhr zu gâhen, und hier kammste alle Tage Schokolade trinken.“

„Dann würde ich wohl kein Geld übrigbehalten, um es der Mutter zu schicken“, meinte Bärbel lachend.

„A neie Zoppe kauft mir die Mutter fier a Winter davon, und du sollst halt fleißig auf einen Einsegnungsanzug fier mich sparen“, berichtete Karl.

„Und mir a Paar neie Schuhe, gelt ja?“ fiel Friedel bittend ein.

„Und ich wünsch' mer halt zu Weihnachten unser Rosenhäusel wieder, da ist's viel scheener als jeze“, rief Fritzkel dazwischen.

Bärbels Freude, daß sie die Geschwister von ihrem selbstverdienten Gelde kleiden helfen konnte, wurde durch die Erinnerung an ihr Rosenhäusel getrübt.

„Wie schaut's denn aus in unserm lieben Häusel, ist ein neuer Pächter drin?“ erkundigte sie sich.

„Nu nâ, der Bauer aus Seidorf vermietet es selber an die Fremden. Königs aus Breslau wohnen wieder drinne; sie waren halt traurig, daß wir nâ mâhr die Wirtsleute sind. Und scheene griessen lassen sie dich, und sie wollen dich auch amal besuchen kommen.“

Da rief eine Gesellschaft nach Bärbel. Sie mußte die vielen Fragen, die ihr noch am Herzen lagen, zurückdrängen und ihren Pflichten nachgehen.

Aber eine Woche darauf meldete Bärbels Kollegin der gerade in der Küche Speisen in Empfang nehmenden Bärbel: „Du, Bärbel, da sein Herrschaften, die haben halt nach dir gefragt und wollen sich durchaus nur von dir bedienen lassen. Kumm ooch, Mädels.“

Und als die Bärbel mit dem vollen Tablett hinaustrat, da hätte sie ihre Wiener Schnitzel, ihre Becher Milch und Gläser Bier fast vor freudiger Überraschung fallen lassen — Königs saßen an einem der Sonnentische auf der Wiese und riefen ebenso freudig, wie sie selbst es war: „Bärbel — Bärbel, da bist du ja, Mädels!“

Nicht schnell genug ging heute der Bärbel das Servieren; wenn sie bloß ihr Brett erst leer hätte. Da machte ein Gast auch noch Ausstellungen. Aber schließlich war sie doch fertig und konnte ihre einstigen Rosenhäuslgäste begrüßen. Das gab ein Händeschütteln und Staunen.

„Alle Wetter, Mädels, du bist aber tüchtig in die Höhe geschossen, blüht ja wie eine wilde Rose hier oben“, meinte der Studentat lächelnd zu dem bildhübschen Mädels.

„Die Fräulein Gerda und die Fräulein Lilli sind halt inzwischen auch junge Damen geworden.“ Bärbel wußte noch nicht recht, wie sie sich zu den früheren Spielgefährtinnen stellen sollte.

Die aber lachten sie einfach aus. „Bist du denn nicht gescheit, Bärbel, uns mit 'Fräulein' zu titulieren. Wir sind doch alte Freunde.“ Und Lilli, die jüngere, fügte hinzu: „Es ist uns recht nahegegangen, daß ihr nicht mehr im Rosenhäusel wohnt.“

Ein Schatten flog über Bärbels sonnengebräuntes Gesicht. Frau König drückte ihr mütterlich warm die Hände. „Ihr habt Schweres durchgemacht, Kind. Warum habt ihr uns denn gar keine Nachricht zukommen lassen? Wir trauern mit euch um den braven Vater Kleiner.“

Einen Augenblick schwiegen sie alle in stillem Gedenken. Dann schlug Lilli wieder einen munteren Ton an: „Komm, Bärbel, setz dich zu uns, wir haben uns viel zu erzählen.“

„Ja, nimm Platz, Bärbel, wir laden dich zu einer Tasse Kaffee ein“, forderte auch Herr König sie auf.

Bärbel errötete. „Ich habe Pflichten, Herr Studienrat, ich muß zur Hand sein, wenn die Gäste etwas wünschen“, entschuldigte sie sich. Es wurde ihr recht schwer, die freundliche Einladung abzulehnen.

„Pflicht über alles“, bekräftigte der Studienrat, während die jungen Töchter lange Gesichter machten, daß sie so wenig von der Bärbel haben sollten.

Frau König war ins Haus gegangen. Als sie zurückkehrte, winkte sie der kassierenden Bärbel. „Ich habe mit deiner Wirtin gesprochen, sie hat dir ein Freistündchen bewilligt. Jetzt bist du unser lieber Gast, Bärbel.“

„Aber erst bediene ich Sie, das überlasse ich keiner andern.“ Eifrig sprang die Bärbel hin und her, um alles Gewünschte herbeizuschaffen. Seit Monaten war ihr nicht so froh ums Herz gewesen wie heute.

„Hättest du uns nur geschrieben, Bärbel“, begann Frau König, nachdem man sich an Kaffee und schlesischem Streuselfuchen gelabt hatte. „Vielleicht hätten sich doch Mittel und Wege finden lassen, daß ihr in eurem Häuschen hättet bleiben können.“

„Oder wenigstens, daß du die Schule durchgemacht hättest, Kind. Du scheinst ja eine ganz tüchtige Kellnerin geworden zu sein, aber schade ist's doch um das Erlernte“, fügte ihr Mann nachdenklich hinzu.

„Der Herrmann Opitz sagt, was man gelernt hat, das gehört einem zu eigen, das behält halt allezeit seinen Wert.“

„Da hat der Herrmann ganz recht. Aber du könntest mit deinen Fähigkeiten einen anderen Posten einnehmen, Bärbel“, erklärte ihr Frau König.

„Dein Hermännel hat uns in Breslau besucht, Bärbel“, berichtete Gerda.

„Der Herrmann? Wie geht es ihm? Ist er gesund, und arbeitet er auch nicht zuviel? Er hat mir erst eine Karte geschrieben“, rief Bärbel lebhaft.

„Nun, besonders sieht er nicht aus“, erzählte Gerda. „Er ist sicher seine Schnitte nicht auf beiden Seiten geschmiert, wohl noch nicht mal auf einer.“

„Ja, er quält sich sehr, der Herrmann, um sein Studium zu ermöglichen“, fiel Lilli ein. „Jede freie Minute arbeitet er in einem Büro, gibt auch Gymnasialisten Nachhilfeunterricht, und dabei studiert er noch fleißig. Der hat sicher keine Zeit zum Schreiben.“

„Ein strebsamer junger Mensch. Er wird sein Ziel schon erreichen“, bestätigte der Studienrat. „Aber nun zu dir, Bärbel. Sag, hättest du nicht Lust, nochmals auf die Schulbank zurückzugehen, um wenigstens die erste Klasse durchzumachen? Ich könnte dir wohl ziemlich sicher an meiner Schule in Breslau eine Freistelle verschaffen, und du hättest dann später die Möglichkeit, eine kaufmännische Lehrstelle anzunehmen.“

Da waren sie plötzlich alle wieder da, die energisch niedergehaltenen Wünsche nach Weiterbildung. Mit einem Schlage erhoben sie wieder ihre Stimme in Bärbels Herzen. Sie schaute auf den Tisch hinab, auf dem die Sonnenlichter spielten. Die moosigen Hänge hinauf — dort hinter jenem Berg lag die Seisengrube — dann schüttelte Bärbel entschlossen den Kopf.

„Sie meinen es gut, Herr Studienrat, aber es wäre halt nicht gut. Ich muß jetzt meiner Mutter zur Seite stehen und für die vaterlosen Geschwister sorgen helfen. Ich darf nicht aufhören zu verdienen und am Ende gar noch kosten.“

Frau König, die den deutlichen Kampf in den offenen Zügen des Mädchens wahrgenommen hatte, klopfte ihr anerkennend die blühende Wange. „Du bist ein braves Kind, Bärbel. Dein Vater

hätte sicher seine Freude an dir. Überlege dir den Vorschlag meines Mannes in Ruhe. Kosten würden dir nicht dadurch entstehen. Du könntest bei uns in Breslau im Mädchenzimmer schlafen, da wir uns kein Mädchen halten. Und mit durchfüttern würden wir dich auch noch mit unsern zweien“, so sprach die menschenfreundliche Frau.

Bärbel schloß sekundenlang die Augen. Es war zu verlockend, das Bild. Da hörte sie des Studienrats Stimme: „Solche Sache will bedacht sein. Heute und morgen brauchst du dich noch nicht zu entscheiden, Bärbel. Die Mutter muß doch vor allen Dingen befragt werden — —.“

„Die gibt's nicht zu, die Mutter, nimmermehr.“ Ordentlich erleichtert war die Bärbel, daß die Entscheidung ihr nicht überlassen blieb. „Ich soll zu einem Einsegnungsanzug für den Karl sparen, die Mutter bringt's nicht allein auf. Da darf ich meine Stelle hier doch nicht verlassen.“

„Du mußt auch an dich denken, Bärbel, was für deine Zukunft von Nutzen ist“, warf die Oberprimanerin Gerda als modern denkendes Mädchen ein.

„Vielleicht kommen wir noch gar in dieselbe Klasse“, frohlockte Lilli. „Zu Ostern werde ich in die erste versetzt.“

„Ist das schon sicher?“ neckte der Vater. Denn Lilli ließ es im Gegensatz zu der älteren Schwester an sich herankommen.

Bärbel erhob sich. Die bewilligte Freistunde war um. Sie setzte Teller und Tassen zusammen. Aber mit ihren Gedanken war sie nicht so recht dabei. Aus der Baude klangen Zitherklänge. Da sang der Heini zum Gaudium der Gäste seine Schnadahupfl:

„Zwischen Hirschberg und Schmiedeberg,
Da gibt's 'nen Tunnel
Wenn man 'neinfährt, wird's dunkel,
Und wenn man 'nausfährt, wird's hell.“

Es folgte ein Jodler.

„Was macht denn deine Sangeskunst, Bärbel?“ erkundigte sich Frau König. „Singst und spielst du noch fleißig?“

Bärbel schüttelte den Kopf. „Seit der Batel tot ist, mochte ich nicht mehr zur Zither singen. Ich hab' hier ja auch gar keine Zeit dazu.“

„Das ist aber schade, Bärbel. Ich hatte gehofft, daß du uns mit einem Lied erfreuen würdest“, stimmte ihr Mann bei.

„Ja, ja, Bärbel muß uns das Riesengebirgslied singen“, riefen die Töchter.

„Das geht doch nicht“, wehrte Bärbel ab. „Es sind doch fremde Gäste da.“

„Die hören das hübsche Lied sicher auch gern. Also nur zu, Bärbel.“ Ehe das junge Mädchen noch weiter Einspruch erheben konnte, war der Studienrat zum Heini herangetreten.

„Die Bärbel wird uns jetzt mal ein Lied singen. Sie machen wohl ganz gern mal eine Pause und trinken ein Glas Bier zur Erfrischung. Bärbel, ein Glas Bier für den Zitherspieler.“

„Der Tausend, die Bärbel kann auch singen? Ja, warum hat's denn noch nie davon verraten?“ verwunderte sich der Heini, während Bärbel des Vaters Zither herbeiholte. Zu einer fremden Zither konnte sie nicht singen. Bald ertönte es glockenklar:

„Blaue Berge, grüne Täler,
Mitten drin ein Häufel klein,
Herrlich ist dies Stückchen Erde
Und ich bin ja dort daheim.“

Die junge Stimme klang plötzlich ein wenig verschleiert. Sie hatte ja kein Häufel mehr, in dem sie daheim war, die Bärbel. Alles lautete ringsum an den Tischen. Die Gespräche verstummten. Das war eine andere Stimme als die schon ziemlich ausgesungene des Heini.

„O mein liebes Riesengebirge,
Wo die Elbe so heimlich rinnt,
Wo der Rübezahl und seine Zwerge
Heut' noch Sagen und Märchen spinnt.
Riesengebirge, deutsches Gebirge,
Meine liebe Heimat du!“

Bärbel vermochte nicht weiterzusingen. Die Erinnerung an den Vater, dem sie sein Lieblingslied so häufig gesungen, übermannte sie. Lautes Beifallklatschen lohnte der jungen Sängerin. Bis hinauf in die Kammer klang es, wo Bärbel die hervorstürzenden Tränen zu stillen versuchte.

Seit diesem Tage war es um Bärbels innerliche Ruhe geschehen. Immer wieder fragte sie sich, ob sie recht handle, daß sie auf ihrem Posten blieb, ob sie nicht auch gegen sich selber Pflichten hätte. Sie kam zu keinem Resultat, zu keinem Entschluß.

Eines Tages kehrte eine größere Gesellschaft aus Krummhübel in die Leichbaude ein. War das nicht . . . ja natürlich, das war ja die Liebig Marthel, mit der sie zusammen die Schule besucht hatte. Wie eine Dame sah die jetzt aus. Das hinderte Bärbel aber nicht, strahlend auf die einstige Schulkameradin zuzugehen und ihr beide Hände entgegenzustrecken: „Tag, Marthel, wie geht's dir? Das freut mich, daß du uns mal besuchst.“

Martha Liebig schien die dargebotenen Hände nicht zu sehen. Sie musterte Bärbel von oben bis unten und meinte dann möglichst fremd: „Ach richtig, die Kleinert Bärbel, Sie sind ja wohl jetzt hier oben Kellnerin?“ Damit wandte sie sich wieder ihrer Gesellschaft zu.

Was — ihre Schulkameradin nannte sie „Sie“, um ihr den gesellschaftlichen Abstand klarzumachen? Bärbel hätte gelacht, wenn ihr nicht etwas im Herzen weh getan hätte. Sie bat ihre Kollegin Anna den Tisch zu übernehmen. Denn die Liebig Marthel, die so dummstolz tat, selbst zu bedienen — nein, das brachte die Bärbel denn doch nicht fertig.

Die Nichtachtung der früheren Schulgefährtin hätte Bärbel fast zu dem Entschlusse geführt, ihre Kellnerinlaufbahn aufzugeben und den Vorschlag des Studienrats anzunehmen, einen mehr auf geistiger Grundlage aufgebauten Beruf zu wählen. Sie stand doch noch im Anfang ihres Lebens und Zurücksetzungen taten weh.

Da erkrankte im Herbst die Mutter. Sie hatte sich wohl zu viel zugemutet. Sie mußte ins Hirschberger Krankenhaus gebracht werden, wo eine Operation sich als notwendig erwies. Wochenlang

dauerte das Krankenlager. Und als man die geschwächte Frau endlich entließ, machte ihr der Arzt weitere Schonung zur Pflicht. Damit war für Bärbel die Aussicht auf einen andern Beruf erledigt. Denn jetzt hieß es, jeden Pfennig zusammenkratzen für ihre Familie. Wenn Frau Hensel, bei der sie ein Stübchen bezogen hatten, auch für die Großmutter und die Kinder gesorgt hatte, Hensels hatten allein nichts übrig. Bärbel mußte soviel wie möglich zum Unterhalt beisteuern. Das war jetzt schwierig. Denn nach den Oktoberferien kamen nicht mehr viel Leute ins Gebirge hinauf. Erst Weihnachten begann bei günstigen Schneeverhältnissen wieder der Zuspruch von Skiläufern und Rodlern. Im Tal drunten war Bärbel nur ein einziges Mal gewesen, als die Mutter krank lag. Da hatte sie von weitem gestanden und auf ihr liebes Rosenhäusel, in dem sie nicht mehr daheim war, gestarrt, bis ihr die Augen übergegangen waren.

Zu Weihnachten gab's tüchtig zu tun in der Leichbaude. Der Schnee lag hoch, den Leich deckte eine weiße Eisedecke. Föhren, Bergtannen und Lärchenbäume standen in zartestem Spitzenmuster des Rahmreifs. Von den weißen Höhen herab flogen die Schneeschuhläufer. Jubel und Lachen erklang in dem stillen Bergkessel. In der Leichbaude tanzte man zu den Zitherklängen des Heini. Es herrschte ein ausgelassenes Leben dort wie im Hochsommer.

Bärbel hätte noch ein paar Hände mehr haben können, um jedermanns Wünsche zu befriedigen. Sie schien in allen Räumen der Baude zugleich zu sein. „Unsere tüchtigste Kraft“, nannte sie die Wirtin. Nur wenn die Hörnerschlittler, die Männer mit den großen gelben Stuhlschlitten, erschienen, überließ Bärbel einer andern die Bedienung. Dann brannte die Wunde um den Vater aufs neue.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag stampfte ein Trupp Schneeschuhläufer in die überfüllte Baude. Bärbel sorgte für einen freien Tisch, während sich die jungen Leute aus ihrer Verwundung herauschälten.

„Hermännel!“ jubelte sie plötzlich los, als sie in einem jungen Burschen den Freund erkannte. Ja, er war's, der Hermann Dpiß.

frisch gerötet von der Winterluft und von der Anstrengung des Schneeschuhsports. Aus seinen Augen lachte die Freude über die gelungene Überraschung.

„Bärbel, Mädel, ich hätte dich ja kaum wiedererkannt, so groß und — — —“, Hermann stockte. Komplimente konnte er nicht machen, am wenigsten der Freundin aus Kindheitstagen gegenüber. Er stellte seine Gefährten, Breslauer Studenten, vor und wollte Bärbel auf einen Stuhl neben sich ziehen.

„So, Bärbel, jetzt erzähle halt, wie es dir geht. Scheinst ja ganz gut hier im Futter zu stehen.“

„Entschuldigen Sie, Herr Opitz, aber ich habe keine Zeit zum Plaudern. Die Gäste warten auf mich“, brachte Bärbel ein wenig verlegen hervor. Wenn ihr auch in der Wiedersehensfreude die gewohnte Anrede entschlüpft war, nach ihren Erfahrungen mit der Martha Liebig durfte sie den jungen Studenten nicht mit dem vertrauten „Du“ anreden. Er war der Gast, sie die Kellnerin.

„Was wünschen die Herren? Milch, Kaffee, Stinwasser oder Bier gefällig?“

„Ich wünsche, daß du den Unsinn läßt, Bärbel, und mich hier nicht wie einen fremden Herrn behandelst“, legte da der junge Mediziner ärgerlich los. „Hast du denn deinen Freund Hermann ganz und gar vergessen?“

Bärbel schüttelte errötend den Kopf. „Ich glaubte, es wäre dem Herrn Studenten vielleicht nicht recht, weil ich doch nur — —.“

„Ja, Bärbel, bist du denn ganz und gar übergeschnappt? Mädel, warst doch sonst immer die verständigste von allen. Bring uns Bier und setz dich zu uns.“

„Das geht leider nicht, Hermann. Die Gäste rufen schon von allen Seiten nach mir. Gerade heute am Feiertag ist solch starker Betrieb.“ Bärbel eilte davon.

Hermann sah ihr mit gerunzelten Brauen nach. Damals nach dem Tode ihres Vaters hatte er sie getröstet, daß auch der Kellnerinberuf ehrenwert sei, wenn man nur seine Pflicht erfülle. Aber jetzt war es ihm nicht recht, daß sie jedem Gast ein freundliches Gesicht machen mußte. Und aus dem Plauderstündchen, auf das er sich

gestreut hatte, wurde auch nichts. Knapp, daß die Bärbel Zeit fand, ihm mit ihren strahlenden Blauaugen mal einen Gruß herüberzuschicken oder ein eiliges „dir geht's doch gut in Breslau, gelt?“ hinter hochgetürmten Tellern und Tassen ihm zuzuflüstern. Aber zu Neujahr nahm sie die Einladung seiner Eltern ins Krummhübler Lehrershaus mit Freuden an. Da mußten sie hier oben auf der Baude mal ohne sie fertig werden.

Ein nettes Stämmchen konnte die Bärbel am Neujahrstag der Mutter als Ertrag des Weihnachtsfestes auf den Tisch zählen. Es tat auch not. Denn die noch immer nicht völlig Genesene durfte bei der kalten Witterung nicht mehr am Waschfaß stehen. Sie half in einer Fremdenpension, aber auch das fiel ihr recht sauer. Die Großmutter war seit Bärbels Fortgehen noch mehr eingedämmert. Aber als die Enkelin das selbstverdiente Geld stolz vor ihr ausbreitete, nickte sie schmunzelnd vor sich hin: „Bist halt a braves Mädel, Bärbele, 's wird dir halt schon noch guet ergähn. Der Herr Liebezahl wird dir schon amal helfen.“

„Ich helfe mir lieber selber, Großmutter“, lachte Bärbel, denn nun war sie doch schon zu groß für Großmutters Märchen.

Im Lehrershaus war es so gemütlich wie stets. Die Scheite Fichtenholz knisterten im Kachelofen. Die selbstgebackenen Pfannkuchen dufteten. Und der Herr Lehrer saß am Klavier und spielte Mozart und Haydn.

Hermann berichtete von seinen ersten Semestern. Welche Freude ihm das Medizinstudium mache, wenn es auch nicht ganz leicht war, daneben noch seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. „Abends spiele ich jetzt noch Klavier im Kino, da verdiene ich ganz nett. Und Sonntags bin ich stets zu Tisch bei Königs. Übrigens, wie ist es denn, Bärbel? Die Mädel erzählten mir, daß du vielleicht zu ihnen nach Breslau kommen würdest, um dort noch die erste Lyzeumklasse zu besuchen. Das wäre famos.“

„Ich würde es nur zu gern tun, aber es geht nicht. Die Mutter ist nach der Krankheit mehr als je auf meinen Verdienst angewiesen. Ich darf sie und die Kinder nicht im Stich lassen.“

Die Freunde schwiegen. Sie fanden, daß Bärbel recht handelte.

Es ist etwas Eigenes um den Neujahrstag. Er ist vollgepfropft mit unbekannten Zukunftsmöglichkeiten. Man steht an der Jahreschwelle und weiß nicht, wohin die Pforte führt.

Als Hermann der Freundin gegen Abend mit der Laterne das Geleit durch den Winterwald gab, meinte er sinnend: „Was wird uns das neue Jahr bringen?“

„Sicher Gutes“, rief Bärbel hoffnungsfroh. „Schon deshalb, weil wir's miteinander begonnen haben.“

Der Schnee knirschte unter ihren Füßen, und durch die verschneiten Wipfel funkelten und glitzerten die Sterne.

14. Kapitel.

Schicksalswende.

Die Winterstürme tobten nicht mehr um die Leichbaude. Die dicken Eiszapfen, die vom niedrigen Dach bis zur Erde hingen, hatten sich in der warmen Märzsonne in Wasserbäche verwandelt. Drunten auf dem kleinen Bergfriedhof der Kirche Wang strebten Krokus, Schneeglöckchen und Veilchen durch bräunliche Erdschollen bereits dem Lichte entgegen. Bärbel hatte sie vom Gartenvinkel des Rosenhäufels auf des Vaters Grab verpflanzt. Droben in den Bergen donnerten die Lawinen unter der schmelzenden Sonne. Krachend gingen sie hernieder, das Echo rollte in den Bergwänden des kleinen Leiches. Um Bärbels gesunden Jugendschlaf war es geschehen. Jede Nacht fuhr sie angstvoll empor. Wenn das Haus auch an geschützter Stelle stand, der Lawinendonner weckte wieder die furchtbare Erinnerung.

Ein Jahr war vergangen, seitdem der Vater ein Opfer der Berge geworden war. Schon kehrten Ostergäste in die Bauden ein. Hier oben gab es immer noch Sportmöglichkeiten. Wenn

man auch an windstillen Tagen des Mittags bei der starken Ausstrahlung der Höhensonne draußen im Schnee sitzen konnte. Der Gasteverkehr war fast ebenso lebhaft wie zu Weihnachten.

Am Ostersonntag saß der Tiroler Heini mit seiner Zither nicht am gewohnten Platz. Er lag mit hochrotem Kopf in seiner Kammer im Fieber.

„Hat nichts auf sich“, meinte ein junger Mediziner, der zufällig von der Wiesenbaude auf Schneeschuhen herübergekommen war und nach dem Kranken sah. „Starke Grippe. In einigen Tagen ist es bestimmt wieder gut.“

„Was — das soll nichts auf sich haben“, rief der Baudenwirt erschreckt, „wenn mir der Heini gerade zum Fest krank wird? Die Leute gehen mir halt weiter, wenn sie keine Musik in der Baude hören. Da heißt es gleich: ‚Hier ist's ja lädern!‘ Das ganze Ostergeschäft steht mir ohne den Heini auf dem Spiel.“

„Du reg dich nicht auf, Mann“, begütigte die Wirtin. „Wie war's denn, wenn wir die Bärbel statt des Heini an die Zither setzten? Sie hat doch damals im Sommer recht nett gesungen. Und die Mäd'el müssen bei der Bedienung halt mal ohne die Bärbel fertig werden.“

„Das war amal ein gescheites Wort, Frau“, rief der Leichwirt besänftigt. „Freilich, die Bärbel muß herbei. Wenn solch a frisches junges Mäd'el an der Zither sitzt, das zieht am Ende noch mehr als der Heini, Bärbel — Bärbel — komm auch rasch her, Mäd'el. Du sollst heute statt des Heini zur Zither singen.“

„Ich habe schon so lange nicht gesungen“, wollte Bärbel sich entschuldigen, „und gerade heute zum Fest kommen arg viele Leute herauf. Da wird die Anna und die Christel gar nicht ohne mich beim Bedienen fertig.“

„Macht nichts. Du singst! Das ist mir wichtiger“, entschied der Wirt.

Bärbel mußte ihr schwarzes Kellnerinnenkleid mit dem weißen Rüschenhäubchen abtun und statt dessen ein buntgeblümtes Dirndlkleid der Wirtin überziehen. Auch ein rosenrotes Brusttuch band ihr die Frau noch um — zum Anbeissen sah das Mäd'el aus.

Als Bärbel des Vaters Zither aus dem roten Schnupftüchel auswickelte, gab sie einen hellen Klang. Bärbel nahm es als gutes Omen. Denn etwas bange war ihr doch zumute, vor so vielen fremden Gästen zu spielen und zu singen.

Aber als sie die Zither gestimmt hatte, war mit den ersten Tönen ihre Befangenheit überwunden. Wie eine Glocke klang die junge Stimme:

„Wo im schönen Schlesierlande
Rübezahl sein Zepter schwingt,
Wo auf schroffem Felsenrande
Freundlich manche Baude winkt,
Wo Habmichlieb und Enzian blühen,
Dahin, dahin möcht' ich ziehn.“

Mäuschenstill war es in der Baude geworden. Das Stimmen-
gewirr verstummte. Man hörte kaum das Klappern der Messer
und Gabeln.

„Wo umkrängt von grünen Wäldern
Aus dem Tal uns Hirschberg grüßt,
Wo umsäumt von Saatenfeldern
Murmelnd leis der Bober fließt,
Wo Habmichlieb und Enzian blühen,
Dahin, dahin möcht' ich ziehn.“

Einen Vers nach dem andern. Die Bärbel wußte nicht mehr,
daß sie in der Leichbaude vor fremden Gästen sang. Ihr war's,
als säße sie wieder im Rosenhäufel neben ihrem Vater und sang
mit ihm zur Zither. Wie eine Lerche, so schmetterte sie.

„Dennertausend — das ist eine Stimme“, sagte ein Tourist
in der Veranda, als das Lied beendet war. „Das Mäd'el hat ja
Gold in der Kehle.“

Lautes Beifallklatschen erschallte rings von den Tischen. Aber
auch der klingende Lohn blieb nicht aus. Der Zeller neben der
Zither füllte sich mit Zehnpennigstücken, ja, sogar Fünzigger
waren darunter.

Bärbel begann jetzt des Vaters Lieblingslied, das Riesengebirgs-
lied, zu singen:

„Blaue Berge, grüne Täler,
Mitten drin ein Häuschen klein,
Herrlich ist dies Stückchen Erde,
Und ich bin ja dort daheim.“

Ihre ganze große Liebe zur Heimat offenbarte sich in Bärbels
jubelnder Stimme:

„O mein liebes Riesengebirge,
Wo die Elbe so heimlich rinnt,
Wo der Rübezahl mit seinen Zwergen
Heut' noch Sagen und Märchen spinnt.
Riesengebirge, deutsches Gebirge,
Meine liebe Heimat du!“

Traumverloren blickte Bärbel nach dem letzten Vers vor sich
auf des Vaters Zither. Früher, als sie das Lied mit ihrem Vater
gesungen, da hatte sie noch an die Wunder des Rübezahls geglaubt.
Heute wußte sie, daß — lautes Klirren auf dem Geldteller schreckte
Bärbel aus ihrer Versunkenheit empor. Da lag ein blankes Drei-
markstück zwischen all dem Kleingeld.

Das Mädchen griff danach. „Der Herr hat sich geirrt“, damit
wollte sie dem Vorherstehenden das große Geldstück zurückgeben.
Es war ein älterer Herr, glatt rasiertes Gesicht — wo hatte sie das
nur schon mal gesehen?

„Behalten Sie nur, liebes Kind, das haben Sie mit Ihrem schönen
Lied verdient. So was hört man nicht alle Tage. Sie haben
ja eine fabelhafte Stimme. Hätten Sie nicht Lust, dieselbe aus-
zubilden?“

„Lust schon, aber weder Geld noch Zeit“, lachte Bärbel. „Dann
danke ich dem Herrn auch halt recht schön für das viele Geld und
— — —“ plötzlich durchzuckte es die Bärbel: Das war ja der Herr
Direktor, der sie beim Freilichttheater zur Schokolade eingeladen
hatte, der Opernschuldirektor Velden aus Breslau, dessen Karte

sie noch oben verwahrte. Daher war er ihr so bekannt vorgekommen. Aber auch der Gast hatte das bildhübsche Mädel mit den tiefblauen Augen, die einen seltsamen Gegensatz zu dem schwarzen Haar bildeten, nachdenklich betrachtet.

„Haben wir uns nicht schon mal irgendwo gesehen?“

„Freilich, vor einigen Jahren, als ich die Gretel beim Freilichttheater drunten an der Talsperre gespielt habe“, rief Bärbel erfreut, daß auch sie wiedererkannt wurde.

„Richtig, Sie sind ja die kleine Gretel vom Freilichttheater. Alle Wetter, ein blühsauberer Mädel sind Sie geworden. Und nun singen Sie hier oben in der Baude? Weiter geht Ihr Ehrgeiz nicht bei solch einem Stimmmaterial?“

„Ich singe heute nur ausnahmsweise, weil der Heini krank ist. Sonst bin ich halt Kellnerin hier oben —.“

„Nein, Kind, das ist eine Sünde gegen die Kunst. Das kann ich nicht zulassen. Wen die Natur mit solch einer Stimme begnadet hat, der hat auch die Pflicht, sie zur Freude seiner Mitmenschen zu brauchen. Zum zweitenmal lasse ich Sie nicht wieder entweichen. Die Stimme muß ich ausbilden. Ich nehme Sie mit nach Breslau in meine Opernschule.“ So rief der Herr mit fast jugendlicher Lebhaftigkeit.

Bärbel wurde es schwindlig vor den Augen. Das bartlose Gesicht des Fremden hatte ganz und gar keine Ähnlichkeit mit dem Aussehen des langbärtigen Rübezahl, und dennoch — der Wunderglaube der Riesengebirgskinder kam dem großen Mädchen plötzlich wieder — Rübezahl, der mächtige Berggeist, half — er tat Wunder.

Bärbel fuhr sich mit der Hand über die Augen. Da war die Wirklichkeit wieder da. Sie saß vor ihrer Zither, um den Tisch drängten sich die Gäste, die durch das Gespräch aufmerksam geworden waren.

„Also, wie ist es, Kind? Ich bleibe noch einige Tage im Gebirge. Wollen Sie dann mit mir nach Breslau kommen? Ich garantiere, wenn Sie fleißig studieren, sind Sie in drei bis vier Jahren eine glänzende Bühnensängerin.“

Zum Theater sollte sie — o Gott, wie herrlich! Zu schön, um

Wahrheit zu werden. Mit Gewalt drängte Bärbel alle ihre mit einem Male wieder geweckten Wünsche und Hoffnungen zurück.

„Ich steh' hier in Lohn und Brot beim Leichwirt. Ich kann ihm jetzt, wo die Fremdensaison bald wieder beginnt, nicht auf und davon gehen“, wandte sie zögernd ein.

„Aber Menschenkind“ — der Herr fuhr sich durch den grauen Haarschopf — „Kellnerinnen gibt's genug, aber keine gottbegnadeten Sängerinnen. Mit dem Wirt werde ich sprechen. Das lassen Sie meine Sorge sein. Hätten Sie denn überhaupt Lust dazu?“

„Lust zum Singen?“ Wie ein Jubellaut klang es. „Aber ich muß halt Geld verdienen. Der Vater ist im vergangenen Jahr drüben an der Seifengrube verunglückt. Die Mutter schafft's nicht allein für die Kleinen, wenn auch der Karl jetzt schon in die Lehre kommt.“

„Ich werde die Mutter aufsuchen, sobald ich heute abend nach Krummhübel hinunterkomme. Sie können ja tausendmal mehr für Ihre Familie tun, Kind, wenn Sie mit Ihrer selten schönen Stimme sich mal Reichtümer ersingen. Hätten Sie denn jemand in Breslau, bei dem Sie Unterschlupf fänden? Bei mir geht's schlecht. Ich wohne mit meiner Familie ziemlich beschränkt.“

„Freilich, beim Studentenrat König, die täten mich gewiß aufnehmen. Aber — aber das Studium kostet doch Geld und — und außer meinem ausgewachsenen Einsegnungskleid habe ich halt nichts weiter anzuziehen“, stieß Bärbel errötend hervor. So verlockend auch die Aufforderung klang — nein, nein, es ging ja nicht.

„Ausbilden würde ich Sie umsonst in meiner Opernschule. Die Reklame, wenn ich eine erste Kraft herausbringe, ist mir mehr wert. Und für Kleidung muß meine Frau sorgen. Von meinem Mädel wird sich vielleicht auch noch manches finden. Also abgemacht! Sie kommen mit mir nach Breslau — wie heißen Sie denn überhaupt, Kind?“

„Barbara Kleinert, gerufen werde ich Bärbel. Aber ich kann doch nicht zusagen, ehe ich mit dem Wirt und der Mutter gesprochen habe. Und ob Königs mich aufnehmen würden, muß ich doch auch erst anfragen“, wandte Bärbel schüchtern ein. Die schnelle, ent-

schlossene Art des Fremden legte sich ihr wie eine schwere Last auf das Herz. Wie konnte man so rasch solche schwerwiegenden Entschlüsse treffen.

„Hier ist meine Karte, Bärbel, damit Sie auch wissen, wer ich bin. Ich wohne jetzt unten in Krummhübel im Preussischen Hof.“

Heinrich Welden
Musikdirektor

Breslau.

Schweidnitzer Str. 17

stand auf der Karte. Es war die gleiche, die Bärbel bereits aufbewahrte.

„Bärbel — Bärbel — ja, Mädel, warum singst du denn nicht? Zum Käden sitzt du doch nicht da an der Zither“, ließ sich die Stimme des Baudenwirtes ärgerlich dazwischen vernehmen.

Bärbel griff erschreckt einen Akkord. Er klang unrein in der Aufregung.

„Ich habe mit Ihnen etwas zu besprechen“, wandte sich der Fremde an den Wirt. Und während Bärbel mit gepreßter Stimme das Abschiedslied vom Winter zu singen begann, wurde drüben an dem Ecktisch über ihr Schicksal verhandelt.

„Noch deckt der Schnee die weite Heide,
Doch ist er fleckig worden,
Das weiße, sonnenglatte Kleid
Zeigt Risse allerorten.“

Wo würde sie sein, wenn die ersten Frühlingsknospen sich wieder herauswagten?

„Die Lanne muß im lauen West
Sich ihrer Pracht entkleiden,
Ein weißes Häubchen ist der Rest
Von all den Herrlichkeiten.“

Himmel — mit ihrem Häubchen konnte sie doch nicht in die Stadt zur Musikschule! Einen Hut mußte sie unbedingt haben.

„Ade, mein trautes Schneeschuhpaar,
Das Flügel mir gegeben,
Auf Wiedersehn im nächsten Jahr,
Wenn wir es noch erleben.“

Ach, es hieß noch von mehr Abschied nehmen als nur von ihren Schneeschuhen. Würde sie sich in der fremden, großen Stadt nicht heimbängen nach ihren lieben Bergen?

Wieder füllte sich der Geldteller nach Beendigung des Liedes, trotzdem Bärbel das Gefühl hatte, durchaus nicht gut gesungen zu haben. Bekommen schielte sie zum Ecktisch hinüber. Der Wirt schien recht aufgeregt, am Ende gab er sie gar nicht frei. Sollte sie es wünschen oder nicht? Bärbel wußte es selbst nicht.

„Nun ade, du mein lieb Heimatland,
Lieb Heimatland, ade“ — stimmte sie an.

Wie war sie nur gerade auf dieses Lied gekommen? All ihr Fürchten und Hoffen strömte sie in Tönen aus. Als sie geendet, klopfte ihr der Musikdirektor auf die Schulter. „Die Bärbel nimmt schon Abschied von ihrem Heimatland. Aber eine Woche müssen Sie sich schon noch gedulden, Kind. Vor nächstem Sonntag geht's nicht zurück nach Breslau. Die Osterferien müssen wir erst noch hier in den Bergen auskosten.“

„Ja, soll ich denn wirklich mit?“ Die Bärbel sah fragend von dem Herrn zum Wirt. Der kraute sich seinen Schädel.

„Eine vertrackte Geschichte, aber wenn du in der Stadt viel Geld verdienen kannst, Bärbel, da will ich deinem Glücke halt auch nicht im Wege sein. Der Herr hier tut sprechen, eine Sängerin sollst du werden, eine ganz berühmte. Und unsere Leichbaude kriegt dann auch amal den Ruhm, dich zuerst entdeckt zu haben.“

„Bliebe also nur noch Ihre Mutter zu verständigen, Bärbel. Wie ist ihre Adresse?“ Der Musikdirektor schrieb sie in sein Notizbuch ein. „Also bis nächsten Sonnabend bleiben Sie noch hier oben in der Leichbaude. Ich will jetzt weiter auf den Kamm. Auf Wiedersehen, Bärbel, Sie hören bald wieder von mir.“ Herr Welden

ließ sich seine Schneeschuhe aus der Ablage geben und fuhr davon. Bald hatte das schneeige Weiß der Berge ihn verschluckt.

Bärbel sang weiter ihre Lieder, spielte auf der Zither zum Tanz auf und glaubte, daß ein Traum sie genarrt habe. Oder war es etwa Rübezahl wirklich gewesen, der die Gestalt des Breslauer Musikdirektors angenommen hatte, um sie zu foppen? All die Rübezahlsagen, welche die Großmutter den Kindern erzählt hatte, wachten wieder auf.

Aber da lag die Karte des Herrn Musikdirektors, und da kam die Wirtin in heller Aufregung: „Bärbel, du willst fort von uns? Mädele, wie wirst du uns fählen!“

„Ich weiß ja noch gar nicht, ob's die Mutter zugeben wird“, meinte Bärbel. Aber jetzt war sie doch schon soweit, daß sie von Herzen hoffte, die mütterliche Einwilligung zu erhalten. Das Neue lockte, die große Stadt, das Musikstudium und die Aussicht, mal eine berühmte Opernsängerin zu werden. Bärbel verstand nicht mehr, daß sie überhaupt hatte zögern können. Sie schrieb abends an Königs, daß der Musikdirektor Welden in Breslau sie in Gesang ausbilden wolle und ob sie wohl bei ihnen Unterkunft finden könnte, falls die Mutter einverstanden wäre.

Bald wußten sie's alle in der Leichbaude: „Die Kleinert Bärbel macht halt furte in a Stadt.“ Selbst die Hunde, Cäsar und Diana, schienen Wind bekommen zu haben von Bärbels Absicht. Sie folgten dem Mädchen wie ihr Schatten.

Niemals war der Bärbel eine Woche so lang geworden wie diese Woche nach Ostern, bis die Antwort von Studentrats eintraf, Bärbel sei willkommen.

Nach zwei Tagen erschien auch Herr Welden wieder droben.

„Na, leicht war's gerade nicht, Ihre Mutter zu bestimmen, Sie mit nach Breslau zu lassen“, meinte er. „Aber ich habe ihr für den Ausfall, den sie dadurch hat, daß Sie vorläufig nichts verdienen, zweihundert Mark bewilligt. Sie werden es mir von Ihrer ersten Gage zurückerstatten, Bärbel.“

„Um des Himmels willen, wie soll ich denn jemals so viel Geld zusammensparen, um die Schulden abzahl'n“, erschrak Bärbel.

„Sie werden mehr verdienen, wenn Sie fleißig sind, Kind. Also nur mit frischem Mut an Ihre Arbeit!“

Oh, den hatte die Bärbel. Den ganzen, hoffnungsfrohen Mut, wie ihn nur die Jugend kennt. Da gab es keine Schwierigkeiten, keine Klippen, an denen man Schiffbruch erleiden konnte. Da gab es nur ein Ziel, das erreicht werden mußte.

Als Bärbel der Leichbaude und ihren lieben Bewohnern Lebewohl sagte, kam es ihr erst zum Bewußtsein, wie glücklich sie hier oben in den Bergen gewesen war. Schwer wurde ihr der Abschied. Der Abschied vom Bergwald, von dem stillen Hügel an der Kirche Wang. Wenn ihr Vater das doch erlebt hätte, daß seine Bärbel Musik studieren durfte!

Dann kam das Lebewohl von den Lieben in Wolfshau. Die Mutter schien das viele Geld des Musikdirektors mit Bärbels neuer Laufbahn ausgesöhnt zu haben. Sie hatte gleich davon ein neues Hemd und feste Schuhe für die Tochter gekauft. Denn gar so ärmlich sollte die Bärbel doch nicht in die Stadt. Auch dicke, selbstgestrickte Strümpfe stopfte sie ihr in den Rucksack.

„Nu bleib och brav, Mädel, nu vergiß uns och nã in deinem Blicke, heerschte? Und kumm och wieder, Bärbele.“ Die Muttergärtlichkeit, die sich niemals den großen Kindern gegenüber gezeigt hatte, brach jetzt bei der einfachen Frau durch.

Mit zittrigen Fingern streichelte die Großmutter das blühende Gesicht der Enkelin. „Hob ich dir'sch nã gesagt, Bärbele, der Herr Riebezahl kann noch Wunder tun“, flüsterte sie heiser.

Karl, der zu Ostern eingesegnet worden war und bei einem Stubenmaler in der Lehre, meinte großartig: „Wenn und du singst erscht im Breslauer Theater, komm ich dich besuchen. Ich spar' halt drauf.“

Die Friedel und den Frikel am Arm, so blieb Bärbel noch einmal am Zaun des jetzt verödeten Rosenhäufels stehen. „Sobald ich als Sängerin genug Geld verdiene, kaufe ich unser Rosenhäufel!“ Wie ein Gelübde klang es.

Die Weiden am Bach hatten schon Käßchen angefetzt. Frühlingssonne lag über der Heimatsflur.

Dann stand die Bärbel im ausgewachsenen Einsegnungskleid neben Herrn Welden am Fenster des „Zügels“ nach Hirschberg hinunter, nahm von der Frau Opitz das Vorratskistel für den Herrnmann in Empfang, tröstete die weinende Schwester: „Wein' auch nicht, Friedel, zu den Ferien komm ich euch ja wieder besuchen.“ Dabei sah sie selbst durch schwimmende Tränen kaum, wie der Zug sich in Bewegung setzte, wie Fritzel hurraschreiend mit Mohrle hinterherjagte, wie die Schneekoppe ihr den letzten Abschiedsgruß zukickte.

15. Kapitel.

In steinernen Mauern.

Ein heißer Junitag brütete über den Straßen Breslaus. Kein Lüftchen ging. Die Häuser der Altstadt rings um den Ring schienen die Sonnengluten in ihren Mauern aufgespeichert zu haben und sie verstärkt wieder auszustrahlen.

Trotz der frühen Morgenstunde war schon lebhaftes Treiben hier im Herzen der Stadt. Geschäftsleute, Stenotypistinnen und junge Verkäuferinnen eilten an dem schönen Renaissancebau des alten Rathauses vorüber ihren Pflichten nach. Mitten in dem Gestrübe fiel ein großes, kräftiges Mädchen mit einer Mappe unter dem Arm auf. Sie trug keinen Hut, keinen Bubikopf, wie die meisten. Glänzendes schwarzes Haar war in schweren Flechten am Nacken aufgesteckt. Fast schien der Kopf zu klein für die Last des Haares. Leuchtendblaue Augen im bräunlichen Gesicht — war es dieser Gegensatz, der die Blicke der Vorübergehenden auf die etwa Siebzehnjährige lenkte? Ihr einfaches, bescheidenes Sommerkleid, dazu Baumwollstrümpfe mit derben schwarzen Lederschuhen, wie man sie auf dem Lande zu tragen pflegt, stach seltsam ab gegen die Seidenfänschen und seidenbestrumpften Beine der vorübereilenden

jungen Damen. Auch die Gangart war anders, gemächlich bald hier, bald dort an einem besonders schönen Schaufenster den Schritt hemmend. Bärbel ging allmorgendlich eine Viertelstunde früher von Hause fort, um die Auslagen der großen Geschäfte am Ring in Gemütsruhe bewundern zu können. Das Dorfkind kam nicht an all diesen Herrlichkeiten vorüber.

Dabei hatte sie schon fleißig daheim geschafft, die Bärbel. Umsonst mochte sie die Unterkunft, die ihr von Studentats in freundschaftlichster Weise gewährt wurde, nicht in Anspruch nehmen. Sie hatte daher Frau König, die ohne Mädchen nur mit einer Aufwartung ihren Haushalt besorgte, gebeten, die Frau abzuschaffen. Ihr sei körperliche Arbeit Bedürfnis, an Frühaufstehen sei sie gewöhnt, und sie wäre glücklich, die Fürsorge ihrer Wohltäter ein wenig weitmachen zu können. So besorgte Bärbel, bevor sie in die Musikschule ging, den Königischen Haushalt. Wenn die andern um sieben Uhr aufstanden, waren die Stiefel gepuht und das Frühstück bereit, das Esszimmer und das Arbeitszimmer des Herrn Studentats schon aufgeräumt. Gerda und Willi war es zuerst peinlich gewesen, daß Bärbel sie an Fleiß übertraf, aber dann trösteten sie sich damit, daß man es ja auf dem Lande nicht anders gewöhnt sei und daß Stadtmädel zartere Nerven hätten. Sie lebten in bestem Einvernehmen mit der neuen Hausgenossin. Es wäre auch schwer gewesen, mit Bärbel, die überaus verträglich war und dankbar alles tat, was sie ihnen an den Augen absehen konnte, Streit anzufangen.

Freilich im Anfang, als Bärbel im ausgewachsenen schwarzen Kleidchen, den Rucksack auf dem Rücken, ihren Einzug im Königischen Hause hielt, war Gerda, um der Wahrheit die Ehre zu geben, nicht sehr begeistert.

„Menschenskind, du siehst ja geradezu unmöglich aus. So können wir hier in der Stadt nicht mit dir auf die Straße gehen.“ Totgeschämt hätte sich Gerda, wenn ihre Freundinnen sie mit der Landpomeranze getroffen hätten. Wie anders hatte Bärbel in ihren Bergen gewirkt. Dort stimmte ihr ländliches Aussehen zu der Umgebung.

Aber es zeigte sich, daß Kleider, die Gerda nicht mehr tragen mochte — Lilli war fast einen Kopf kleiner als sie —, für Bärbel noch ganz allerliebste wirkten. Sie sah in allem viel hübscher aus als die ziemlich farblose Gerda. Auch heute trug Bärbel ein ausgerangiertes Kleid von Gerda König. „Wenn ich erst mal viel Geld verdiene, kaufe ich mir auch solch ein schönes Seidenkleid,“ dachte Bärbel, trotz der Hitze mitten in der Prallsonne bewundernd das Schaufenster eines Modengeschäftes betrachtend. Da legte sich ihr eine Hand auf die Schulter.

„Tag, Bärbel!“ — das junge Mädchen fuhr herum, das war doch — — — nun freilich war's der Hermann. Nein, die Freude!

„Wie kommst du denn gerade hier daher, Hermännel?“ In ihrer freudigen Überraschung gebrauchte Bärbel wieder den Rinder-namen des Freundes, der eigentlich ja nicht mehr zu dem Herrn Studenten paßte.

„Dacht' ich's mir doch, daß ich dich mal treffen würde, Bärbel.“ Der junge Mediziner blickte nicht weniger erfreut drein. „Seit dem Ersten arbeite ich vormittags hier im Rathause als Schreibmaschinist. Beim Magistrat, das ist wenigstens etwas Sicheres. Die Aushilfsstellen waren ja immer nur vorübergehend.“

„Du studierst zu viel, Hermann, gelt? Du siehst bleich aus. War nicht mehr so frisch wie in Krummhübel.“ Bärbel betrachtete besorgt das Stubenfarbe zeigende Gesicht des Freundes.

„Nun, Bärbel, du hast hier in Breslau auch nicht mehr dein rosiges Aussehen“, stellte der Freund fest. „Die Stadtluft bekommt dir wohl nicht? Oder bist du allzu angestrengt in der Opernschule?“

„Leicht ist's gerade nicht. Ich habe mir das Singen einfacher vorgestellt. Früher habe ich mein Lied halt hinausgeschmettert wie unser Rotkehlchen. Aber jetzt soll ich auf die Jungenlage achten und daß der Ton aus dem Zwerchfell herausgeholt wird. Da kann ja nichts Gesehtes werden. Dabei sagt der Musikdirektor: ich bringe schon alles von Natur mit, was andere erst mühsam erlernen müssen. Er ist mit mir zufrieden.“

„Das ist ja famos, Bärbel. Da wird's rasch vorwärtsgehen.“

„Ja, wenn nur die andern Stunden nicht wären. Besonders Deklamation. Ich kann mir halt nicht meinen schlesischen Gebirgsdialekt ganz abgewöhnen und dann lachen die andern über mich“, klagte Bärbel.

„Du wirfst sie mal alle miteinander auslachen, Bärbel, durch deine schöne Stimme. Aller Anfang ist schwer“, tröstete der Freund.

„Manchmal bin ich schon recht verzagt gewesen“, gestand Bärbel. „Aber wenn du an mich glaubst, Hermann, muß ich's halt auch tun. Diese Bluthitze in der Stadt ist wohl schuld daran, daß einem der Verstand eintrocknet. Oft denke ich, ich muß hier in den steinernen Mauern ersticken. Ach, nur einmal wieder den frischen Bergwind droben von der Leichbaude atmen!“

„Daran gewöhnt man sich, Bärbel. Mir ging's zuerst gerade so. Nächsten Sonntag wollen wir hinaus an die Oder. Da ist's kühler. Königs werden gewiß gern mitkommen. Also leb wohl bis zum Sonntag, Bärbel.“ Sie reichten sich die Hände und gingen in verschiedenen Richtungen ihrer Arbeit nach.

Bärbel schaute nicht mehr nach den Auslagen der Geschäfte, sondern rechnete: „Heute ist Dienstag, noch eins, zwei, drei, vier, fünf Tage bis Sonntag.“ Hermann aber dachte: Die Bärbel ist selbst wie Bergwind. Es ist eine Erfrischung, sie nur zu sehen. Und während er an seiner Maschine saß und die Finger über die klappernden Typen jagten, empfand er trotz der drückenden Zimmerschwüle immer noch die Frische ihres Wesens.

In der Nähe des Stadttheaters befand sich die Opernschule des Musikdirektors Velden. Es waren nur ein paar Schritte von der Schule bis zur Opernbühne — und doch welch langer, mühseliger Weg. Die Schule war gut besucht, junge Mädchen und junge Leute erhielten dort ihre künstlerische Ausbildung. Recht verschieden waren die Schüler, äußerlich und innerlich, aus den verschiedensten Orten und Gesellschaftsklassen. Eins aber hatten sie alle gemeinsam: Jeder hielt sich für das größte Genie, glaubte mal ein ganz besonders leuchtender Stern am Kunsthimmel zu werden.

Große Aufregung hatte in der Musikschule geherrscht, als es unter den Schülern bekannt wurde, daß der Direktor ein ganz fabel-

haftes Talent im Gebirge entdeckt und es zur Ausbildung mit nach Breslau gebracht habe. Sicher eine Ruhmagd. Wie konnte man ihnen nur zumuten, mit solch einem unkultivierten Bauernmädchen daselbstes Institut zu besuchen.

Als dann Bärbel zum ersten Male erschien, jugendschön wie der taufrische Morgen, dabei nett und bescheiden, flogen ihr sofort die Herzen der leicht begeisterten Kunstjünger zu. Die Schülerinnen allerdings blieben ihr weniger freundlich gesinnt. Die machten ihre Glossen über die „roten Pranken der Dorfschönen“, mit denen die Klavier spielen wollte. Die machten sich gegenseitig lachend auf ihre „Apfelfähne“ aufmerksam, womit sie Bärbels derbe, neue Schuhe meinten. Und die Strümpfe — nicht mal Waschseide. Ganz gemeine Baumwolle. Einfach unmöglich. Merkwürdig genug, daß die Neue eine gute Schulbildung genossen zu haben schien — wie kam das Dorfmadel ins Lyzeum?

Bärbel machte durchaus kein Hehl daraus, daß sie daheim, weil sie gut gelernt habe, Freischule im Töchterlyzeum bekommen habe. Sie erzählte treuherzig von ihrem lieben Rosenhäusel, von dem Vater, der mit dem Hörnerschlitten verschüttet worden war, von dem schweren Ringen der Mutter ums tägliche Brot. „Aber wie ich dann als Kellnerin in die Leichbaude kam, wurde es besser. Da verdiente ich ganz schönes Geld.“

Die jungen Damen stießen sich heimlich an. Kellnerin war sie auch gewesen — es war wirklich unerhört, daß sie mit der zusammen studieren mußten. Bärbel aber fuhr unbefangen fort: „Auf der Leichbaude, wo ich mal zur Zither sang, hat mich der Herr Musikdirektor gehört und mit nach Breslau genommen. Und nun will ich halt sehr fleißig sein, um ihn nicht zu enttäuschen und eine berühmte Sängerin zu werden.“

„Hahaha —“, da lachten sie los über Bärbels naive Äußerung.

„Hahaha — das ist nicht so einfach, liebes Kind, dazu gehört noch etwas mehr als Fleiß. Vom Kuhstall zur Bühne, das ist schon ein recht großer Sprung. Daß Sie sich nur nicht Ihr Bein dabei verknacken“, so riefen sie lachend durcheinander. Alle wollten sie berühmt werden, aber sie behielten es für sich.

Nur eine von ihnen, eine sympathisch aussehende Blondine, griff nach Bärbels roter Hand. „Sie haben eine schwere Kindheit gehabt, Kleinert“ — die Musikschüler nannten sich alle beim Vatersnamen — „ich will Ihnen wünschen, daß Sie jetzt dafür entschädigt werden.“

„Schwere Kindheit“ — Bärbel schüttelte lebhaft den Kopf. „Eine herrliche Kindheit habe ich gehabt im Rosenhäusel, viel schöner als eure in der Stadt. Aber Sie meinen's gut mit mir, gelt?“ Bärbel klammerte sich an die Hand der Mitschülerin. Sie fühlte, daß es hier die einzige war, die ihr wohlwollte. Und im stillen gelobte sie sich: „Ich muß den Sprung machen, ich will's denen schon beweisen, daß ich etwas kann.“

In den gemeinsamen Stunden horchten sie dann wohl auf, wenn Bärbel vorsang. Eine gute Stimme hatte sie, die Dorfschöne. Das mußte ihr der Neid lassen. Und der war eifrig am Werk. Nirgends gibt es mehr Neid und Eifersucht als unter angehenden Bühnenkünstlern. Ihren Spitznamen „die Dorfschöne“ hatte Bärbel ein für allemal weg. Sobald die Dorfschöne etwas falsch machte — und das kam im Anfang, trotz der schönen Stimme, recht oft vor — wurde sie unbarmherzig ausgelacht. Gerade weil der Direktor Welden sie zu seiner Lieblingschülerin erkoren hatte, flüchteten die andern ihr bei jeder Gelegenheit etwas am Zeuge. Da nützte alle Freundlichkeit Bärbels nichts. Im Gegenteil. Die wurde ihr noch falsch ausgelegt. Wenn sie zusprang, um einer Kameradin beim Sackenablegen behilflich zu sein, hieß es heimlich: „Natürlich, die Kellnerin kann nicht von ihrer Gewohnheit lassen.“ Wenn sie jemandem eine Gefälligkeit erwies, wollte sie sich Liebkönd machen. Auf jede Weise versuchten die Mitschülerinnen der Dorfschönen das Studium an der Opernschule zu erschweren und ihr den Aufenthalt dort unerfreulich zu machen.

Wohl erkundigte sich Herr Musikdirektor Welden, in dessen Hause sie viermal in der Woche Mittagstisch hatte, ab und zu, ob Bärbel sich gut eingelebt hätte und ob die Mitschüler auch nett zu ihr wären. Sie bejahte die Frage stets. Es widerstrebte ihr, den Angeber zu spielen.

Nur eine, jene Blondine, die gleich zuerst sich ihrer angenommen hatte, hielt auch weiter zu Bärbel. Sie war ebenfalls vom Lande, eine Gutesbesitzerin, die durchaus auf Wunsch der Frau Mama in Breslau Musik studieren sollte, da sie ein ganz nettes Stimmchen hatte. Dabei war das junge Mädchen viel lieber auf den Feldern, im Obst- und Gemüsegarten und in den Pferdeställen des väterlichen Gutes als in der Stadt. Diese Liebe und Sehnsucht zur Heimatscholle verband die beiden trotz des Unterschiedes ihrer Herkunft. Sie freundeten sich miteinander an. Mieke von Lucken ergriff stets Bärbels Partei und bewunderte neidlos ihre schöne Stimme und die Fortschritte, die sie machte. Ihr lag ja gar nichts daran, eine Künstlerin zu werden. Sie wollte so bald als möglich wieder heim aufs Gut.

Stückig heiß war es heute selbst in dem großen Raum der Musikschule, in dem die Ensemblestunde stattfand. Die Lehrerin, eine ehemalige Bühnensängerin, nahm den „Freischütz“ mit der Opernklasse durch. Zum Schluß der Stunde pflegte meistens der Direktor zu erscheinen, um sich von den Fortschritten zu überzeugen.

Die Sopranistinnen, die Mezzosopranen und die Altstimmen saßen auf der einen Seite; auf der andern die Tenöre, die Baritone und Bässe. Vorläufig wurde nur mit Klavierbegleitung ohne Orchester gesungen. Bärbel war bisher nur als Zuhörerin zu den Ensemblestunden zugelassen. Sie hatte in der Einzelgesangsstunde, die Herr Velden ihr in höchsteigener Person erteilte, noch so viel zu lernen und zu arbeiten, daß sie für Operngesang noch gar nicht in Frage kam. Über die Tonleiter und einige Tonübungen war sie noch nicht herausgekommen. Ihr Ton „saß“ noch nicht richtig, wie der Direktor sich ausdrückte. Die Flankenatmung machte dem Naturkinde, das sein Leben nicht darauf geachtet hatte, mit welchen Organen es atmete, noch viel Schwierigkeit.

Mit herzklopfendem Interesse verfolgte Bärbel jedesmal aufs neue den Gang der Opernhandlung. Sie achtete nicht auf das, worauf sie achten sollte; ob die Sängerinnen zur Zeit einsetzten, ob sie richtig atmeten, ob kein Ton unrein klang, ob sie

nicht tremolierten oder gar mit der Stimme umkippten. Bärbel lebte ganz und gar die Freischütz-Oper mit. Sie zitterte für den braven Jägerburschen Max, den der Teufel umgarnen wollte; sie haßte den bösen Kaspar aus vollem Herzen, lachte mit dem munteren Annchen und betete mit Agathe für den Liebsten. Sie empfand nicht mehr die drückende Junischwüle. Musik und Gesang nahmen sie ganz und gar gefangen.

„Kommt ein schlanker Bursch gegangen,
Blond von Locken oder braun,
Hell von Aug' und rot von Wangen,
Ei, nach dem kann man wohl schau“,

sang Annchen oder vielmehr eine der Schülerinnen. Unwillkürlich summite Bärbel die Melodie mit.

„Nun, was war daran auszusetzen?“ wandte sich die Lehrerin, nachdem die Arie beendet war, an die Zuhörer.

„Ein Achteltakt zu spät eingesezt“, kritisierte ein Jüngling. „Undeutliche Aussprache“, fuhr eine der Damen fort.

Die Lehrerin schüttelte den Kopf. „Fräulein Kleinert, können Sie es uns sagen?“

Bärbel kam aus einer andern Welt. Sie war doch eben noch im Forsthaus mitten im Walde gewesen, und jetzt saß sie zwischen vier getünchten Wänden und sah, wie sich die übrigen Musikschüler mit dem Taschentuch Luft zusäthelten oder sich den Schweiß von der Stirn tupften. „Na, Fräulein Kleinert?“

„Es war halt schön“, meinte Bärbel begeistert, während die Sängerin geschmeichelt lächelte.

„Darüber kann man verschiedener Auffassung sein. Die Arie klang weder rein, noch war sie munter und neckisch genug, wie es die Annchen-Rolle verlangt, vorgetragen. Haben Sie das nicht auch empfunden?“

„Freilich, ich hätte das Lied halt lustiger gesungen; aber die Melodie war trotzdem schön“, bestätigte Bärbel.

„Dann können ja Sie die Arie mal singen, Kleinert, wenn Sie hier solchen großen Mund haben“, rief die Sängerin empört.

„Versteht noch nichts und will hier an andern Leuten, die schon jahrelang Opern studieren, Kritik üben.“

„Ich bin doch halt gefragt worden“, entschuldigte sich Bärbel. Und dann zur Lehrerin gewandt: „Gelt, ich darf das Lied mal singen?“

„Meinetwegen“, meinte diese lächelnd, „aber viel wird dabei nicht herauskommen. Haben Sie die Arie denn überhaupt schon studiert, Fräulein Kleinert?“

„Ich hab's doch schon oft gehört.“ Und da begann die Bärbel auch schon frisch von der Leber weg die Annchen-Arie. Sie dachte nicht mehr daran, daß der Ton aus dem Zwerchfell herausgeholt werden mußte, daß die Zunge die richtige Lage hatte. Frisch und munter, als wäre sie wieder auf der Krummhübler Freilichtbühne, schmetterte sie das Lied hinaus; keck und übermütig klang es. Ja sogar Bewegungen machte Bärbel unwillkürlich dabei. Sie war ja so glücklich, mal wieder etwas Richtiges singen zu können, nicht nur die langweiligen Töne.

Als sie geendet hatte, hörte man ein spöttisches Lachen. Es kam von der vorher Kritisierten. Aber sie blieb allein damit. Einer von den Jünglingen begann Beifall zu klatschen. Seine Kollegen fielen begeistert ein, während die weiblichen Schüler sich zurückhielten und sich nicht einmal heimlich zugestanden, daß Bärbel mehr konnte als sie.

„Donnerwetter, hat die Kleinert eine Stimme!“ Das war die erste Kritik, die von einem der Kollegen fiel.

Die Lehrerin wandte sich zur Klasse: „Wie war die Atmung?“

„Falsch.“

„Wie war der Rhythmus?“

„Nicht ganz taktgemäß.“

„Was können Sie über die Aussprache sagen?“

„Bauerndialekt!“ rief die vorhin Gefräßte, um Bärbel auch eins auszuwischen.

„Sagen wir: nicht dialektfrei“, begütigte die Lehrerin, während der arme Bärbel Röte peinlichster Verlegenheit bis zum dunkeln Haaransatz emporstieg.

„Es stimmt alles, meine Damen und Herren, was Sie gefadelt haben; und dennoch, es war — wundervoll. Einfach wundervoll! Fräulein Kleinert, Sie sind das geborene Annchen.“

„Ganz meine Meinung“, klang es da von der Tür her. Der Musikdirektor, der wegen seiner strengen Kritik Befürchtete, hatte die ganze Arie über schon hinter der Tür gestanden. „Ihre Stimme ist in den wenigen Monaten noch bedeutend größer geworden, Fräulein Kleinert. Nur fleißig arbeiten; es ist noch Naturgesang, kein Kunstgesang. Sie verstehen noch nicht mit Ihrem Atem hauszuhalten, Sie verstehen überhaupt noch gar nichts von künstlerischem Gesang — und doch, ich wünscht, alle meine Schüler sängen so. Von heute an nehmen Sie an der Ensemblestunde nicht nur als Zuhörerin teil. Wir werden die Rolle zusammen studieren.“

Oh, wie glücklich wäre Bärbel gewesen, wenn sie nicht die neidischen Blicke der andern gefühlt hätte. Nur Mieke von Lucken drückte ihr voller Mißfreude die Hand.

Seit diesem Tage wurde Bärbel durch keine Schwierigkeit mehr verzagt. Ob sie sich in der Deklamationsstunde auch noch so quälen mußte, ihren harten Gebirgsdialekt rein zu gestalten, ob sie noch sooft sich als Zielscheibe der Spottsucht fühlte. Selbst die langweilige Tonleiter Do — re — mi — fa — sol — la — si — do nahm sie mit in den Kauf, wußte sie doch, daß sie nur die Grundlage für die Opernstudien bildete. Ihr Eifer erlahmte nicht. Des Mittags im Weldenschen Familienkreise, wo sie Freitisch erhielt, drehte sich das Gespräch meist um musikalische Dinge. Der Sohn war Cellist, die Tochter Musiklehrerin an einem Lyzeum. Da spitzte das Dorfkind die Ohren, um die Unterhaltung allmählich verstehen zu lernen. Fast jeden Tag erfuhr sie Neues aus der Musikwelt. Weldens waren nett und freundlich zu dem Schützling des Vaters, aber Bärbel blieb immer etwas fremd in ihrem Kreise. Wohler fühlte sie sich, mehr daheim war sie im Königschen Hause. Die Erinnerung an das Rosenhäusel, in dem sie miteinander gewohnt, an Vater Kleinert, den Königs geschäft hatten, verband sie. Gerda studierte neue Sprachen, Lilli besuchte die Kunstgewerbeschule. Fleißiges Streben herrschte im Königschen Hause. Nur

in der Wirtschaft halfen die Töchter nicht gern. Da war es Bärbel, die ihnen ihre häuslichen Pflichten abnahm. Wenn sie des Abends nach angestrengtem Musikstudium Frau König beim Bereiten des Abendessens zur Hand gegangen war, da die Töchter meistens keine Zeit dazu fanden, dann folgte erst noch der Unterricht beim Studienrat. Der ließ es sich angelegen sein, Bärbels unterbrochene Schulbildung zu vervollkommen. Er gab ihr Unterricht in den Sprachen und in Literatur. Ach, wenn die Bärbel nur nicht immer abends so arg müde gewesen wäre. Die heiße Stadt mit ihrem Getriebe, die ungewohnte geistige Anspannung in der Opernschule machten Bärbel spät am Abend nicht mehr aufnahmefähig. Sie gähnte, während der Studienrat mit ihr den französischen Konjunktiv wiederholte. Ja es war sogar vorgekommen, daß sie bei einer englischen Übersetzung, die sie schriftlich machen sollte, fest eingeschlafen war. Zum Glück hatte der Studienrat Verständnis dafür, daß das Landkind den geistigen Anforderungen und der heißen Stadt nicht sobald gewachsen sein konnte. Bärbels Entschuldigung: „Die ganze Leichbaude am Feiertag allein zu bedienen, ist halt nicht so anstrengend wie so ein Tag in Breslau“, ließ er voll gelten. Er hieß sie die Bücher zusammenpacken und ging mit Bärbel und seiner Familie in den nahe seiner Wohnung gelegenen Scheitnigpark. Dort wehte frischere Luft, dort schwand der Reif, der Bärbel den Kopf hier in der Stadt fast immer zusammenpreßte. Am schönsten waren die Sommerabende, an denen sich auch Hermann Opitz im Schweizerhäuschen im Scheitnigpark einfand. Aber sie waren leider nur selten; denn Hermann studierte bis tief in die Nacht. Der schlief bei seinen Büchern nicht ein.

Ouf, daß es in jeder Woche einen Sonntag gab, an dem Königs meistens ins Freie wanderten. Da schöpfte Bärbel neue Kraft für die Arbeit der Woche. Wenn es auch nicht ihre würzige Riesengebirgsluft war, es duftete doch außerhalb der steinernen Mauern nach Wiesen und Feldern. Es gab Butterblumen, Löwenzahn und blaue Glockenblumen da draußen. Und vom Josten, dem beliebtesten Ausflugsort der Breslauer, sah man sogar am Horizont in der Ferne mattblaue Höhenzüge.

„Das sind die Sudeten“, erklärte der Studienrat. „Das Allwätergebirge, der Hodywald, der Sattelwald, die Hohe Eule, die Heuscheuer, das Gläzer Gebirge und ganz hinten das Riesengebirge mit der Schneekoppe.“

„Wo — wo?“ Bärbel packte aufgeregt ohne jede Ehrerbietung den Arm des Studienrats. „Die kleine Anhöhe dort, das soll halt meine liebe Schneekoppe sein?“ Sicher irrte sich Herr König. Aber als Hermann, der an dem Ausflug teilnahm, ihr bestätigte, daß die mit dem Himmel verschwimmende Bergkette wirklich das Riesengebirge wäre, da stand die Bärbel und starrte in die blaue Sommerluft zu ihren Heimsatbergen hinüber, bis die Augen tränkten.

16. Kapitel.

Ein aufgehender Stern.

Fast zwei Jahre waren verfloßen, daß Bärbel im ausgewachsenen Einsegnungskleide ihren Einzug in Breslau gehalten hatte. Bei angestrengter Arbeit flogen die Tage dahin, im Gleichmaß der Pflichten reiht sich einer an den andern zur Jahreskette, ohne daß man es gewahr wird. War es denn wirklich möglich, daß sie schon zwei Jahre lang ihr liebes Riesengebirge, die Mutter und die Geschwister nicht mehr gesehen hatte?

Bärbel schritt am Stadtgraben dahin. Das Strauchwerk, welches die Ufer umböschte, blinzelte mit ersten Knospenaugen in die Märzsonne hinein. In den Benzindust der dahinstrafenden Autos mischte sich kaum merklich Erdgeruch, neues Werden verheißend. Keiner der vorüberhafenden Städter achtete darauf. Aber das Landkind spürte in allen Poren den kommenden Frühling. Wie die Espagen in den Anlagen lärmten und piepften. Ach — und da waren ja die Schwalben, die ersten Schwalben wieder da. Drüben

um die Dominfel kreisten sie, wie daheim um das Krummhübler Kirchenkreuz.

„Schwalben sind halt des Herrn Rübezahls Glücksboten“, hatte die Großmutter immer gesagt. Die gute Großmutter — nun ruhte sie auch schon über ein Jahr im engen Bretterhäufel unter dem Rasen. Drunken in Urnsdorf hatte man sie zur Ruhe bestattet, und Bärbel hatte ihr nicht mal das letzte Geleit geben können. Aus der Opernschule während des Semesters zu fehlen, das erschien ihr unmöglich. Herr Velden verlangte von seinen Schülern strengste Disziplin und eiserne Fleiß. Junge Damen, welche die Nächte durchtanzten, verbummelte Musikschüler, welche übernachtigt zum Unterricht erschienen, die konnte er nicht gebrauchen, die sagte er glatt ab. In der Veldenschen Opernschule hieß es arbeiten, ernsthaft und mit Anspannung aller Kräfte. Sicher hätte Bärbel zur Beerdigung der Großmutter Urlaub erhalten, wenn sie gewagt hätte, darum einzukommen. Aber es mangelte ihr ja am nötigsten, am Reisegeld und an einem anständigen Trauerkleide. Die gute Großmutter würde es ihr verzeihen. Sie hatte ja immer Verständnis gehabt für ihr Bärbele.

Nicht mal während der Sommerferien war sie daheim gewesen. Die Königschen Töchter hatten neuerdings eine Vorliebe für die See, wo sie schwimmen konnten. Nun hätte Bärbel ja auch allein ins Gebirge fahren können. Die paar Mark Reisegeld hätten Königs ihr am Ende bewilligt. Sie ersparte ihnen ja vollständig fremde Hilfe im Haushalt. Oft stand sie, kaum daß der Morgen ins Fenster dämmerte, am Waschfaß und wusch noch vor der Opernschule die Wäsche. Herr und Frau König waren gar nicht damit einverstanden, aber Bärbel setzte ihren Stolz drein, die Kosten, die sie verursachte, wieder einzubringen. Auch Hermann Opitz hatte geduldet und gespart, mehr noch als sonst. Er hatte von seinen geringen Einnahmen das Reisegeld für sich und Bärbel abgeknappst. Grenzenlos enttäuscht war der treue Freund gewesen, als sie ihm eröffnen mußte, daß sie nicht zu den Sommerferien heimfahren könne. Der Musikdirektor, der ein Häuschen im Trebnitzer Buchenwald nahe bei Breslau besaß, wünschte, daß Bärbel die Ferien

dort mit ihm und mit seiner Familie verlebte, um weiter Unterricht zu nehmen. Sie sollte nicht so lange in der Arbeit pausieren. Und das war auch ganz gut. Von der Mutter konnte sie sich doch unmöglich wochenlang mit durchfüttern lassen.

Im Winter empfand Bärbel auch kaum noch Sehnsucht nach ihren Bergen. Sie hatte ja gar keine Zeit dazu. Höchstens wenn sie die jungen Burschen und Mädels mit ihren Schneeschuhen zum Bahnhof ziehen sah, erwachte der Wunsch nach den weißen Höhen, von denen man vogelgleich zu Tal flog, in ihr. Und jetzt, wo der Lenz selbst an die Steinmauern der Stadt schüchtern und zaghaft anpochte, ja heute hier am Stadtgraben, da fühlte sie wieder den Frühlingswind, wie er vom Eulengrund her über die Wolfsbauer Wiesen dahergejagt kam.

Bärbel war stehengeblieben. Weiden hingen tief in trübes Wasser hinunter. Sie ließ die winzigen Räschen zärtlich durch die Finger gleiten. Daheim hinterm Rosenhäufel die Weiden und Birken drunten am Bach hatten sicher noch keine Räschen angelegt. Daheim — sie war ja nicht mehr im Rosenhäufel daheim — das war wohl für alle Zeiten vorbei. Die jetzt Neunzehnjährige wußte inzwischen, wie schwer es war, Geld zu verdienen, daß man nicht so schnell Reichtümer erwarb, wie sie sich das als Kind vorgestellt hatte. Die meisten Opernschüler waren froh, wenn sie nach Abschluß ihres Studiums an irgendeiner kleinen Provinzbühne gastieren durften. Von fester Anstellung war so bald keine Rede. Ein schweres Brot, das Künstlerbrot.

Wer mochte bei der morgigen Freischüßaufführung am besten abschneiden? Kurz vor Ostern fand jedes Jahr am Sonntag Vormittag von der Veldenschen Opernschule eine Opernaufführung in einem der Breslauer Theater statt. Nur die Schüler, welche schon etwas leisteten, durften sich daran beteiligen. Geladenes Publikum und Theateragenten wohnten der Aufführung bei, um für die kommende Saison besonders gute Kräfte zu engagieren. Vor allem aber war Kritik geladen, die in der Tagespresse über die Schüleraufführung berichtete. Kein Wunder, daß Musikdirektor Velden seine Ehre darein setzte, das Renommee seines Instituts

durch strenge Auswahl der zur Aufführung zugelassenen Sänger und Sängerinnen aufrechtzuerhalten.

Bärbel hatte den Winter über besonders eifrig gearbeitet. Sie hatte die Sopranrolle im Figaro, in Preziosa, im Don Juan und dem Barbier von Sevilla eingehend studiert. Ihre Lieblingsoper aber blieb der Freischütz. Die Rolle des Annchen und der Agathe war ihr bis ins kleinste vertraut. Und nun wurde der Freischütz von den Operschülern aufgeführt, und sie war noch nicht dazugelassen worden. Grenzenlos enttäuscht war Bärbel. Was nützte es ihr, daß Herr Welden ihr versicherte, daß er sie nur nicht zu früh an die Öffentlichkeit lasse, weil sie etwas Vollkommenes, etwas ganz Großes, noch nie Dagewesenes leisten solle. Bärbel fühlte sich zurückgesetzt. Sicher meinte der Musikdirektor, daß sie noch nicht soviel könne wie die andern, die schon jahrelang bei ihm studiert hatten. Heute vormittag war die Generalprobe, und morgen, Sonntag fand die Matinee im Lobetheater statt. Eigentlich hatte Bärbel gar nicht hingehen wollen. Aber die Schüler waren verpflichtet, sowohl den Proben wie der Aufführung beizuwohnen. Als gestrenge Kritik konnten sie am meisten lernen, meinte der Direktor.

Es hatte sich viel an der Operschule verändert in diesen zwei Jahren. Manche hatten ihren Abschied genommen, neue Gesichter waren aufgetaucht. Mieke von Lucken war längst heimgegangen auf ihr Gut. Die Frau Mama hatte eingesehen, daß es gescheiter war, die Tochter heiratete mal einen braven Landwirt, als daß sie die Bühnenlaufbahn ohne besondere Begabung ergriff. Bärbel hatte inzwischen festen Fuß gefaßt an der Musikschule. Keiner nannte sie mehr „Dorfschöne“. Allgemein beliebt war sie, wenn es auch immer einige gab, die es ihr nicht gönnzten, daß der Direktor sie den andern Schülern als Beispiel setzte, daß sie den Meister hin und wieder sogar in den Stunden vertreten durfte. Um so mehr hatte es Bärbel geschmerzt, heute im Theater nur Publikum sein zu dürfen. Also wieder ein Jahr länger, bis der Direktor sie in die Öffentlichkeit hinausließ. Bärbel beschleunigte ihren Schritt, als könne sie damit auch das Tempo ihrer Studienzeit beschleunigen.

Sie achtete nicht der bewundernden Blicke, die mancher Vorübergehende auf das liebeizende Mädchen warf. Bärbel wußte es kaum, daß sie zu einer jungen Schönheit erblüht war. Sie hatte ja keine Zeit, in den Spiegel zu schauen.

Ein eigentümliches Gefühl hatte Bärbel jedesmal, wenn sie ein Theater betrat, halb bekommen, halb andächtig. Wie in einer Kirche fühlte sie sich, an geweihter Stätte. Aber heute im Lobetheater war nichts von wehevoller Stimmung zu merken. Große Aufregung herrschte dort. Nicht nur das gewöhnliche Lampenfieber der Schüler vor dem ersten Auftreten, auch der Musikdirektor, der sonst allen Ruhe gab, war in ungewöhnlicher Erregung. Fräulein Wiegand, die Darstellerin der Agathe, war erkrankt, sie lag im Fieber und konnte nicht singen. Ersatz für eine jede Rolle war natürlich vorgesehen. Aber die zweite Besetzung der Agathe war nur mäßig. Vor allem aber war die Vertreterin durch die plötzliche Mitteilung, daß sie die Agathe singen müsse, total nervös geworden. Sie saß in der Garderobe, weinte vor Lampenfieber und behauptete, keinen Ton herausbringen zu können. Der Musikdirektor gab sich die denkbarste Mühe, ihr gut zuzureden und, als dies nichts nützte, sie tüchtig anzuschreien. Aber Fräulein Ludwig blieb dabei: „Ich kann nicht singen — ich kann nicht!“

So standen die Dinge, als Bärbel das Theater betrat.

„Was sagen Sie zu dem Pech, Fräulein Kleinert! Die Wiegand krank, und die Ludwig will nicht singen. Total hysterisch! Ich werde die Aufführung absagen müssen — wir müssen sie verschieben!“ rief Herr Welden mit rotem Kopf Bärbel entgegen.

Bärbels Herz hämmerte plötzlich bis in den Hals hinein.

„Herr Welden“ — kaum konnte sie vor Erregung die Worte herausbringen —, „lassen Sie mich die Agathe singen. Bitte, bitte, bitte!“ Sie wußte gar nicht, daß sie beide Hände des Musikdirektors ergriffen hatte.

„Sie — Sie morgen schon in die Öffentlichkeit rauslassen — ich hätte Ihrer Stimme gern noch die letzte Abrundung gegeben — Sie werden natürlich die Agathe viel besser singen als die Wiegand und die Ludwig, aber ob es etwas Fertiges wird —.“ Er überlegte,

schien schwankend geworden zu sein. „Kind, ich möchte Ihnen Ihre Künstlerlaufbahn nicht dadurch verderben, daß Sie hier einspringen müssen. Sie sollen gleich begeisterte Kritiken erhalten, und ich weiß wirklich nicht, ob Sie schon — —.“

„Versuchen Sie es doch mit mir, Herr Velden. Gelt, Sie tun's? Es ist ja heute erst die Generalprobe, da ist es halt nicht so schlimm, wenn ich etwas verpasse. Ich will mir die allergrößte Mühe geben, und ich wäre so glücklich, wenn Sie mir die Rolle der Agathe anvertrauten!“ Dem Flehen der blauen Strahlengenen konnte man nicht so leicht widerstehen.

„Also meinetwegen — singen Sie die Agathe. Ich werde den Regisseur davon in Kenntnis setzen. Aber nun rasch in die Garderobe. Und Hals- und Beinbruch!“ Mit diesem allgemein üblichen Künstlerwunsch eilte der Musikdirektor davon. Im Grunde war er jetzt noch aufgeregter als zuvor. Würde er mit dem Stern, den er entdeckt hatte, Ehre einlegen? Ging er nicht zu früh am Kunsthimmel auf?

Bärbel saß in der Garderobe vor dem Spiegel, ließ sich das schwarze Haar in Zöpfe flechten und das weiße Nachtgewand, das sie beim ersten Auftritt zu tragen hatte, von der Theatergarderobiere überstreifen. Dabei sang sie abwechselnd mit dem sich ebenfalls ankleidenden Annchen das erste Duett.

„Nun noch Schminke und Puder“, rief Fräulein Petsch, welche das Annchen gab.

Aber Bärbel wehrte sich dagegen. „Ich hab' mein Lebtag keine Schminke und keinen Puder gebraucht.“

„Ja, aber auf der Bühne ist das notwendig“, regte sich Annchen auf. „Der Regisseur schießt Sie zurück, und das bringt Pech, wenn man umkehren muß.“

Auch die Garderobiere verlangte, daß Bärbel Puder und Schminke auflege. „Sie sehen, trotz ihrer Pfirsichfarben, im Bühnenlicht wie eine Leiche auf Urlaub aus“, beteuerte sie. Wohl oder übel mußte der Neuling sich fügen.

Keine Spur von Angst empfand die Bärbel. Während Fräulein Petsch mit eiskalten Händen und brennenden Wangen vor Lampen-

sieber an allen Gliedern flog, war Bärbel nur von einem hohen Glücksgefühl durchflutet. Jetzt war es da, das Große, auf das sie schon als Kind gehofft hatte, morgen würde es sich erfüllen.

Wenn man noch nie auf einer Bühne gestanden hat, ist es durchaus nicht leicht, sich richtig auf den Theaterbrettern zu bewegen. Der Regisseur zeigte den angehenden Künstlern Auftritt und Abgang. Aber die meisten stellten sich recht ungeschickt an. Auch Bärbel wurde verschiedentlich zurückgeschickt, bis die Sache klapperte. Himmel, worauf mußte man alles achten, bevor man zum Singen kam. Daß man an der richtigen Stelle vortrat, daß man nicht über das lange Gewand stolperte, daß keine Handbewegung zuviel oder zuwenig war. Wie eine aufgelegene Puppe kam sich Bärbel vor. Wie sollte man da seine ganze Seele in den Gesang hineinlegen, wenn solche seelenlose Dinge dabei eine Rolle spielten. Und dann noch diese schreckliche Souffleuse, die einen mit ihrem Vorsagen nur verwirrte und jede Stimmung nahm. Daran mußte sich Bärbel besonders gewöhnen.

Aber nachdem Annchen in ihrem Lampensieber den Einsatz versäumt hatte, und der Kapellmeister noch einmal abklopfen mußte, entwickelte sich das erste Sopranduett ganz nett. Der Musikdirektor atmete auf. Es würde gehen.

Je weiter die Aufführung vorrückte, um so mehr staunte der Meister. Das hatte selbst er nicht vermutet. Die Stimme seiner jungen Schülerin hatte unter seiner gewissenhaften Schulung eine überraschende Fülle bekommen, sie klang im Theater so voll und edel, daß er wirklich nicht mehr zu fürchten brauchte, sie zu früh in die Öffentlichkeit hinauszulassen. Zwar unterbrach der Regisseur des öfteren, da Bärbel nicht mehr Theater spielte, sondern die Agathe lebte, so daß sie, statt auf die vorgeschriebenen Bewegungen zu achten, sich frei aus ihrem Gefühl heraus benahm. Ihre Angst um den Geliebten, der sich dem Teufel verschrieben hatte, um den Probeschuß nicht zu verfehlen, war so echt, daß selbst der Regisseur von der herrlichen Arie „Wie nahte mir der Schlummer, bevor ich ihn gesehen“ in Bann geschlagen war, daß er nicht daran dachte zu unterbrechen, weil die junge Künstlerin den Ausgang zum Altan

nicht vorschriftsmäßig öffnete. Ihr Gebet „Leise, leise, fromme Weise, schwing dich auf zum Sternentriebe“ klang so inbrünstig fromm, so zart und innig empfunden ihr Glehen: „Zu dir wende ich die Hände, Herr, ohn' Anfang und ohn' Ende. Vor Gefahren uns zu wahren, sende deine Engelscharen!“, daß jeder Zuhörer tief ergriffen war. Selbst die neidvolle Kritik verstummte vor dieser Reinheit des Empfindens.

„Für eine Generalprobe ging es viel zu gut“, war das Urteil des Meisters nach dem Schlußchor. „Hoffentlich steht die Aufführung morgen vormittag nicht zurück. Ich war recht zufrieden mit Ihnen, Fräulein Kleinert. Wenn Sie morgen ebenso singen, wird es ein Erfolg. Aber heute müssen Sie sich vollkommen schonen, gar nicht mehr singen und öfters mal ein Ei mit Zucker geschlagen trinken, um die Kehle zu schmieren.“

Bärbel verstand kaum, was der Direktor zu ihr sagte. Wie eine Nachtwandlerin lebte sie noch ein Traumleben. Sie war die Braut des jungen Jägerburschen, sie war von seiner Kugel getroffen worden und — — —.

„Ich danke Ihnen schön, Kleinert, daß Sie heute für mich eingespungen sind. Meine Nerven sind jetzt wieder besser. Morgen werde ich sicherlich die Agathe singen können“, kam es da wie aus der Ferne an Bärbels Ohr.

Bärbel fuhr sich über die Stirn, um die Bilder des Theatertraums zu scheuchen. Vor ihr stand Fräulein Ludwig, wieder getröstet und ganz munter.

„Aber Sie haben doch die Generalprobe nicht mitgemacht, Ludwig. Ohne Generalprobe können Sie doch morgen nicht auftreten, gelt? Herr Velden nimmt halt ganz bestimmt an, daß ich die Agathe singe.“ Da war Bärbel wieder mitten in der Wirklichkeit. Sollte ihr die Rolle noch im letzten Augenblick entziffen werden?

„Freilich, Sie haben sich gewiß wieder beim Meister eingeschmeichelt, um mich herauszudrängen. So was kennt man“, begehrte Fräulein Ludwig auf.

„Aber Sie waren doch nicht imstande zu singen. Sie waren

mir doch vorhin dankbar, daß ich eingespungen bin“, verteidigte Bärbel sich und ihre Rolle.

„Eingespungen für heute, jawohl — morgen bei der Aufführung singe ich. Das wäre ja noch schöner, wenn Sie mit dem Ruhm vor der Nase fortschnappen wollten, wo man überhaupt noch gar nicht an Sie gedacht hat“, rief Fräulein Ludwig voller Empörung.

„Wir müssen Herrn Velden entscheiden lassen“, beruhigte Bärbel die Aufgeregte.

Der Musikdirektor war bereits gegangen. Die noch anwesenden Schüler teilten sich in zwei Parteien. Die eine für, die andere gegen Bärbel. Letztere bestand hauptsächlich aus neidischen Kolleginnen, die ihr den Erfolg nicht gönnten.

„Ich werd' halt lieber morgen die Ludwig in der Aufführung singen lassen, wenn Herr Velden einverstanden ist“, überlegte Bärbel auf dem Heimwege. „So glücklich ich auch war, die Agathe geben zu dürfen, ich mag einer andern nicht dadurch schaden.“

Des Mittags bei Tische erkundigten sich Königs, wie die Generalprobe abgelaufen sei. Bärbel berichtete von dem aufregenden Zwischenfall und wie sie zur größten Zufriedenheit des Musikdirektors die Agathe gesungen habe. Aber daß die Ludwig ihr jetzt die Rolle streitig mache und sie morgen bei der Aufführung selber geben wolle.

„Ausgeschlossen“, rief Lilli aufgebracht. „Das wäre ja noch schöner. Erst bibbert und heult die Ludwig vor Angst, und nachher will sie dir die Rolle wieder entreißen. Ganz ausgeschlossen.“

„Ohne Generalprobe läßt sie der Direktor gar nicht auftreten.“ Ruhig und sachlich klang der Einwurf der älteren Schwester.

„Das ist auch meine Meinung“, stimmte der Studentrat seiner Ältesten zu.

„Also wird morgen unser Pflögeköchterchen den ersten Schritt auf der Bahn des Ruhmes machen“, sagte Frau König lächelnd.

„Ich hab' gar keine richtige Freude mehr dabei. Ganz schlecht komme ich mir vor, daß ich die Ludwig verdränge“, meinte Bärbel nachdenklich.

„Aber Mädel, sei doch nicht so dämlich!“ regte sich Lilli auf, die als Altersgenossin besonders befreundet mit Bärbel war. „Wenn du nicht als Erbsmann gesungen hättest, wäre die Auf-
führung ja doch verschoben worden. Dann hätte die Ludwig auch nicht gesungen. Ich komme morgen mit zur Matinee, damit du dich nicht etwa in deiner Gutmütigkeit von der an die Wand drücken läßt.“

„Darf man zuhören, Bärbel? Wir möchten uns doch alle gern an deinen ersten Erfolgen freuen“, erkundigte sich Frau König.

„Hoffentlich wird es auch ein Erfolg, wenn ich überhaupt singe. Wir dürfen unsere Angehörigen mitbringen. Sie sind doch meine Nächsten hier.“

„Ich ziehe es vor, ins Freie zu fahren. Am Sonntag muß ich mir für die ganze Woche Sauerstoff in die Lungen pumpen.“ Berda arbeitete schon auf das Studienreferendarexamen hin und war recht blaß und angestrengt.

Bärbel dachte nicht an die Mahnung des Musikdirektors, sich heute zu schonen. Sie tat ihre Sonnabendarbeit, die Küche blüß-
blau zu scheuern, wie stets. Auch ein Liedchen trällerte sie dazu. So fand sie der junge Mediziner Hermann Dpig, der jetzt in einer der am Scheitnig gelegenen Kliniken als Samulus tätig war.

„Das Studentel ist da!“ rief Lilli, die geöffnet hatte. Hermann hieß immer noch „das Studentel“ bei Königs, trotzdem er inzwischen schon zum „Kandidaten der Medizin“ aufgerückt war.

Ehe Bärbel sich noch die Hände abtrocknen und die große Schürze, die sie beim Scheuern trug, ablegen konnte, stand Hermann schon in der Küche.

„Tag, Bärbel, wieder mal fleißig? Draußen kommt der Früh-
ling. Wir wollen ihm morgen ein Stück entgegengehen in die Strachate hinaus. Habt ihr Lust?“

„Unsere Bärbel tritt ja morgen vormittag im Lobetheater auf. Als Agathe im Freischütz. Wir können sie doch unmöglich allein auf die Leiter des Ruhmes klettern lassen“, lachte Lilli.

„Ist das ein Scherz?“ Hermanns Augen gingen fragend zu Bärbel. Und während Bärbel den Herd rieb und putzte, daß er

nur so blinkte, berichtete sie dem Freunde von den heutigen Er-
eignissen.

„Der Tausend — gratuliere!“ rief der junge Mediziner erfreut. „Dann ist's halt morgen wirklich der Anfang zur Berühmtheit. Da muß ich dabei sein. Der Frühling kann sehen, wie er ohne uns in die Strachate einzieht.“

„Meinst du denn, Hermann, daß ich der Ludwig die Rolle fort-
nehmen kann?“ fragte Bärbel zaghaft.

„Natürlich meint unser Studentel das. Es ist doch klar wie Klopfschuh, daß diejenige, die bei der Generalprobe die Agathe gegeben hat, sie auch bei der Aufführung spielt“, ereiferte sich Lilli von neuem.

„Das zarte Empfinden wirst du dir bei der Bühne abgewöhnen müssen, Bärbel, wenn du nicht dort selber zertreten werden willst“, stimmte auch der Freund bei. „Wir assistieren dir morgen gegen die Ludwig. Aber ich würde mir heute halt die Hände nicht so angreifen. Eine Operndiva mit roten Scheuerhänden ist immerhin etwas Ungewöhnliches.“ Hermann sah mit nicht mißzuverstehendem Blick auf Lillis zarte, weiße Hände. Er fand, daß die Königschen Töchter viel zuviel ihre häuslichen Pflichten auf Bärbel abwälzten.

„Beim Kunstgewerbe muß man auch zarte Hände haben“, ver-
teidigte sich Lilli errötend.

„Bin ja schon fertig“, lachte Bärbel, ihre roten Hände mit Seife und Bürste bearbeitend. „Der Puder, mit dem sie am Theater verschwenderisch umgehen, macht die Hände schnee-
weiß.“

Bärbel schlief fest und traumlos in dieser Nacht vor ihrem ersten Auftreten. Das Landkind kannte keine Nerven.

Als sie am Sonntag vormittag eine Stunde vor Beginn der Matinee im Lobetheater erschien, saß Fräulein Ludwig bereits in der Garderobe vorm Spiegel und ließ sich auf ihren Büßkopf eine Popf-
perücke als Agathe aufsetzen.

„Ja, wir müssen uns nun halt einigen, wer von uns beiden die Agathe singt“, meinte Bärbel bescheiden.

„Eine Frechheit, daß Sie überhaupt hier in die Garderobe zu

kommen wagen, Kleinert. Sie haben hier nichts zu suchen. Sie gehören in den Zuschauerraum", schrie Fräulein Ludwig.

Bärbel ging still hinaus, da ihr Streit widerwärtig war. Als der Musikdirektor erschien, trug sie ihm die Angelegenheit vor und fragte, ob sie oder Fräulein Ludwig auftreten solle. Der Direktor tobte: „Ist die Ludwig denn ganz von Sinnen!“

Es half Fräulein Ludwig nichts, sie mußte das bereits übergeworfene Gewand der Agathe und die Perücke wieder ablegen. Bärbel nahm das unangenehme Gefühl mit auf die Bühne, daß dort drunten im Zuschauerraum eine Feindin saß.

Aber da waren gute graue Augen, klar und ruhig, die voller Begeisterung der liebrenden Agathe auf der Bühne folgten. Zu denen rettete sich Bärbel, wenn die Blicke der mißgünstigen Kollegin sie durchbohren wollten. Bärbel sang die Sommer-nachtsarie:

„Alles pflegt schon längst der Ruh,
Trauter Freund, wo weilest du?
Ob mein Ohr auch ängstlich lauscht,
Nur der Tannen Wipfel rauscht;
Nur das Birkenlaub im Hain
Flüstert durch die bange Stille.
Nur die Nachtigall und Grille
Scheint der Nachtlust sich zu freun.“

Sie waren wieder in Wolfshau an lindem Sommerabend, der Dpiß Hermännel und sie — Bärbel sang, ohne daß es ihr bewußt war, diese Arie nur für ihren Freund Hermann drunten im Parkett.

Der war wie verzaubert. Er kam nicht oft in die Oper, der arme Student. Jeder Pfennig mußte gespart werden. Aber daß er hier in seiner Jugendfreundin eine ganz große Sängerin vor sich hatte, das empfand der musikalische Hermann. Und diese Erkenntnis machte ihn merkwürdigerweise nicht so froh, wie sie es hätte müssen. War es nicht schlecht von ihm, daß er nicht voll beglückt davon war? Daß irgendein laises Weib ihm kündete, daß sich die Gefährtin aus der Kinderzeit mit dem heutigen Tage von ihm entfernte?

„Und ob die Wolke sich verhülle,
Die Sonne bleibt am Himmelszelt!“

Bräutlich zart, voll rührendem Gottvertrauen sang Bärbel Agathes Brautgesang.

Begeisteter Beifall bei offener Szene folgte dem wundervoll gesungenen Liede. Die Kritiker schrieben nicht, sondern klatschten Beifall. Die Theateragenten veranstalteten nach Beendigung der Oper ein Wettlaufen, um den aufgehenden Stern für ihre Bühnen zu erlangen. Es war ein Erfolg, wie ihn die Opernschule noch nicht zu verzeichnen gehabt hatte. Der Meister umarmte seine Schülerin auf der Bühne: „Bärbel, Sie haben mir heute den schönsten Tag meines Lebens bereitet! Aber Sie gehen an keine der kleinen Provinzbühnen. Unter dem Breslauer Stadttheater machen wir es nicht.“

Bärbel nahm voll kindlicher Seligkeit all die wortreichen Glückwünsche in Empfang. Frau König und Lilli küßten sie voller Freude. Hermann drückte der Jugendfreundin stumm ein Blümchen in die Hand. Es war welk, das Blümchen — ein rotes Habmichlieb-Blümchen aus dem Gebirge war's. Dankbar nahm Bärbel den Heimatgruß.

Der mühselige Anstieg zum Gipfel der Kunst lag hinter ihr.

Am nächsten Morgen verkündeten die Breslauer Zeitungen, daß ein neuer Opernstern am Stadttheater aufgegangen sei. Barbara Kleinert war mit dreijährigem Kontrakte für die Breslauer Oper verpflichtet worden.

17. Kapitel.

Am Ziel.

Die Brückenberger Schule droben an der Kirche Wang war zu Ende. Notwangige, klaraugige Buben und Mädchen drängten sich lärmend durch die Tür hinaus ins Freie. Hier rauchten zwei

miteinander, dort jagten sich einige Blondköpfe um das kunstvoll geschnitzte Holzkirchlein. Kinderjauchzen mischte sich in das Frühlingsgezwitscher der Vögel.

Von einem mit Rosen geschmückten Hügel des Bergkirchhofs kam eine junge Dame. Sie ging langsam, atmete in tiefen Zügen die würzige Mailluft. Heimatsluft. Froh strahlten ihre Augen auf, als die übermütige Kinderschar sie umtobte. So war auch sie einst drunten aus der Krummhübler Schule gekommen, mit schwarzen Zöpfen, den Schulranzen auf dem Rücken.

Die junge Dame zog aus ihrem Reisetäschchen eine Tafel Schokolade und verteilte sie unter die sie umringende Schulsjugend. Mit halb erstaunten, halb beglückten Augen, mit wohl-erzogenem „Danke doch sehr“ verschwand die süße Gabe sofort in den roten Mäulchen. Aber sie reichte nicht weit, die eine Tafel Schokolade. Da waren noch viele begehrliche Kinderaugen. Sollten die leer ausgehen?“

„Mehr habe ich nicht“, sagte die Dame lächelnd. „Aber bis zum Striezelbäcker ist es ja nicht weit, gelt? Dort hat's noch mehr Schokolade. Wer will mitgehen?“

Da blieb kein einziges zurück. Alle gaben sie der Fremden das Geleit. Wie der Rattenfänger von Hameln schritt sie inmitten der Kinderschar, selbst froh wie ein Kind, die Dorfstraße entlang. Neugierige Augen der Brückenberger Bewohner folgten der hochgewachsenen, vornehm gekleideten Erscheinung. Es waren jetzt im Mai erst wenige Gäste im Gebirge. Keiner kannte die Fremde.

Nachdem die süßen Einkäufe in all die Kinderhände gewandert waren, trennte sich die Spenderin von der kleinen Gesellschaft. Sie mußte hier gut Bescheid wissen. Ohne nach dem Weg zu fragen, schlug sie einen Abkürzungspfad über die Wiesen nach Wolfshau hinüber ein.

Aber zwei kleine Mädchen liefen hinter ihr her. Schlüsselblumen und Anemonen hatten sie am Wiesenrain gepflückt. Jetzt reichten sie der Dame dankbar verlegen ihr Sträußchen. Keine noch so kostbare Blumengabe hatte die berühmte Sängerin Barbara Kleinert jemals so erfreut wie diese Frühlingsblümchen aus Kinderhand.

Bärbel ließ den Blick über die blaue Gebirgskette schweifen. Da grüßten sie wieder ihre lieben Heimatsberge. Schnee lag noch auf der Koppe, auch in der Seifengrube. Bärbels Augen feuchteten sich. Wenn der Vater doch diesen Tag erlebt hätte!

Das Streben und Ziel seines fleißigen Lebens, heute hatte es sich erfüllt. Seit zwei Stunden war Bärbel die Besitzerin des Rosenhäufels. Sie kam soeben aus Hirschberg vom Notar, wo der Kauf abgeschlossen worden war. Mit der ersten größeren Summe, die sie erübrigen konnte, hatte sie den Traum ihrer Kinderjahre verwirklicht.

Nun hatte sie ein Heim, nun war sie erst wirklich daheim in ihren lieben Bergen. Hier im Rosenhäufel würde sie ausruhen von dem Trubel, von dem Treiben und Hasten da draußen in der Welt, von all der Unruhe, die das Theaterleben mit sich brachte. Hier würde sie ihre Ferienzeit, wenn sie nicht auf Gastspielreisen war, friedlich verbringen.

Die Mutter ahnte noch gar nichts. Bärbel hatte nicht viel Zeit zum Schreiben. Mehrere Male hatte sie in den drei Jahren, die sie nun schon an der Breslauer Oper als gefeiertste Sängerin war, mit dem Auto die Heimat besucht. Sie hatte die Mutter und die Geschwister zu sich nach Breslau nehmen wollen. Aber die einfache Frau mochte nichts davon hören.

„Nee, Bärbel, nu nee! Du bist jetzt halt a vornahme Dame geworden, du sollst dich doch deiner Mutter na schämen müssen.“ Auch zu einem kurzen Besuch war sie nicht zu überreden, trotzdem Bärbel in ihrer hübschen Vierzimmerwohnung Platz für sie gehabt hätte. Aber Karl und Friedel, die Geschwister, die hatten sie in Breslau besucht. Mund und Nase hatten sie aufgesperrt über all die Herrlichkeiten in der großen Stadt, die Bärbel ihnen zeigte. Vor allem aber hatten sie gestaunt, was für eine berühmte Theaterprinzessin ihre große Schwester geworden war. Wie die Leute in der Oper ihr zujubelten, wie man sie mit Blumen überschüttete, was für herrliche Kleider sie trug und was für ein feines Leben sie führte.

Mit nachdenklichen Augen schritt Bärbel durch den Frühlings-

wald. Es war nicht immer gar so beneidenswert, das Leben einer gefeierten Bühnenkünstlerin. Es strengte oft mehr an, verlangte stärkere Nervenanspannung als rechtschaffene körperliche Arbeit. Aber sie wollte nicht undankbar sein. Sie gab Tausenden Erhebung und Freude durch ihre Kunst. Sie vermochte der Mutter ihr Alter sorgenlos zu gestalten, die Geschwister etwas Rechtes lernen zu lassen. Karl besuchte seit einem Jahr, nachdem er seine Lehrlingszeit hinter sich hatte, die Breslauer Kunstakademie. Er hatte zeichnerisches Talent und starken Farbensinn. Reklamemaler waren gesucht. Die jetzt fast siebzehnjährige Friedel hatte sie auf die hauswirtschaftliche Frauenschule geschickt. Gewerbelehrerin sollte sie werden. Bärbel hatte sie zu sich genommen. Nur Frisel, der Jüngste, war noch daheim. Er hatte einen offenen Kopf und besuchte neuerdings das Hirschberger Gymnasium. Der sollte mal studieren.

Der Wald vor Bärbel hatte sich geöffnet. Wolfshau mit seinen lenzgrünen Samtmatten breitete sich in der Maisonne ihr zu Füßen. Da lag das Rosenhäusel — ihr Rosenhäusel. Noch blühten die Rosen nicht, nicht einmal Knospen hatte das zartgrüne Geranien angefetzt. Verödet, ja sogar verwahrlost sah das Häuschen aus. Der frühere Besitzer hatte in den letzten Jahren nichts mehr daran gewendet, da er es verkaufen wollte. Das Dach mußte ausgebessert werden, ein frischer Anstrich war notwendig, die grünen Fensterläden hingen schief in den Angeln. Und doch, ein unsagbares Glücksgefühl durchflutete Bärbel, als sie jetzt den ersten Schritt auf eigenen Grund und Boden tat. So im innersten Herzen glücklich war sie selbst damals kaum gewesen, da man sie an die Breslauer Oper gerufen hatte.

Um das Haus herum, an Stall und Schuppen vorüber wanderte Bärbel. Dort hatte des Vaters gelber Hörnerschlitten seinen Platz gehabt. Hier im Stall hatte sie die Ziege gemolken. Bärbel lächelte. Wenn die vornehmen Leute, die sich jetzt um die Bekanntschaft der Barbara Kleinert rissen, das wüßten. Obgleich sie nie ein Fehl daraus machte, daß sie von bescheidenem Herkommen war. Es war doch eine glückliche Kinderzeit gewesen trotz schwerer Arbeit.

Der Apfelbaum auf der Wiese stand in zartrosa Blüte, über und über hatte er sich für den Einzug der jungen Herrin geschmückt. Hier hatte im Sommer die Großmutter ihren Lieblingsplatz gehabt. Da hatte sie den lauschenden Enkeln ihre Rübezahlmärchen erzählt. Und des Abends hatte Bärbel mit ihrem Vater unter dem Apfelbaum zur Zither gesungen . . .

Helles Gezwitscher in der blauen Mailuft weckte Bärbel aus ihrem Sinnen. Schwalben schossen in Bogenflügen um ihr Haus, Glücksboten des Herrn Rübezahl. Ein gutes Omen.

Nun aber zur Mutter. Hier stand sie nun und dachte wehmütig vergangenen Zeiten nach und besaß dabei doch noch freudige Gegenwart. Eine Mutter, die sich mit ihr freuen würde, die sie in das Rosenhäusel, aus dem das Elend sie vertrieben, frohen Auges zurückführen durfte.

Drüben beim Schuster Hensel schien alles unverändert, wie es Bärbel als Kind schon gesehen. An den kleinen Fenstern blühten Blumen in Topfscherven und alten Konservenbüchsen. Dort hing die Glauschjoppe und die Mütze von Vater Hensel am Haken bei der Tür. Da kamen die Tabakswolken aus seiner Schusterwerkstatt. Es roch nach Pfeife, Leder und Kohl, ganz so wie früher, da Bärbel als Kind sich vom Vater Hensel einen Riester auf ihre Sonntagschuhe hatte setzen lassen. In der Küche rumorte die Frau, sie wusch das Mittagsgeschirr ab.

Bärbel klopfte an die Tür zu dem Stübchen, das die Mutter jetzt zur Miete bewohnte. Kein „Herein“ ertönte. Der Henselsche Hund schlug an. Gleich darauf steckte Vater Hensel in grünen Pantoffeln und Lederschurz den graustoppeligen Kopf zur Tür heraus.

„Nu gutten Tag ooch, gutten Tag, womit kann ich dienen?“ fragte er höflich, in der Annahme, daß sich vornehme Kundschaft zu ihm verirrt habe.

Helles Lachen antwortete. „Aber Vater Hensel, kennen Sie denn die Bärbel nicht mehr, die Kleinert Bärbel?“ Die junge Dame reichte ihm eine zartbehandschuhte Hand, in die der brave Schuster seine von der Arbeit schwärzliche Rechte nicht zu legen wagte.

„De Kleinert Bärbel, de beriehmte Freilen Sängerin! Mädél — nu vergeihen Se ooch, Freilen, ich kann mich halt immer noch ná dran gewöhnen, daß de Kleinert Bärbel su a scheene, man mechte sprechen, su a vurnähme Dame jeße is.“

„Vater Hensel, hier in Wolfshau bin und bleibe ich die Kleinert Bärbel. Die vornehme Dame bin ich bloß für Breslau. Sie werden doch nicht ‚Fräulein‘ zu mir sagen, wo Sie mich auf den Knien geschaukelt haben.“ Bärbel ergriff ohne weiteres des Meisters Arbeitsband. „Wo ist die Mutter? Ich hab’ halt eine Überraschung für sie.“

„De Mutter Kleinerten, nu wo wird se ooch sein? A bissel zu a Nachbarin ’nieber. Se hat halt keene rechte Arbeit máhr, de Mutter Kleinerten, wenn und se sull ná máhr fier andere Leute waschen. Der Fritzel kummt ooch árst in a Stunde aus Hirschberg ’nuff, da is se halt mal uff a Sprung nieber zur Fischern. Aber ich tu se schon holen, de Kleinerten, wenn und de Freilen Bärbel mecht sich ooch a Augenblick gedulden, ich tu gleich ’nieber-springen.“

„Ich kann ja selbst gehen, Vater Hensel, ich habe jüngere Beine als Sie.“

Aber davon wollte der brave Meister nichts hören. Er stieg die Tür zur Küche auf und seiner lieben Frau unsanft an den neugierig lauschenden Kopf. „Nu kumm ooch, Mutter, nu kumm ooch, de Kleinert Bärbel, de vurnähme Freilen Sängerin begriessen. Ich tu halt schnelle de Mutter Kleinerten holen.“ Damit lief Vater Hensel in die Maisonnette hinaus, daß die grünen Pantoffeln nur so flogen.

Frau Hensel trocknete sich umständlich die Hände an ihrer Blaudruckschürze ab, ehe sie dieselben dem Gast mit einem Wortschwall reichte. Dann öffnete sie die Tür zur Kleinertschen Stube und wischte einen tadellos sauberen Holzstuhl nochmals ab.

„Nu nähmen Se ooch Platz, nu setzen Se sich ooch, Freilen Bärbel. Das wird halt a Freude werden fier de Mutter. Keene zwee Lage ist’s här, daß se halt gesprochen hat: Ich tu gor nischte máhr aus Breslau heeren. Wenn de Jungen halt aus’m Nest geflogen

sind, hernach tun se de Alten vergessen.“ Nu, das is ja scheene, daß Se halt mal wieder zu uns hargefunden haben, Freilen Bärbel. Und so seine sähen Se aus wie a Kuntesse.“ Sie fuhr bewundernd über Bärbels Kostümfest. „Nu jo jo, de reichen Leute in a Stadt, die wissen halt nischte nich von Armut.“

„Nun, Frau Hensel, Sorgen habe ich genug in meinem Leben kennengelernt. Arbeiten muß man in der Stadt genau so wie auf dem Lande.“ Bärbel sah sich in dem peinlich saubergehaltenen Stübchen um. Da war das geblümete Kattunsofa aus dem Rosenhäusel, von dem man Mohrle, der inzwischen auch das Zeitliche gesegnet hatte, immer vertreiben mußte. Großmutter’s Wäschtruhe mit den buntgemalten Blumen, all die alten, bescheidenen Möbel ihrer Kinderjahre. An den Fenstern hinter den sauberen Gardinen Ableger von allerlei Pflanzen. Die Mutter schien immer noch ihre glückliche Hand in der Blumenpflege zu haben. Da kam sie ja schon selbst, so schnell sie ihre Füße trugen. Denn Vater Hensel hatte mit lauter Stimme, daß man es bald bis Krummhübel hinauf hören konnte, verkündet: „Nu kumm ooch schnelle heime, Kleinerten. De Bärbel, die Freilen Sängerin, is halt kummen und a Jeberaschung bringt se mitte. Und scheene“ is se wie a vurnähme Dame — nu su kumm ooch!“

Am Fenster draußen sah man der Mutter ergrauten Kopf im schwarzgehäkelten Kopftüchel auftauchen, und da stand die Bärbel auch schon im Hausflur und umsing die ihr kaum bis zur Schulter Reichende und streichelte ihr die immer noch roten Wangen und die Hände, die soviel für ihre Kinder gearbeitet hatten.

„Nu gutten Tag ooch, Bärbel, nu das is scheene, daß du ooch amal wieder heime finden tußt. Nu, dir gäh’t’s gutt!“ Ein bewundernder Blick überflog die Gestalt der Tochter.

„Ja, Mutter, mir geht’s gut. Heute ganz besonders gut. Ich war schon oben in Wang an Vaters Grab, er sollte der erste sein, der es erfuhr: Das Rosenhäusel ist unser — ich hab’s gekauft.“

„Das — — — was sagste? Das Rosenhäusel — ja Mädél, ist denn das wahr, ist denn das wirklich und wahrhaftig meeglich?

Und nicht nur zur Pacht sollen wir es wiederhaben, halt richtig beheeren tut es uns?" Die Mutter konnte es nicht fassen. Sie brach plötzlich in Tränen aus.

"Aber Mutter, du sollst dich doch freuen, daß du wieder in unser liebes Rosenhäusel einziehen kannst." Raslos stand Bärbel diesem ungewöhnlichen Gefühlsausbruch der einfachen Frau gegenüber. Einmal im Leben nur hatte sie die Mutter weinen sehen. Das war damals, als der Vater . . .

"Lachen kannst, Kleinerten, wenn und das Rosenhäusel is euer, anstatt daß und du weenst", ließ sich Meister Hensel, seine Pfeife frisch stopfend, vernehmen.

Energisch trocknete Frau Kleinert die Augen. "Ich tu mich ja halt freuen. Aber wenn und du hast dein ganzes Läben uff was gedacht und gespart, und nu kummt's, wo's balde zu späte is — — —"

"Es ist doch noch nicht zu spät, Mutter. Wenn's auch der Vater nicht mehr erlebt hat — du sollst noch viele frohe Jahre im Rosenhäusel haben. Und wir Kinder draußen in der Welt, wir wissen, wo wir daheim sind." Arm in Arm ging Bärbel mit der Mutter hinüber in ihr Rosenhäusel.

"Ene Ziege missen wir halt wieder anschaffen, Bärbel, und Hiehner und ooch a braves Hundel. Und vermieten mecht ich halt ooch wieder an Gäste, man hat ja sonst reine nischte nich zu tun." So machte die Mutter frohen Auges Pläne. Ihre Schaffenskraft erwachte wieder.

"Freilich, Mutter, zwei Zimmer richten wir für Sommer- oder Wintergäste ein. Und ich lasse den Oberstock ausbauen, mein Mansardenstübchen soll einen Balkon zur Schneekoppe zu bekommen. Wo ich als Kind geschlafen, da will ich wieder wohnen. Aber das Häusel muß erst hergerichtet werden, alles frisch gepußt und gestrichen. Und unten am Bächel, da laß ich eine Steinmauer setzen, daß kein Hochwasser uns mehr bedrohen kann", überlegte Bärbel.

"Je, Mädlel, denkste denn ooch, was das alles kosten tut?" warf die Mutter mahnend ein.

"Es reicht schon noch dazu, Mutter."

"Soviele Geld verdienstest halt mit a bissel Singen? Je, Bärbel, da war's doch gutt, daß und du bist in die Stadt gemacht, anstatt daheime Stubenmädle oder Kellnerin zu werden!" Immer wieder glitt der Blick der Mutter über die Tochter. Sie konnte sich nicht satt sehen. Fremd war sie ihr in ihrer vornehmen Schönheit geworden und doch so lieb und vertraut. "Wie gäh't dem Karle und der Friedel? Und was wird bloß der Frißel sagen!"

Die buntstreifige Gymnastienmütze auf dem hellblonden Schädel, die Bücher unter dem Arm, so kam Frißel vom Bahnhof her durch Wolfshau geschlendert. Schon unterwegs hörte er es allenthalben: "Weißte's schon, Frißel, deine Sängerin-Schwester aus Breslau is da, und's Rosenhäusel hat sie halt gekauft. Nu, es is eich auch zu gemmen, daß es eich amal gutt ergäh't." In jedem Hause wußte man es schon. Denn Mutter Hensels Beine waren nicht weniger schnell als ihre Zunge.

Als Bärbel den Bruder über die von weißem Schaumkraut überwogten Wiesen eiligst herbeikommen sah, mußte sie unwillkürlich an ihren Jugendfreund denken. So war Hermännel auch oft mit der Gymnastienmütze zum Rosenhäusel hinuntergelaufen, um ihr ein Buch zum Lesen zu bringen. Ins Lehrhaus mußte sie noch unbedingt, so knapp die Zeit auch war.

Herr und Frau Opitz waren nicht jünger geworden in all den Jahren. Sie klagten über dies und über das, was ihnen fehle. Am meisten aber fehlte ihnen ihr Junge, der Hermann. Ob er denn noch nicht daran dachte, heimzukommen und sich als Arzt niederzulassen. Er war doch schon geraume Zeit mit dem Studium fertig und hatte nun wirklich lange genug an den Breslauer Kliniken gearbeitet.

"Der Herr Doktor läßt sich wenig bei mir sehen", meinte Bärbel. "Er behauptet, nicht aus der Klinik fehlen zu können. Wenn ich ihn nicht mal mit einem Opernbillet aus seiner Arbeit herauslockte, bekäme ich ihn monatelang nicht zu Gesicht, den Hermann."

"Ja", bestätigte seine Mutter, "so war der Hermännel schon als kleines Jungele, pflichttreu und strebsam. Wenn ich nur wüßte, wo er sich mal als Arzt niederlassen könnte. Ohne Geldmittel ist das

eine schwierige Sache. Denke nur, Bärbel, was alles dazu gehört: Miete, Einrichtung und die teuern Instrumente und modernen Apparate. Ich werd's wohl nicht mehr erleben, daß der Hermann ans Ziel kommt."

"Heute wollen wir uns mal mit der Bärbel freuen, die nach all dem schweren Ringen endlich ihr Ziel erreicht hat", unterbrach der Lehrer lächelnd die Klagen seiner Frau. "Mädel, was bin ich stolz auf dich! Jede Zeitungskritik schickt der Hermann uns ein. Ich habe schon ein ganzes Buch davon."

"Wirklich? Und ich glaubte, der Hermann habe nur Interesse für seine Kranken und kümmere sich gar nicht um meine Premieren."

"Er versäumt keine, wenn er sie auch nur vom hohen Olymp herab genießt. Zu einem Logenplatz langt der Geldbeutel nicht."

"Aber Herr Dpiß, der Hermann kann doch von mir Freikarten kriegen, sooft er nur will. Er braucht es mir doch bloß zu sagen."

"Er ist halt stolz, unser Hermännel. Er sagt nicht gerne 'Danke schön'. Lieber nimmt er mit Oeringerem fürlieb", entschuldigte die Mutter den Sohn.

"Aber wir sind doch Jugendfreunde, Nachbarskinder über den Hügel. Ja, wenn der Hermann nicht so stolz wäre — — —", Bärbel blickte sinnend vor sich hin. "Sagen Sie, Frau Dpiß, hat der Hermann schon mal geäußert, wo er sich als Arzt niederlassen will?"

"Auf keinen Fall in der Stadt. Nur bei uns hier oben im Gebirge. 'Der Heimat gehört meine Arbeit', hat er oft gesagt. Aber hier in Krummhübel hat's schon Ärzte genug. Bei uns hier im Lehrerhaus geht es ja ohnedies nicht, weil wir Dienstwohnung haben. Brückenberg oder Wolfshau käme in Frage."

"Würden Sie das Rosenhäusel für Hermanns Praxis wohl geeignet finden, Herr Dpiß?" erkundigte sich Bärbel. Sie hatte bisher noch kein Wort davon verlauten lassen, daß sie das Rosenhäusel erworben hatte.

"Das Rosenhäusel? Warum nicht? Es liegt an der Dorfstraße, und Wolfshau entwickelt sich als Sommerfrische von Jahr zu Jahr

mehr. Aber der Besitzer will verkaufen. Ich glaube nicht, daß er es zur Miete abgibt. Und wie soll der Hermann überhaupt die Miete im ersten Jahr aufbringen?"

"Der Besitzer will nicht mehr verkaufen", meinte Bärbel mit unterdrücktem Lächeln. "Er ist froh, daß er das Häusel hat. Aber die Miete ließe er wohl auch mit sich reden. Zwei Zimmer könnte er dem Hermann abtreten, wenn's nötig ist, auch drei."

"Ja, Bärbel, du scheinst nicht mehr zu wissen, wie hart solch ein schlesischer Bauernschädel ist. Drei Jahre läßt der Bauer drunten in Seidorf nun schon das Häusel leer stehen, verliert Pacht und Miete, nur weil er sich in den Kopf gesetzt hat, zu verkaufen. Wer hat bei den schlechten Zeiten jetzt Geld dazu?"

"Das Häusel ist verkauft, Herr Dpiß." Bärbels Gesicht überzog sich mit Röte freudiger Erregung.

"Der Tausend — und dazu muß erst einer aus Breslau kommen, um uns das zu erzählen. Seit wann denn?"

"Seit heute."

"Seit heute? Bärbel — nein, das ist ja nicht möglich!" rief Frau Dpiß aufgeregt, die schneller die Sachlage durchschaute als ihr Mann.

"Halt doch, Frau Dpiß! Hier sehen Sie die neue Besitzerin des Rosenhäusels. Vor wenigen Stunden habe ich es gekauft."

"Mädel — Bärbel — und das erzählst du uns erst jetzt?" Frau Dpiß packte Bärbel trotz ihrer Berühmtheit um den Hals und küßte sie herzlich.

"Gratuliere — und Glück und Segen ins eigene Heim!" rief Herr Dpiß lebhaft. "Hole eine Flasche Johannisbeerwein, Mutter, eigenes Gewächs. Das müssen wir feiern."

"Ein andermal, Herr Dpiß, wenn der Hermann auch dabei ist. Jetzt habe ich noch verschiedene Besprechungen mit Maurern und Malermeister, um das Häusel bald in Ordnung bringen zu lassen. Ich habe unsern Friseur beauftragt, die Herren ins Rosenhäusel zu bitten. Es ist höchste Zeit, daß ich mich verabschiede."

Aber ein paar Minuten mußte Bärbel doch noch zugeben. Frau Dpiß wollte erst noch ein Futterpäckchen für den Sohn herrichten,

das sie Bärbel mitzunehmen hat. Anders tat sie's nicht, die gute Mutter.

Als Bärbel durchs Dorf zurückging, grüßte es aus jedem Hause. Allenthalben reckte man die Hälse hinter der berühmten Sängerin her, die sich jetzt im Ort angekauft hatte.

Im Rosenhäusel erwarteten der Maurermeister Liebig und der Malermeister Hanke, bei dem Karl in der Lehre gewesen, bereits die junge Besitzerin und nahmen ihre Aufträge in Empfang. Ja, ein Balkon, und darunter eine Loggia, das ließ sich gut anbauen. Auch der Oberstoß würde ausgebaut recht nette Zimmer ergeben. Das Fräulein Kleinert solle es ihnen nur überlassen. Sie würden ihre Ehre dreinsetzen, es so schmuck wie möglich herzurichten.

„Ich werd' halt die Oberaufsicht übernehmen“, raunte der Quartaner Fritzl der großen Schwester zu. Er war voller Begeisterung für den neuen Besitz, vor allem wohl wegen der damit verbundenen Abwechslung.

Als Bärbel abends wieder im Breslauer Zug saß, dachte sie lächelnd daran, wie doch Kleider Leute machen. Der reiche Maurermeister Liebig, der früher keine Notiz von ihr genommen, hatte sich in Ehrerbietungsbezeugungen heute nicht genug tun können. Und seine Tochter, die Marthel, welche die Kellnerin damals auf der Kleinen Leichbaude als Schulkameradin verleugnete, hatte der Opernsängerin neulich nach der Carmen-Aufführung ins Künstlerzimmer Blumen mit ihrer Karte geschickt und sie an die alte Freundschaft erinnert.

Freudigere Bilder drängten sich im Rattern des Zuges an die junge Reisende. Das Rosenhäusel — noch ehe die Rosen blühten, würde die Mutter einziehen können. Ob sie auch dem Jugendfreunde damit zu einer Existenz würde verhelfen können?

Und dann hörte Bärbel im Rattern der Räder nur noch die immer wiederkehrende Weise: Am Ziel — am Ziel — endlich am Ziel!

18. Kapitel.

Nachbarskinder.

„Um halb fünf erwarte ich Herrn Doktor Dpiß. Für andern Besuch bin ich nicht zu sprechen. Auch telephonisch nicht“, gab die Sängerin Barbara Kleinert dem Stubenmädchen Anweisung.

Zehn Minuten fehlten noch zur festgesetzten Zeit. Bärbel rückte die Teetassen auf dem kleinen Eßtisch zurecht, trotzdem dieselben ganz richtig standen. Sie trat hinaus auf den Balkon, der mit bunten Petunien und feuerroten Pelargonien ein wenig Natur vor-tauschte. Es war eine stille Villenstraße, in die Bärbel blickte. Kinderpflegerinnen schoben weiße Kinderwagen in den nahen Südpark. Spaziergänger kamen und gingen. Aber Hermanns schlanke Gestalt wollte sich nicht zeigen. Dabei hatte der Zeiger an Bärbels kleiner Armbanduhr bereits die festgesetzte Zeit erreicht. Ja, mit den Herren Ärzten konnte man noch weniger rechnen als mit den Künstlern.

Bärbel ging in das mit vornehmem Geschmack von einem Architekten eingerichtete Wohnzimmer zurück. Das Warten machte sie nervös, ein Zustand, den sie nicht einmal vor Aufführungen kannte. Sie hatte Hermann Dpiß brieflich zu sich gebeten, um ihm Grüße von seinen Eltern zu übermitteln, ihm das mitgesandte Päckchen einzuhändigen; vor allem aber, um ihm im Rosenhäusel Zimmer zur Verfügung zu stellen, falls er sich in Wolschhau niederlassen wollte. Das war es auch, was ihr sonstiges Gleichmaß beunruhigte — wie würde sich der Freund zu ihrem Vorschlag stellen? Er war stolz, der Hermann, sie durfte es ihm nur zur Miete anbieten.

In den letzten Jahren hatten sie sich recht auseinandergeliebt, sie beide, Bärbel konnte es sich nicht verhehlen. Sie war ständig in Anspruch genommen, sei es von ihrer Kunst, von Verehrern oder gesellschaftlichen Verpflichtungen. Hermann hatte sich zurückgezogen. Es machte ihm wohl keine Freude, mit soundso vielen anderen gleichgültigen Menschen sich in Bärbels Gesellschaft teilen zu müssen. Die gemeinsamen Sonntagsspaziergänge hatten aufgehört. Keiner von ihnen hatte mehr Zeit dazu.

Das waren die Gedanken, die durch Bärbels Kopf zuckten, während sie die Finger über die Lasten ihres Flügels gleiten ließ. Sie sumnte dazu eine Arie aus „Aida“, worin sie am Abend aufzutreten hatte.

Da meldete das Stubenmädchen: „Gnädiges Fräulein — Herr Doktor Dpiß.“ Gleich darauf trat der Freund ein.

„Bitte vielmals um Entschuldigung wegen der Verspätung, aber ich war nicht früher abkömmlich.“ Es klang ein wenig förmlich.

„Laß dich anschauen, Hermann. Ich habe dich ja seit Monaten nicht gesehen. Ein wenig blaß und überarbeitet, gelt ja?“ Es war, als ob das heimatlliche „Welt ja“ die Entfernung zwischen den einstigen Nachbarkindern überbrückte. Hermann ergriff noch einmal Bärbels Hand. „Ich bin ein recht schlechter Mensch, daß ich mich sowenig um dich kummere, Bärbel, und erst zur Audienz befohlen werden muß. Aber du vermißt mich ja wohl kaum bei deinem großen Kreise.“

„Erst recht, Hermann. Man sehnt sich aus dem großen Gesellschaftskreise oft nach Menschen, die einem innerlich nahestehen. Wenn ich Königs nicht hätte und meine Geschwister, wäre ich trotz der vielen Leute, mit denen ich täglich zusammen bin, recht einsam.“ Sie zündete den Samowar an und reichte dem Freunde Zigaretten. „Bitte, bediene dich.“

Hermann blickte auf die gepflegten, weißen Finger und verglich sie in Gedanken mit den einstigen roten Bauernhänden der Jugendfreundin. Es erinnerte nichts mehr an die Bärbel von früher. Sie war ganz und gar vornehme Dame geworden, die berühmte Sängerin Barbara Kleinert. Wunderschön, aber fremd, halt nicht mehr die Bärbel. Doch nein, die Augen von der Farbe des Enzians, diese klaren, strahlenden Augen, die waren noch dieselben wie in ihrer gemeinsamen Kinderzeit.

„Ich bringe dir Heimatsgrüße“, begann Bärbel, den Tee einschenkend. „Ich war vor einigen Tagen im Gebirge und habe bei euch vorgesprochen. Deine Mutter schickt dir Schinkenspeck und die letzten Winteräpfel mit.“

„Meine gute Alte — sie denkt immer noch, ich muß in der Stadt hungern. Dabei werde ich in der Klinik vorzüglich verpflegt. Wie schaut's denn aus daheim? Geht's den Eltern gut?“

„Sie klagen alle beide schon ein bißel über dies und jenes.“

„Werden halt auch nicht jünger. Das Leben rollt dahin, und man muß es getrennt voneinander leben“, meinte Hermann nachdenklich, die Zigarette anzündend.

„Muß man das denn?“ wagte Bärbel den ersten Vorstoß. „Nimmst du Rum oder Zitronen zum Tee? Ja, also deinen Eltern fehlt eigentlich nichts weiter als du selbst. Sie wünschen sehnlichst, daß du dich in der Heimat als Arzt niederliegest.“

„Mit dem Wunsch allein ist es nicht getan. Ich würde auch lieber heute als morgen aus der Stadt fortgehen. Obgleich ich hier im Krankenhaus immer noch lerne und mich medizinisch weiterbilde. Manchmal packt mich der Wunsch, den ganzen Krempel hier hinzuverwerfen und daheim auf dem Lande zu praktizieren. Daraufhin habe ich studiert und gearbeitet. Aber es wird wohl noch manches Jahr vergehen müssen, bis ich am Ziel bin, bis ich die notwendigsten Mittel dazu gespart habe.“ Merkwürdig, die Sängerin Barbara Kleinert hatte sich im Gespräch wieder in die Kleinert Bärbel verwandelt, der er wie als Junge seine Wünsche anvertraute.

„Ich habe mein Ziel erreicht, Hermann. Du kannst mir gratulieren.“ Bärbel machte ein verschmühtes Gesicht.

„Gratulieren? Hast du dich verlobt? Mit einem von diesen eleganten Laffen, die dir täglich Blumen schicken?“ Hermann machte eine ungestüme Bewegung zu den kostbaren Blumen drüben auf dem Flügel.

Bärbel schüttelte den Kopf. „Mein Leben gehört der Kunst allein. Errätest du's wirklich nicht, Hermann? Das Rosenhäufel habe ich gekauft — unser liebes Rosenhäufel ist mein!“

„Da wünsche ich dir von Herzen Glück, Bärbel.“ Beide Hände der Freundin ergriff Hermann erfreut. „Du bist dir und der Heimat treugeblieben.“

„Und nun komme ich mit einer Bitte zu dir, Hermann.“ Schüch-

tern Klang's, nicht als ob die verwöhnte Sängerin es sprach, sondern noch das kleine Dorfmadel von früher. „Ich habe den Oberstock im Rosenhäusel ausbauen lassen und möchte einige Zimmer abgeben. Schon damit die Mutter wieder etwas zu schaffen hat. Willst du mein Mieter werden, Hermann? Kannst du im Rosenhäusel deine Praxis begründen? Du könntest mir keine größere Freude bereiten, als wenn du einschlägst. Wegen der Miete würden wir uns schon einigen, das braucht dir keine Sorge zu machen. Und — und meine Mutter könnte dir den Haushalt versehen, da hätte sie gleich wieder ein Wirkungsfeld.“ Bärbel sprach nicht so ruhig wie sonst. Ihre Worte überstürzten sich, als sie sah, daß Hermann die Stirn in Falten zog.

Er zögerte mit der Antwort.

„Du meinst es gut, Bärbel, aber — Almosen nehme ich nicht.“ Gleich darauf tat ihm seine schroffe Abweisung leid. Denn er sah, wie sich die blauen Augen ihm gegenüber mit Tränen füllten. Und sie hatte niemals leicht geweint, die Bärbel. „Ich muß mein Ziel ohne fremde Hilfe erreichen“, erklärte er nochmals.

„Fremde Hilfe? Ich habe nicht gewußt, daß ich dir so fremd geworden bin, Hermann.“ Sie schwiegen beide. Dann fuhr Bärbel energisch fort: „Wenn wir als Kinder auf einen hohen Berg geklettert sind und du warst früher am Ziel als ich, da hast du wohl die Hand ausgestreckt, mir den letzten Anstieg ein wenig zu erleichtern. Und als ich den schweren Aufstieg vom einfachen Dorfkinde zu den gebildeten Kreisen unternahm, wer war's da, der mich stützte, indem er mir Bücher brachte, der mir Mut zusprach, wenn ich verzagen wollte. Ich habe damals nicht daran gedacht, mein Ziel ohne deine Hilfe erreichen zu wollen.“

„Hast recht, Bärbel, man soll die Freundeshand ergreifen, die einem geboten wird. Ich danke dir für dein großherziges Anerbieten. Wolfshau mit seinen sonnigen Matten halte ich für geeignet, um mal später dort, wenn es glückt, ein Erholungsheim zu gründen. Vorläufig aber will ich im Rosenhäusel als Wald- und Wiesenarzt unseren braven Gebirgsleuten Hilfe bringen. Wie sind die Mietsbedingungen?“

„Daß du mir gestattest, dir die Zimmer so einzurichten, wie du sie brauchst. Ich bin im Begriff, für die nächste Saison einen Vertrag mit der Dresdner Oper abzuschließen. Da bekomme ich hohe Gage. Die medizinischen Instrumente und Apparate, deren du bedarfst, sind gewiß teuer. Ich lege sie für dich aus, und du gibst mir das Geld wieder, wenn du in die Praxis hineingekommen bist.“

„Bärbel — du bist ein treuer Kamerad. Ich hab' dir unrecht getan. Hab' gemeint, die vielumworbene Sängerin Barbara Kleinert fragt nichts mehr nach der bescheidenen Vergangenheit, nach dem Nachbarssohn aus der Heimat. Opfer sollst du für mich nicht bringen. Die medizinischen Warenhäuser sind es gewohnt, daß junge Ärzte ihre berufliche Einrichtung allmählich abzahlen. Wenn du mich die ersten schweren Monate gegen ein geringes Entgelt im Rosenhäusel wohnen lassen willst, nehme ich es dankbar von dir an. Von keinem andern tät ich's halt.“ Er hatte noch hinzusetzen wollen, ob er wohl hoffen dürfe, daß sie eines Tages zusammen im Rosenhäusel wohnen würden, ob sie wohl mal auf ihre Künstlerlaufbahn, auf Ruhm und Ehren verzichten und an seiner Seite ein gemeinsames Leben in der Heimat still und zufrieden würde führen können. Aber da waren die Vorbeerkränze drüben an der Wand, die vielen Schleifen mit Goldschriftwidmungen. Da war das Wort, das Bärbel selbst vor kurzem gesprochen hatte: „Mein Leben gehört der Kunst allein“ — das alles schloß ihm die Lippen. Stumm und gerstreut hörte er zu, wie Bärbel Pläne machte, in welcher Farbe sein Ordinationszimmer gestrichen werden sollte und wie das Wartezimmer; daß sie das Mansardenzimmer, in dem sie schon als Kind gewohnt, für sich einrichten wollte, wenn sie zu den Ferien heimkäme, auszuruhen von der Unruhe des Theaterlebens.

Er mußte sich damit begnügen, daß sie die Ferien ihrer bewegten Künstlerlaufbahn im Rosenhäusel verbrachte.

Bärbels kleine Armbanduhr lief unerbittlich weiter, so gern die Besitzerin sie auch angehalten hätte. Schwester Friedel steckte den Blondkopf zur Lüre hinein: „Bärbel, du noch hier? Ich dachte halt, du wärst schon im Theater. Gleich ist es sieben.“

Das gab einen eiligen Abschied nach der gemeinsamen Teestunde, welche die beiden Nachbarskinder innerlich wieder miteinander verknüpft hatte.

Aber als der junge Mediziner dann an Friedels Seite von einer Loge aus die Jugendfreundin als Aida bewunderte, als das Publikum ihr in stürmischer Begeisterung zujubelte, als man sie immer wieder vor den Vorhang rief, da empfand er die Kluft, die ihr Leben von dem seinigen trennte, unüberbrückbar.

Barbara Kleinert, die gefeierte Sängerin, gehörte ihrer Kunst.

19. Kapitel.

Für die Heimat.

Aus dem Berliner Opernhaus traten mehrere Damen und Herren an einem sonnigen Märzmittag hinaus auf den mit Schmelzschnee bedeckten Opernplatz.

„Lauvetter — es wird Frühling!“ rief eine von ihnen, mit frohen Augen in das Sonnengeflimmer schauend. Es war eine hochgewachsene, schlanke Brünette mit tiefblauen Augen, die mitten in der Schneeschmelze den Lenz nahen fühlte.

„Ein unsichtlicher Dreck ist's!“ stellte einer der Herren, auf den Fußspitzen balancierend, sachlich fest, während ein anderer von einer der Blumenverkäuferinnen, die Unter den Linden ihre Straußchen feilboten, Schneeglöckchen und Veilchen kaufte und sie den Damen überreichte.

„Die habe ich mir früher selber gepflückt“, meinte die Dunkle, den Duft der zarten Blümchen beinahe zärtlich einatmend. „Im Winter ist es ja sehr schön in Berlin, aber sobald der Frühling kommt — — —“

„Kleinert, du solltest lieber deinen Mund halten, anstatt hier bei

dem eisigen Nordostwind Frühlingshymnen anzustimmen. Der Märzwind ist tückisch, und wir sind allesamt erhitzt von der Probe“, warnte die Altistin, eine Autodroschke besteigend.

„Hüte dich vor den Jden des März — das hat man schon dem seligen Casar prophezeit“, lachte einer der Sänger.

„Die Jden des März, das ist die augenblickliche Grippe. Schneeschmelze und dieser eisige Wind dazu, da muß ja die Epidemie Triumphe feiern.“

„Ich bin als Kind aus den Bergen dagegen geübt. Mir hat der Wind früher manches Mal ganz anders um die Ohren geffiffen“, lachte Bärbel unbekümmert.

„Ich würde doch lieber ein Auto nehmen oder wenigstens den Kragen des Pelzes schließen, gnädiges Fräulein. Ihre Stimme ist Ihr kostbares Handwerkzeug, die müssen Sie schonen. Wenn wir im Mai über'n großen Teich nach Amerika hinüberschwimmen, will ich mit Barbara Kleinert Lorbeeren ernten“, sagte der Opernhaus-Intendant.

„Hoffentlich wird was aus unserer Gastspielreise nach New York.“

Sie waren unter diesen Gesprächen bis zum Brandenburger Tor gekommen, wo sie sich nach kurzem Abschied in verschiedene Richtungen verstreuten.

Bärbel war der Weg durch den Tiergarten nach den anstrengenden Vormittagsproben Bedürfnis. Nur bei ganz schlechtem Wetter ließ sie sich ihr Auto kommen. Sie wohnte nun schon seit zwei Jahren in Charlottenburg. Das Dresdner Engagement hatte nur kurze Zeit gedauert. Dann war sie dem ehrenvollen Ruf an die Berliner Staatsoper gefolgt. Barbara Kleinert war der erklärte Liebling der Berliner Musikwelt geworden. Sie stand auf der Höhe ihrer Kunst.

Im Tiergarten war es weniger stürmisch als auf den freien Plätzen. Das Eis der Rousseau-Insel und des Neuen Sees zeigte große Risse und Löcher. Treibeisbänke glitten den Kanal entlang. Bärbel schritt am Ufer desselben dahin. Sie schauerte zusammen. Das elegante Schuhwerk taugte nicht für den Schmelz-

schnee. Auch die Luft war noch recht eisig, trotz des täuschenden Sonnenscheins.

Am Steinplatz, gegenüber der Akademie der Künste und der Hochschule für Musik, hatte Bärbel sich ihr Berliner Heim errichtet. Friedel, die jüngere Schwester, war in Breslau geblieben. Sie wollte ihre Studien an der dortigen Gewerbeschule nicht abbrechen. Auch Karl hatte dort ein Arbeitsfeld als Maler beim Film gefunden. Bärbel hoffte auf die Zeit, wo Frigel, der Jüngste, die Berliner Universität beziehen und dann zu ihr ziehen würde.

Marie, das Hausmädchen, nahm ihrer Herrin den Pelz ab und teilte ihr mit, daß die Köchin an der Grippe erkrankt sei. Sie fieberte hoch. Und ihr selbst wäre auch nicht ganz geheuer zumute. Hoffentlich würden sie nicht alle miteinander krank.

Bärbel ließ einen Arzt für die erkrankte Köchin kommen und schaute selbst nach, daß es ihr an nichts fehlte. Sie hatte nicht verstanden, wie wohl einem in abhängiger Stellung ein Anteilnehmendes Wort tat.

Bei dem von Marie bereiteten Mittagessen sah Bärbel Postfächer und die Zeitung durch. Meistens Reklamebriefe, Einladungen oder Bitten um ein Autogramm. Aus Wolfshau hatte sie lange nichts gehört. Die Mutter war nicht gewöhnt, die Feder zu führen; schreiben bedeutete für sie eine größere Anstrengung als körperliche Arbeit. Und Hermann Opitz war vom frühen Morgen bis zum späten Abend beschäftigt. Hauptsächlich am Röntgenapparat. Dem Landvolk erschien es so wunderbar, daß man in den Kranken hineinsehen konnte, daß sie alles daransetzten, um sich von dem „Wunderdoktor“ behandeln zu lassen. Seitdem der Doktor noch den großen Neubau seines Erholungsheimes zu beaufsichtigen hatte, fand er noch weniger Zeit zum Schreiben. Nur an jedem Quartalsersten kam ein Gruß von ihm, wenn er die Hypothekenzinsen für die Summe, mit der Bärbel an dem Neubau beteiligt war, übersandte.

Nun wurde es bald ein Jahr, daß sie nicht mehr im Rosenhäufel eingekehrt war. Im Sommer hatte sie in Kopenhagen und Stockholm gastiert und daran eine Nordlandreise angeschlossen. Während

der Theaterfaison gab es keinen Urlaub. Aber vor der Amerikareise mußte sie noch einmal heim ins Rosenhäufel.

Bärbel schob die Teller fort. Das Essen schmeckte ihr heute nicht. Die Köchin verstand es doch besser zuzubereiten. Oder lag es an ihr? Sie fühlte es wie einen Reif um den Kopf. Sie fröstelte noch immer trotz des warmen Zimmers. Bärbel war kaum jemals in ihrem Leben krank gewesen. Sie hatte auch keine Zeit dazu. Schnell noch einen Blick in die Zeitung geworfen und dann geruht. Sie mußte heute abend zur Lammhäufelaufrührung frisch sein.

Auf einer Zeitungsnotiz blieb Bärbels Blick haften. „Hochwasser im Riesengebirge. Durch die plötzliche Schneeschmelze sind gewaltige Wassermassen von den Bergen zu Tal gegangen, haben die Gebirgsbäche angestaut und die tiefer gelegenen Ortschaften überflutet. Menschenleben sind nicht zu beklagen. Aber der Schaden der armen Überschwemmten ist groß. Spenden für die notleidenden Riesengebirgsdörfer nimmt entgegen die Redaktion der Zeitung.“

Bärbel fühlte ihr Herz schneller schlagen. Es hatte wohl keine Gefahr für das Rosenhäufel, seitdem die Staumauer unten am Bache errichtet war. Nein, das Rosenhäufel würde sicher nicht Schaden genommen haben, ebensowenig wie der etwas höher gelegene Neubau. Aber die vielen, vielen andern, die ihr Hab und Gut durch die Überschwemmung vernichtet sahen. Oh, Bärbel wußte, was das bedeutete: „Wassersnot“. Noch heute nach all den vielen Jahren gellte ihr das Luten des Wasserhorns in den Ohren.

Sie nahm den Hörer vom Telephon, verlangte die Telegrammaufnahme und gab ein Telegramm nach Wolfshau auf: „Erbitte Rückantwort, ob im Rosenhäufel alles in Ordnung. Gruß, Bärbel.“

So — nun aber vor allem Hilfe für die armen überschwemmten Heimatgenossen. Mit hundert Mark war es nicht getan. Der Schaden belief sich in die Tausende.

Einem plötzlichen Gedanken folgend, griff Bärbel noch einmal zum Telephon und rief einen bekannten Konzertagenten an.

„Ich möchte für die durch Hochwasser in Not geratenen Riesengebirgsdörfer ein Wohltätigkeitskonzert veranstalten. So schnell wie möglich. Können Sie das übernehmen? Ja, schön. Welcher Saal käme in Betracht? Philharmonie? Ob wir den großen Saal füllen? Ja, wenn Sie mir für ausverkauftes Haus garantieren — also gut, am ehesten. Mein Programm: Riesengebirgslieder zur Zither. Ich glaube auch, daß die mehr ziehen als Arien. Und für meine Heimat sind sie stilgerechter. Meinetwegen künden Sie an, Barbara Kleinert, Wohltätigkeitskonzert für die Heimat zugunsten der überschwemmten Riesengebirgsdörfer.“ Die Hauptsache, daß viel einkommt. Der ganze Erlös ist ohne Abzug an das Hilfskomitee für die Notleidenden zu übersenden.“

So — das wäre erledigt. Sie freute sich ordentlich darauf, mal wieder ihre Zither — Vaters Zither — für die Heimat zu stimmen. Jahrelang hatte dieselbe geruht.

Am nächsten Tage legte sich auch das Hausmädchen an Grippe. Eine Aushilfe erschien, die nichts verstand. Es hätte Bärbel Spaß gemacht, mal wieder selbst Hand anzulegen an ihren Haushalt. Wenn sie nur die Zeit dazu gehabt hätte. Eine Operpremiere wurde gerade einstudiert. Die Proben häuften sich. Auch fühlte sie sich gar nicht frisch in diesen Tagen. Die Glieder waren ihr schwer, bald war ihr heiß, bald kalt. Trotz Zitronenlimonade und mit Zucker geschlagenen rohen Eiern fühlte sie immer einen Kitzel im Halse. Um Himmels willen bloß nicht gerade jetzt heiser werden.

Der Tag des Wohltätigkeitskonzertes war herangekommen. Am liebsten hätte sich Bärbel ins Bett gelegt, so schlecht fühlte sie sich. Wie Feuer brannte ihr der Kopf, eiskalt waren die Füße. Sie hatte bestimmt Fieber. Aber sie mußte singen. Das Konzert durfte nicht abgesagt werden. Es war ja für die Heimat. Sie nahm ein Glas Sekt. Danach fühlte sie sich etwas besser.

Wer eine Stunde später die schöne Barbara Kleinert im schwarzen Taillkleid mit gelben Rosen sich in der ihr eigenen lebenswürdigen Anmut verneigen sah zum Dank für den Beifallsturm, der nur ihr

Erscheinen auf dem Podium entfesselte, der ahnte nicht, wie schwer es der Sängerin wurde, heute zu singen. Die schwarze Menschenmenge unten im Saal wogte vor ihren Blicken. Gut, daß sie bei der Zitherbegleitung sitzen konnte. Sie hätte nicht die Kraft gehabt zu stehen.

Vaters Zither, diese altvertrauten Töne übten eine merkwürdige Beruhigung auf Bärbel aus. Klarer wurde ihr der Kopf. Die zuerst etwas belegte Stimme schwall zu ihrer ganzen Klangfülle an. All die lieben schlichten Lieder ihrer Jugend sang Bärbel in dem strahlenden Konzertsaal, als säße sie noch daheim unter dem Apfelbaum auf der Sommerwiese.

„Droben trägt ein Blümlein schön
Rote Blütenherzen,
Wer es je hat blühen sehn,
Um den Buben ist's geschehn,
Singt in Liebeschmerzen:
„Habmich — Habmich — Habmichlieb,
Habmichlieb von Herzen.“

Jahre sind versunken. Bärbel wandert als fünfzehnjähriges Mädchen mit dem Jugendfreund daheim durch den Eulengrund. Sie pflückt Enzian. Die Großmutter braut daraus einen bitteren Nagenschnaps. Da bückt sich Hermann: „Habmichlieb, Bärbel!“ ruft er erfreut, auf ein seltenes kleines Blümchen mit roten Blütenherzen weisend. „Nicht pflücken, laß stehen“, bittet Bärbel erschreckt, „es bringt halt Herzeleid, spricht die Großmutter.“ Aber Hermann lacht: „Nur wenn man es für sich selbst abreißt. Aber wenn ein Bursch es für sein Mädel pflückt, dann bringt's halt beiden Glück, das Blümlein. Willst du's von mir annehmen, Bärbel, das Pflänzchen Habmichlieb?“ Lachend hat sie damals den Kopf geschüttelt. Aber als der Hermann ihr dann nach Jahren bei ihrem ersten Auftreten im Freischütz das verwelkte Habmichlieb-Blümchen aus den Heimatsbergen überreichte, da hat es ihr Glück gebracht, Glück bis heute.

Blitzschnell wie in einem Fiebertraum zogen diese Bilder vor

Bärbel vorüber, während sie im Zwischenspiel die Saiten der Zither durch die Finger gleiten ließ.

„Datum pflückt das Blümlein nicht
Mit dem Blütenherzen.
Schaut ihm freundlich ins Gesicht,
Liebt es, aber brecht es nicht,
Macht ihm keine Schmerzen.
Habmich — Habmich — Habmichlieb,
Habmichlieb von Herzen.“

Rauschender Beifall rief Bärbel in die Wirklichkeit zurück. Sie war ja auf dem Konzertpodium, mußte sich verneigen, danken. Das Händeklatschen da unten schwieg nicht eher, als bis sie das Lied wiederholte. Wenn das Publikum wüßte, wie schwer es ihr wurde, noch einmal zu singen, wie sie sich mit aller Gewalt zusammenreißen, wie sehr sie heute die Stimme anstrengen mußte. Endlich das letzte Lied des Programms, das Riesengebirgslied:

„Blaue Berge, grüne Täler,
Mitten drin ein Häusel klein,
Herrlich ist dies Stückerl Erde,
Und ich bin ja dort daheim.
Als ich fort ins Land gezogen,
Han die Berg' mir nachgesehn,
Mit der Kindheit, mit der Jugend,
Wußt halt nicht, wie mir geschehn.
O mein liebes Riesengebirge,
Wo die Elbe so heimlich rinnt,
Wo der Rübezahl mit seinen Zwergen
Heut' noch Sagen und Märchen spinnt.
Riesengebirge, deutsches Gebirge,
Meine liebe Heimat du!“

Das hatte sie damals auf der Kleinen-Leich-Baude gesungen, als der Musikdirektor Velden ihre Stimme entdeckte. Damit hatte es angefangen.

„Ist mir gut und schlecht ergangen,
Hab' gesungen und gelacht.
Doch in manchen bangen Stunden
Hab' ganz still ich heimgedacht.
Und mich zog's nach Jahr und Stunde
Wieder heim ins Vaterhaus,
Hielt's nicht mehr vor lauter Sehnsucht
Bei den fremden Leuten aus.
O mein liebes Riesengebirge,
Wo die Elbe so heimlich rinnt,
Wo der Rübezahl mit seinen Zwergen
Heut' noch Sagen und Märchen spinnt.
Riesengebirge, deutsches Gebirge,
Meine liebe Heimat du!“

Als Bärbel nach Beendigung des Liedes ermattet in einen Sessel des Künstlerzimmers gesunken war, ahnte sie es nicht, daß sie mit diesem Heimatliede, das der Anfang ihrer ruhmvollen Künstlerlaufbahn gewesen, dieselbe beschloßen hatte. Keiner von der Klatzenden und nach Barbara Kleinert rufenden Menge ahnte es, daß die gefeierte Sängerin soeben zum letzten Male vor der Öffentlichkeit gesungen habe.

Am nächsten Tage lag Bärbel mit hohem Fieber an Lungenentzündung mit schwerem Bronchialkatarrh. Sie war sehr krank. Operngestalten kamen und gingen in den Fieberträumen, quälten und ängstigten die Kranke. Uda mit dem fliegenden Holländer — hu, wie schwarz und grausig. Lannhäuser führte Madame Butterfly galant am Arm, und da waren ja auch all die muntern Lehrbuben aus den Meistersingern. Fidelio schaufelte dem Liebsten das Grab, lodrende Flammen des Scheiterhaufens schlugen um die Zigeunerin Azuzena zum Himmel empor, und Susanne probierte mit ihrem Sigaro den neuen Hut vor dem Spiegel. Aus allen Opern schrillten ihr Arien und Motive in die Ohren. Dann hörte sie wieder dazwischen Zitherklang, Vaters Zither, beruhigend und einschläfernd. Immer dieselbe Weise: „Für die Heimat — für die Heimat.“

Die Wohnung der beliebten Sängerin glich einem Frühlingsgarten. Bärbel wußte nichts davon, daß man ihr die kostbarsten Blumen ins Haus sandte. Sie vernahm in der Abgeschlossenheit ihres Krankenzimmers nichts von den telephonischen Aufträgen, noch von den persönlichen Erkundigungen nach ihrem Ergehen.

Als sie nach Wochen zum erstenmal sehr matt und bleich von der Krankenschwester auf ein Ruhesofa gebettet wurde, erfuhr sie, daß am Ostersonntag Doktor Dpiß aus Wolfshau in Berlin gewesen sei, um persönlich nach ihr zu sehen. Aber sie habe ihn nicht erkannt. Bärbel fühlte sich noch zu schwach, um weitere Fragen zu stellen. Auch wollte ihr die Stimme noch immer nicht gehorchen. Die klangvolle Stimme war leise und heiser durch den Katarrh geworden.

„Aber bis zum 15. Mai muß ich spätestens in Ordnung sein, Herr Professor“, sagte Bärbel einige Tage später zu dem Halsfacharzt. „Ich inhaliere und trinke regelmäßig Emser. In der zweiten Hälfte des Monats will ich zum Gastspiel nach Amerika.“

„Ausgeschlossen, gnädiges Fräulein. Es wird noch einige Monate dauern, bis Ihre Stimme wieder ihre ganze Klangfarbe zurück erlangt hat. Bei dem häßlichen Aprilwetter draußen wollte ich Ihnen heute den Vorschlag machen: Gehen Sie so bald wie möglich nach dem Süden, um sich vollends auszukurieren.“

Bärbel war wie vor den Kopf geschlagen. Auf die Amerikareise verzichteten, die ihren Ruhm in den andern Erdteil tragen sollte? Aber sie fühlte selbst, daß ihre Stimme gründlicher Schonung bedurfte.

„Kann ich nicht wenigstens zur Erholung heim ins Riesengebirge? Ich bin in Wolfshau zu Hause“, fragte sie niedergeschlagen.

„Davon würde ich dringend abraten. Viel zu scharfe Luft für Sie augenblicklich. Gehen Sie nach Meran oder an den Gardasee.“

So fuhr Bärbel eines Tages über den Brenner dem Süden zu.

Fern im Süden.

Unter einer Pergola von blühenden Drangen- und Zitronenbäumen saß eine Dame. Sie schaute still auf den Gardasee hinaus mit Augen, die blauer waren als der tiefblaue See. Aber sie blickten nicht freudig, diese Augen. Jemandem verschleiertes Leid lag darüber.

Fischerboote segelten auf der samtblauen Wasserfläche dahin, Vergnügungsnachen schaukelten dazwischen. Langsam und majestätisch glitt der große Dampfer von Desenzano heran, weißen Wellengischt aufwirbelnd. Jetzt legte er in Gardone an. Der fuhr nordwärts — wer doch mit könnte!

Ein tiefer Seufzer folgte dem vorüberauschenden Schiff. Nun wurde es bald ein Jahr, daß sie im Süden lebte, herausgerissen aus Kunst und Schaffen. Als Bärbel im April vorigen Jahres nach Meran fuhr, da hatte sie geglaubt, in wenigen Wochen ihre alte Frische und vor allem ihre volle Stimmkraft wieder zurückzuerlangen. Sie hatte sich getäuscht. Von Monat zu Monat hatte man sie getröstet. Längst hatten die großen Meraner Hotels ihre Jalousien herabgelassen und geschlossen. Nur einige Lungenleidende, die schwarze Klappe wegen Staubgefahr vor dem Munde, waren die Gilstpromenade noch auf und ab gewandert. Hin und wieder Tiroler Sommerfrischler, die aus dem nahen Bozen herübergekommen. Siedehitze kochte im Vinschgau. Bärbel, an die Kühle ihrer Heimatsberge gewöhnt, wurde elender als sie gewesen. Da hatte der Meraner Arzt endlich ihren Bitten nachgegeben und sie ins Salzkammergut zur Kur nach Reichenhall geschickt. Dort war sie den ganzen Sommer geblieben. In den Gradiertwerken hatte sie die feuchtsalzige Luft eingeatmet, Brunnen getrunken und inhaliert. Die Heiserkeit ihrer Stimme war besser geworden. Aber wenn sie längere Zeit sprach, ermüdete die Stimme. An Singen war gar nicht zu denken.

Bruder Karl, der recht gut in seinem Fach vorwärtskam, hatte die Schwester auf einer Fußtour durch Tirol besucht. Sie waren

zusammen nach dem Königssee und nach Berchtesgaden gefahren. Aber rechte Freude war trotz der herrlichen Natur nicht in Bärbel aufgekommen. „Die Berge sind so gewaltig und fremd, nicht so lieb und vertraut wie daheim“, hatte sie dem Bruder, der voller Begeisterung die großartige Natur genoß, gellagt.

Zum Herbst hatte sie gehofft, wieder nach Berlin zurückkehren und ihre Tätigkeit im Opernhaus aufs neue aufnehmen zu können. Aber eine vorsichtige Stimmprobe zeigte ihr, daß die Stimme noch nicht wieder trug. Sie klang trotz behutsamster Behandlung dünn und brüchig. Bärbel ward durch diese Erkenntnis ins Innerste getroffen. Aus — alles aus! Zu Ende mit ihrer Künstlerlaufbahn. In tiefster Depression war Bärbel bei der Berliner Staatsoper um Entlassung eingekommen. Sie wurde ihr nicht bewilligt, sondern nur ein mehrmonatiger Urlaub. Sobald die Stimme wieder leistungsfähig war, konnte sie wieder eintreten. Eine erste Kraft, eine Barbara Kleinert, entließ man nicht so schnell.

Der sie in Reichenhall behandelnde Arzt hatte zu einem Winteraufenthalt in Gardone geraten. Nun weilte sie schon im fünften Monat auf diesem paradiesisch schönen Fleckchen Erde und — fühlte sich so unglücklich wie nie in ihrem Leben. Es wollte nicht vorwärtsgehen mit ihrer Gesundheit. Die weiche, warme Luft machte sie unfrisch. Die Heiserkeit war fast geschwunden. Doch sobald sie versuchte, irgendeine Arie auch nur mit halber Stimme zu singen, klang es matt. Und was das Schlimmste war, es strengte sie an. Das drückte sie seelisch so nieder, daß sie sich auch körperlich nicht erholt.

Die Menschen im Hotel kamen und gingen. Man sprach ein paar höfliche Worte miteinander und trennte sich wieder. Manche kannten die berühmte Sängerin aus ihrer Glanzzeit. Das war noch schlimmer. Die belästigten sie mit ihrer Neugier und ihren Aufmerksamkeit. Da hatte sie nicht mal die Stille und Einsamkeit für sich.

Zu Weihnachten hatte sie sich Friedel kommen lassen. Die Schwester war mit ihren Studien fertig und hatte vorläufig Ver-

tretungen als Gewerbeschullehrerin übernommen. Friedel war ein munteres, lebensfreudiges junges Ding, das gern scherzte, lachte und tanzte, aber auch seine Pflicht dabei tat. Nach vier Wochen hatte Bärbel sie wieder nach Breslau zurückgeschickt. Die unbemerkte Heiserkeit der Schwester konnte sie jetzt nicht vertragen. Friedel war wie der ewig blaue Himmel hier — ach, einmal wieder sich von Wind und Sturm der Heimatsberge durchwehen lassen.

Bärbel blickte um sich. Da gab's Zitronen- und Apfelsinenbäume in berauschendem Blütenduft. Aber so zart und schön wie ihr Apfelbaum daheim im Rosenhäusel waren sie doch nicht. Kein deutscher Wald, keine Bergföhren rauschten — nur Weingärten, Palmen, Mandel- und Granatblüten ringsum. Die Berge, die den blauen See einrahmten, standen starr und fremd. Eine unsagbare Sehnsucht nach der nordischen Heimat erfaßte Bärbel inmitten der südländischen Schönheit. Leise klang es von ihren Lippen:

„Wo der Koppe Zinnen ragen
In die Lüfte stolz und kühn,
Wo sich flücht'ge Wolken jagen
Eilend an den Felsen hin,
Wo Habmichlieb und Enzian blühn,
Dahin, dahin möcht' ich ziehn.“

Sie griff in die Tasche und zog einen Heimatsbrief heraus. Er trug kein neues Datum. Der Brief schien oft gelesen zu sein. Von Hermann Dpiß war er. Der Freund sprach ihr Mut zu. Solche Halsleiden seien oft hartnäckig. Sie müßten mit Geduld auskurieren werden. Bald würde sie wieder ihre Kunst ausüben können. Ob sie nicht zum Sommer heimkommen möchte ins Rosenhäusel. Vielleicht würde ihr die Wolfshauer Sonne gut tun. Liegekur und Diathermie könnte sie auch bei ihm haben. Mit der Frische des Körpers würde auch die Stimme wieder erstarken. Die Mutter und die Koppe ließen grüßen.

„Ja, ich will heim“, sagte Bärbel, den Brief zusammenfaltend, zu sich selbst. Aber jetzt war es noch zu früh. Im Riesengebirge

lief man wohl noch Schneeschuh, während der Frühling hier längst schon aus allen Büschen lugte.

Einen Versuch mußte sie vorher noch machen. Den letzten. Sie wollte noch nach Basel zu Professor Köhl, einem weltberühmten Halsarzt, fahren. Von dessen Ausspruch sollte ihr Wohl und Wehe abhängen — ob sie ferner ihrer Kunst gehören durfte oder nicht.

Sie packte ihre Koffer und fuhr über die italienischen Seen durch den Gotthardtunnel in die Schweiz. Herzklopfend saß sie eines Tages im Wartezimmer des Baseler Professors. Wie würde sein Urteil ausfallen?

Eine bange Stunde verging. Der Professor spiegelte den Hals, machte Stimmversuche mit ihr.

„Der Befund ist günstig“, ließ er sich dann vernehmen. „Die leichte Heiserkeit, die noch vorhanden ist, wird allmählich schwinden. Natürlich weiter Schonung der Stimme.“

„Werde ich wieder öffentlich auftreten können, Herr Professor?“

„In absehbarer Zeit nicht. Die Stimme wird sich stärken, aber kaum wieder volle Klangfülle erlangen. Der Ruhm einer Barbara Kleinert sollte nicht durch unvollkommene Leistungen eingeschränkt werden.“

Das war ein ehrliches Urteil, wenn es auch für ihre Kunst das Todesurteil bedeutete. Zum zweitenmal kam Bärbel um ihre Entlassung von der Berliner Oper ein. Diesmal wurde sie ihr bewilligt.

Den Mai und Juni verbrachte sie am Vierwaldstätter See; aber weder in Brunnen noch in Bürgenstock fand sie ihr seelisches Gleichgewicht wieder. Freudlos und niedergedrückt blieb sie selbst in der heiteren Landschaft der Schweiz. All die Leute da in den Hotels und auf den Dampfern hatten ihre Arbeit, ihren Wirkungskreis. Nur sie war ausgestoßen, lag hier im Liegestuhl faul auf der sonnigen Seeterrasse, um ihre Gesundheit wiederzuerlangen, die ja doch nicht wiedkehrte. Sie brauchte nicht mehr zu arbeiten. Die Zinsen des Vermögens, das sie sich ersungen hatte — zum größten Teil steckte es in dem Wolfshauer Erholungsheim —, würden bei bescheidenen An-

sprüchen für sie ausreichen. Vielleicht konnte sie später durch Gesangsunterricht noch etwas dazuerdienen. Aber vorläufig mochte sie noch nichts von Musik hören. Wenn in der Hotelpension, in der sie Wohnung genommen hatte, musiziert wurde, zog sie sich auf ihr Zimmer zurück. Der Rundfunk brachte eines Abends eine Oper aus Berlin. Aida war's, ihre Glanzrolle. Da hatte sie plötzlich einen Weinkrampf bekommen wie ein hysterisches Frauenzimmer, sie, die Bärbel aus dem Riesengebirge, die niemals Nerven gekannt hatte. Wie oft hatte sie selbst durch das Mikrophon in alle Länder hinausgesungen, hatte durch Radio und Grammophon Tausenden Freude und Erhebung gebracht. Aus — vorbei!

Der flaschengrüne Vierwaldstätter See schaukelte leis gegen den Seesteg. Wie in einer Wiege lag man hier. Der Rigi und der Pilatus hatten noch eine Schneehaube getragen, als sie angekommen war. Mit welcher Begeisterung hatte sie als zwölf-dreizehnjähriges Mädel den Wilhelm Tell, den Hermämel ihr geliebt, gelesen. Wie durch einen Zaubermentel fühlte sie sich damals an den Vierwaldstätter See getragen, mitten unter die getreuen Eidgenossen. Und saß doch dabei im dämmerigen Ziegenstall mit glühenden Wangen, daß die Mutter sie nur nicht bei der Zeitvergeudung ertappe. Jetzt weilte sie schon zwei Monate hier in der schönen Umgebung und wurde dessen nicht froh. Sie wollte heim.

In Zürich bestieg Bärbel ein Flugzeug nach Berlin. Sie war als Künstlerin oft von einer Stadt in die andere geflogen, wenn es galt, irgendwo am Abend zu singen. Von Berlin, wo sie in einem Hotel übernachtete — ihre Wohnung hatte sie vermietet —, gleich weiter am nächsten Morgen. Der Boden brannte ihr unter den Füßen. Heim — nur heim!

Wo Habmichlieb und Enzian blühen.

An einem warmen Julinachmittag langte sie auf dem Krummhübler Bahnhof an. Der Zug war vollbesetzt. Es war Ferienzeit. Bärbel mischte sich unter die dem Ausgang zufließenden Fremden. Keiner kannte die hochgewachsene, blasser Dame. Nicht einmal der alte Gepäckträger, der früher gemeinsam mit dem Vater seinen Hörnerschlitten zu den Bauden hinaufgezogen hatte.

„Hotel Wang, Goldener Frieden, Leichmannsbaude, Preussischer Hof, Rübezahn“ — — — alles noch wie früher. Viele Hotels hatte Bärbel auf ihren Reisen an den Bahnhöfen ausrufen hören, immer dieselben gleichgültigen Namen. Aber jetzt stand sie und lauschte dem Durcheinander der Hausdienerstimmen, als wäre es eine Offenbarung. Sie starrte auf den kleinen, bescheidenen Bahnhof — gewaltige moderne Bahnhofshallen hatte sie inzwischen da draußen in der Welt kennengelernt, aber keiner war so lieb und anheimelnd wie der Eingang zur Heimat.

Hausmeister umdrängten die vornehm ausschauende Fremde, ihre Pensionen anpreisend in der Annahme, daß sie Unterkunft suche. Kutscher knallten aufmunternd mit den Peitschen — hier hatte man doch tatsächlich trotz des gelben Postautos noch gemütliche Zweispänner. „Nu wenn's a Wagen brauchen?“ riefen die Kutscher von den Böcken herab. Barfüßige Kinder wollten ihr die Reisetasche abnehmen — gerade so hatte sie mit Bruder Karl ihre Schubkarre einst zum Bahnhof gezogen, den Gästen ihr Gepäck zu befördern. Damals war sie noch ein glückliches, frohes Kind gewesen, trotz der Armut. Bärbel verteilte einige Geldstücke unter die wartenden Buben und Mädchen, ließ ihr Gepäck am Bahnhof zurück und schlug am Feuerwehrurm vorüber den Weg zu den Wolfshauer Wiesen ein. Ein tiefer Atemzug hob ihre Brust. Es duftete nach frischgemähtem Heu und Sommerblumen; sanfter würziger Wind wehte vom Gebirge her — Heimatluft.

Die Schweizer Schneeberge, die eisgepanzerten Gletscher und leuchtenden Firnen hatten in ihrer gewaltigen Majestät bedrückend

auf Bärbel gewirkt. Jetzt ließ sie im Vorwärtsschreiten die Blicke über die sanftgeschwungenen Linien ihrer Heimatberge schweifen. Da grüßte die Koppe sie mit ihren kleinen Häusern, da war das Schleierhaus, die Heinrichsbaude, alles liebe, vertraute alte Bekannte. Solche duftartigen Farben hatte kein anderes Gebirge, diese durchsichtige Bläue, und Wald, Tannen-, Föhren- und Lärchenwald bis fast zum Kamm hinauf.

„Mein liebes Riesengebirge!“ flüsterte Bärbel mit tränenfeuchtem Blick. Hier würde sie seelisch gefunden, wenn irgendwo auf der Welt, nur hier in der Heimat.

Da waren all die kleinen Wolfshauer Häuslein aus ihrer Kinderzeit, wie Spielzeug hingestreut mit den bunten Bauerngärten. Dazwischen manch nettes Landhaus, neu in den letzten Jahren entstanden. Wolfshau war als Sommerfrische mehr und mehr in Aufnahme gekommen. Auf den Wiesen war man bei der Heumahd. Die Männer mähten das Gras, die Frauen wandten es mit dem Rechen. Dengeln der Sensen, Geigen der Heupferdchen am Wiesenrain und darüber in blauer Luft fröhliches Gezitscher von kreisenden blauen Schwalben: Der erste Heimatsgruß. Möge er Glück bringen!

Vor Schuster Hensels Häuschen blühte die Linde. Süßer Blütenduft mischte sich mit dem Heugeruch.

Ein stattlicher Neubau, gelblich getöntes Hauptgebäude mit zwei Seitenflügeln, schon von weitem das Erholungsheim vertratend, wurde auf einer Bergwiese sichtbar. Zu seinen Füßen leuchtete es feuerrot — das Rosenhäusel. Die Rankrosen standen in voller Blütenpracht.

Bärbel beschleunigte den Schritt. Zum erstenmal seit ihrer Krankheit fühlte sie ihr Herz wieder lebhafter pochen, das Blut in den Adern schneller pulsieren. Wie mochte sie die Mutter antreffen? Sie hatte ihr Kommen nicht gemeldet.

„Erholungsheim Dr. Hermann Dpig“ — Sonnenlicht vergoldete die Buchstaben am Eingang. Bärbel hatte beim Lesen das befriedigende Gefühl: Hier hast du auch ein wenig mit aufbauen helfen.

Sie wandte sich dem Rosenhäusel zu. Rosen über Rosen im Garten in allen Farben, von allen Sorten. Tadellos gehaltener Rasen, sauber bekiesete Wege. Das Häusel selbst hatte sich durch den ausgebauten Oberstock, durch Balkon und Loggia nach Süden in ein allerliebstes Landhäuschen verwandelt. In allen Fenstern, auf dem Balkon und der Loggia grüne Kästen mit lustigbunten Blumen. Mit liebevoller Hand war alles gepflegt. Die Mutter hatte schon zu schaffen, wenn sie das eigenhändig alles in Ordnung halten wollte. Wo steckte sie nur, die gute Mutter?

Ein goldbrauner Dackel kam Bärbel kläffend entgegen, als sie die Gartentür zu ihrem Besitztum öffnete. Mit feindseligem Bellen umkreiste er sie.

„Aber Pußerle, kennst du mich denn nicht mehr?“ Nein, der Dackel kannte sie nicht wieder. Sie war ja immer nur auf kurze Zeit daheim gewesen. Und es ging ins dritte Jahr, daß sie nicht mehr ins Rosenhäusel eingekehrt.

Krummbeinig watschelte der Dackel neben dem Eindringling her, immer noch mißtrauisch bellend. Sie war fremd in der Heimat geworden. Ja, wenn Mohrle noch gelebt hätte!

Hinter dem Hause waren Gemüsebeete angelegt. Beerensträucher und junge Obstbäume waren inzwischen gesetzt worden. Die Erdbeeren schienen gut zu tragen, hatten ja auch die schönste Sonne hier. Im Grasgarten pickten Hühner herum, Ziegen weideten etwas tiefer. Das alles sah Bärbel und sah es doch nicht. Denn ihr Blick hing eigentlich nur an dem in der Sonne stehenden Apfelbaum drunten auf der Wiese. Da saß die Mutter am runden Holztisch, die Schürze voller Bohnen, die sie abfädete.

Das Gebell des Hundes hatte sie aufmerksam gemacht. Sicher kam ein Fremder. Die Nachmittagsonne blendete, aber — — — die Bohnen flogen plötzlich ins Gras, und die Mutter eilte der Ankommenden, so schnell es bergauf gehen wollte, entgegen.

„Nu Bärbel — nu Mädal, nu kommste och mal wieder heime?“ Harte Hände strichen liebevoll über Bärbels Wangen. „Nu Mädal, a bissel elend schauste halt immer noch aus. Aber die gutte Luft

hier und die fette Ziegenmilch, daheime im Rosenhäusel wirfte dich balde erholen. Nu so rade doch auch amal, Bärbele, haste denn halt das Sprechen verlernt da draußen in der Fremde — ja was haste denn, Mädal — nu Bärbele, was tuste denn asu weinen?“ Die um einen Kopf kleinere Frau umfing die Tochter in mütterlicher Zärtlichkeit und klopfte ihr beruhigend den Rücken. Der Dackel stand von weitem und schaute, den Kopf schief auf die Seite gelegt, zu den beiden hinüber. Er konnte sich kein rechtes Bild aus der Sache machen.

Bärbel nahm sich zusammen. „Es ist nur — ich bin immer noch etwas angegriffen und nervös von der Krankheit, Mutter, und — von allem andern.“ Sie trocknete die Augen. Die Mutter hätte sie wohl kaum verstanden, daß die Ursache zu den Tränen die so lange nicht gehörte Anrede „Mädal“ war.

„Nu jo jo, ihr vornahmen Leite, ihr mißt ja alle nervees sein. Grierher haste keene Nerven nä gekannt, Mädal. Nu, unser Herr Doktor, der Dpiß-Hermännel, der wird sie dir schon kurieren. Der is dir och gar zu tichtig. Der hat dir zu tun, daß er och gar keenen balde mehr uffnahmen kann. Was wird er och sagen, unser Herr Doktor, daß und du bist nu endlich heimegemacht, Mädal! Allerweil tut er sprechen: Wenn und de Bärbel mecht nur erscht amal heimekommen, wir zwee, Mutter Kleinert, wir wollen se halt schon wieder auskurieren, das Mädal, gelt ja? Nu setz dich och, Bärbele, nä uff die harte Holzbänk, hier im Korbstuhl da tuste halt weicher sitzen. Ich mach dir nur ganz schnelle a bissel Kaffee, a gutten Bohnenkaffee, oder mechste och lieber Milch, Bärbele?“

„Ja, Ziegenmilch, Mutter. Ziegenmilch wie früher.“ Geschäftig eilte Mutter Kleinert davon.

Still, ganz still saß Bärbel unter dem von Sonnenstrahlen durchzitterten Apfelbaum. Pußerle hatte sich zu ihren Füßen ins Gras gestreckt. Damit erkannte er ihre Familienzugehörigkeit an. Ach, hier war's gut sein — dieser Heimatfrieden, der sie umfing... das sich Umsorgtfühlen von der Mutter, die früher nie Zeit für mütterliche Zärtlichkeiten gehabt. Das konnte

sie in der schönsten Gegend der Schweiz, in keinem der eleganten Hotels haben.

Bald stand ein Becher Ziegenmilch, ein paar Schnitten derbes Landbrot mit frischer Butter auf dem Tisch unter dem Apfelbaum. Die Mutter und Pückerle schauten andächtig zu, ob es Bärbel auch mundete.

„Iß ooch, Mädél, tu ooch essen, das is dir halt das beste fier de Nerven.“

„So gut ist das Brot nirgends in der Welt als bei uns daheim, Mutter.“

„Du isst halt wie a kleenes Kindel, nà wie a ausgewachsener Mensch. Bist wohl rechtschaffen miede von der langen Reise?“

„Es geht“, meinte Bärbel. „Von Zürich nach Berlin bin ich geflogen.“

„Was biste? Nu Mädél, das heisst halt Gott versuchen. Wenn und der liebe Herrgott hätt' gewullt, daß die Menschen fliegen, da hätt' er ihna halt Fliegel gegäben wie a Beegeln. Nu Bärbele, ich bin nur froh, daß de und de tust hier heil und gesund bei mir sitzen.“ Mutter Kleinert betrachtete die Tochter, als sei sie einer großen Gefahr entronnen.

„Wo ist denn Grißel?“ erkundigte sich Bärbel.

„Er hat halt Geigenstunde heite. Da bleibt er lieber Tisch in Hirschberg drunten. Der Junge is dir ja ganz wild nach Musike, halt beinahe so arg wie eier Batel und wie du.“

„Mit meiner Musik ist's zu Ende, Mutter.“

Mutter Kleinert war den Musikstudien der Tochter nie recht hold gewesen. Erst als Bärbel das Rosenhäusel dadurch erworben hatte, fühlte sie sich damit ausgesöhnt. Aber es klang solch ein weher Ton durch die Worte, daß die Mutter unwillkürlich nach Bärbels Hand griff. „Nu Bärbel, die Hauptsache is doch halt, daß und de bist wieder gesund. Und wenn de ooch deine Stellung in Berlin verlieren tust, mer haben doch jeße genug zu läben. Da brauchste dir halt keene Sorgen nà mähr zu machen. A paar Stuben kennen mer ooch noch vermieten. Der Herr Doktor tut ja jeße im neuen Hause drieben wohnen. Und Arbeit findeste daheeme

ooch. Miesig zu gähen brauchste nà, Bärbel. Ich kann su nà mähr rechte fort.“

„Gewiß, Mutter, ich helfe dir wieder.“ Trotzdem die Mutter in ihrer einfachen Art der Tochter Leid nicht begriff, empfand Bärbel den mütterlichen Zuspruch wohlthuend. „Ich möchte wohl mal hinübergehen ins Erholungsheim und mich beim Hermann Dpiß melden. Bin ja noch halbe Patientin.“

„Nu, so gäh ooch, Mädél, nu, was wird der sich ooch freien, daß de wieder daheime bist. Ich richt' dir halt derweile deine Stuben.“ —

Hermann Dpiß hatte die dem Rosenhäusel benachbarte große Berghalde als Terrain für sein Erholungsheim erworben. Sie stieg bis zum Walde hinauf und mündete unten in das Birkenwäldchen am Bach. Nach Süden mit dem Blick auf das Gebirge waren offene Liegehallen gebaut. Geschmackvolle gärtnerische Anlagen zogen sich von der Straße bis zum Hause hinauf.

Bärbel stieg die Stufen zum Hauptgebäude empor und klopfte an die Tür des Anmeldezimmers. Eine Schwester öffnete.

„Ist Herr Doktor Dpiß zu sprechen?“

„Ich werde gleich mal nachschauen. Wen darf ich melden?“

„Eine Jugendbekannte.“

Nach kurzer Zeit kehrte die Schwester zurück. Herr Doktor ließe bitten. Sie öffnete eine Tür im Parterregechoß. „Wartezimmer“, stand daran. Bärbel sah sich in dem hellen, mit Korbmöbeln und Blattpflanzen eingerichteten Zimmer um. Sie hatte in letzter Zeit in so manchem ärztlichen Wartezimmer sitzen müssen. Was wollte bloß das dumme Herzklopfen? Sie hatte ja in Basel schon von dem Professor ihr Urteil vernommen.

Die Tür zum Ordinationszimmer öffnete sich. Im weißen Kittel trat der Doktor an die Schwelle. „Darf ich bi — — Bärbel, du? Du läßt dich so feierlich bei mir anmelden? Willkommen, von Herzen willkommen in der Heimat!“ Beide Hände Bärbels ergriff Hermann voller Freude.

„Ich komme als Patientin zu dir, Hermann.“

„Sprechstunde ist später. Erst muß ich Wiedersehen mit der

Jugendfreundin feiern. Wie schön, Bärbel, daß du endlich mal wieder heimkommst."

"Flügeladler kehre ich ins Nest zurück", meinte Bärbel leise.

"Daheim wird alles wieder gut, Bärbel." Ein prüfender Blick des Arztes überflog das bleiche Gesicht, die matten Augen der Vorihmstehenden — das war nicht mehr die strahlende Bärbel von früher. Da galt es seelisches Leid zu heilen.

"Gut — es kann nicht wieder gut werden, Hermann. Ich war bei Professor Röhl in Basel. Er hat mir das Todesurteil gesprochen."

"Was hat er — — —?" fragte Hermann erschreckt.

"Meiner Kunst vielmehr — es ist aus damit. Die Stimme wird niemals wieder ihre frühere Kraft und Tragweite zurückerlangen." Sie sprach ganz ruhig. Aber Hermann hörte die tiefe Erregung aus den Worten.

"Bärbel, wenn du körperlich und seelisch frischer bist, erstarkt auch deine Stimme wieder. Du mußt Vertrauen haben, vor allem zu dir selbst — — —"

"Das habe ich verloren. Was nütze ich noch in der Welt?"

"Es gibt doch noch andere Wirkungskreise als die Bühne. Du bist jung und tatkräftig. Du mußt wieder arbeitsfreudig werden."

"Ich will es versuchen, aber es ist schwer, sehr schwer für mich."

"Ich helfe dir, Bärbel, dann wird dir's schon leichter werden. Komm, jetzt zeige ich dir unser Heim, du hast es damals nur im Rohbau gesehen."

"Und die ärztliche Untersuchung?"

"Hat bis morgen. Erst sollst du mal nach der Reise eine Nacht im Rosenhäufel schlafen. Sollst sehen, Bärbel, eine gute Nachtruhe daheim, die tut Wunder." Es ging etwas ungemein Beruhigendes und gleichzeitig Erfrischendes von dem Freunde aus. Bärbel hatte das Gefühl: Hier bist du in guter Hut.

"Dies hier ist das Ordinationszimmer, wo ich meine Sprechstunden abhalte. Die Fenster gehen nach dem Rosenhäufel hinaus.

Wie malerisch es in seinem feuerroten Rosenschmuck da unten liegt. Bärbel, es muß doch ein beglückendes Gefühl für dich sein, wenn du auf deinen Besitz hinabschaut und dir sagst: Das habe ich mir durch eigene Kraft geschaffen. Und mein Lebenswerk hast du auch mit aufbauen helfen — — —"

"Ach, Hermann, rede doch nicht davon. Das ist alles mal gewesen — jetzt kann ich mir selber nicht mehr helfen."

"Wie gefällt dir die Einrichtung hier, Bärbel?" lenkte Doktor Dpiß zu einem andern Gesprächsthema über. "In den Lederklubmöbeln sitzt es sich bequem. Die Bibliothek umfaßt nur medizinische Bücher. Im Gesellschaftszimmer steht die eigentliche Literatur, falls du dir wie früher wieder Bücher von mir leihen willst. Eine halbe Stunde habe ich noch Zeit bis zur Abendvisite. Die gehört dir. Komm weiter ins Untersuchungszimmer. Daran schließt sich das Röntgenlaboratorium." Von Raum zu Raum führte Hermann die Freundin. Mit stolzer Befriedigung zeigte er ihr das ganze Heim mit seinen praktischen und geschmackvollen Einrichtungen. So neu, so sauber und so anheimelnd alles. Mit fast jugendhafter Freude machte Hermann Bärbel auf besonders zweckentsprechende Dinge aufmerksam. Die Zimmer waren alle besetzt. Sogar einen Assistenten brauchte er schon.

Nette, freundliche Schwestern gingen vorüber. In den Liegehallen und draußen im Garten überall Patienten, die den beliebten Arzt freudig begrüßten.

"Dieser Seitenflügel ist für unbemittelte Patienten vorgesehen. Ich will einem jeden, ob reich, ob arm, beistehen."

"Ich habe mir den Betrieb nicht so groß vorgestellt. Eine Musterwirtschaft scheint es zu sein, alles aufs beste geordnet", äußerte sich Bärbel anerkennend. "Du mußt eine tüchtige Wirtin haben."

"Ja, Frau Schäfer hat sich gut eingearbeitet. Aber sie ist nur Wirtin. Zum Herbst muß ich mich nach einer Gesellschaftsdame umsehen, welche in netter Weise sich der Patienten annimmt, an die sie sich mit allem, was sie auf dem Herzen haben, wenden können.

Die für gute Laune bei den Mahlzeiten sorgt, die Unterhaltung leitet, musiziert und auch mal ein Spiel oder einen Ausflug vorschlägt. Kurz, welche die Seele des Ganzen ist. Ich habe bisher noch nicht das Richtige finden können. Sympathisch soll sie sein, gesellschaftliche Talente haben und möglichst auch noch die Bücher führen.“

„Ein bißchen viel verlangt“, meinte Bärbel lächelnd.

Hermann sah sie von der Seite an. So, mit dem wenn auch etwas müden Lächeln, das war doch wenigstens schon wieder ein Anflug von der früheren Bärbel.

Sie wanderten miteinander durch den Garten. Allenthalben lauschige Ruheplätzchen, Aussichtsbänke, bequeme Liegestühle. Drunten beim Birkenwäldchen führte ein Holzbrücklein über den Bach. Dort stieß Hermanns Besitztum an den zum Rosenhäusel gehörigen Grund und Boden.

„Also auf gute Nachbarschaft, Bärbel, wie früher!“ sagte Hermann, am rauschenden Bach sich verabschiedend.

„Wie früher“, wiederholte Bärbel, und es war ihr eine Sekunde lang, als wäre sie noch das junge, muntere Ding und Hermann der Gymnasiast mit der bunten Mütze.

Frißel kam der Schwester freudig aufgeregt entgegen. Er war tüchtig in die Höhe geschossen, ein netter, frischer Junge mit offenen Zügen.

„Jetzt bleibst du für immer im Rosenhäusel, gelt? Da kannst du mich zur Geige begleiten. Mein Hirschberger Musiklehrer ist sehr zufrieden mit mir.“

„Und im Gymnasium, wie schaut's da aus, Frißel?“

„'s geht halt auch. Seit Ostern bin ich in der Sekunda. Ich will halt Doktor werden wie der Hermann Opiß. Gelt, ich darf, Bärbel? Der Hermann hat mir schon versprochen, daß er mich mal zu seinem Assistenten macht.“

Bärbel lachte. Wirklich und wahrhaftig sie lachte und hatte doch seit der Krankheit kaum noch gelächelt. „Erst das Abiturium, Frißel, dann sprechen wir weiter.“

Unter dem Apfelbaum hatte die Mutter das Abendessen ge-

richtet. Wieviel besser mundeten Bärbel die frischen Eier und die Erdbeermilch mit den kernigen Schwarzbrotsschnitten als die vielen Gänge in den Schweizer Hotels. Heu und Rosen dufteten bestäubend. Vögel flatterten zum Nest. Grillen zirpten leise im Gras.

„Hier ist Gottesfrieden“, sagte Bärbel mit tiefem Atemzuge. Dann stand sie noch lange auf dem Balkon ihres Mansardensüßchens, blickte zu den erleuchteten Koppenhäusern hinauf, zu dem mit Milliarden Sternen funkelnden samtblauen Nachthimmel. Im Birkenwäldchen schlug eine Nachtigall. Fest und traumlos schlief Bärbel die erste Nacht daheim.

Am andern Tage fand die ärztliche Untersuchung im Erholungsheim statt.

„Dir fehlt nichts mehr“, stellte der Doktor sachlich fest. „Du siehst heute viel frischer aus als gestern.“

„Aber meine Schlappheit und die Unlust und die so schnelle Ermüdung der Stimme“, wandte Bärbel ein.

„Alles Folgen der nicht mit Energie bekämpften Nerven. Gehe viel spazieren, trinke frische Milch und arbeite.“

„Arbeiten?“ Bärbel lächelte. Aber es war kein frohes Lächeln. „Soll ich den Kühen hier Gefangstunde geben? Die paar Handreichungen, die ich der Mutter abnehme, das ist keine Arbeit. Und zum Ziegenmelken und Rübenhacken bin ich nicht mehr recht geeignet.“

„Wär' vielleicht noch gar nicht so schlecht für dich, Bärbel. Aber ich will solche anstrengende Kur nicht mit dir machen. Arbeit hätte ich hier im Sanatorium schon für dich. Kannst dich jeden Tag nach deiner Morgenpromenade bei mir einfinden. Ich brauche einen intelligenten Menschen, der die Krankenberichte schreibt und meine Patientenkartothek führt. Du würdest mir halt einen Gefallen tun, wenn du das übernehmen möchtest.“

„Gern, falls ich nicht zu dumm dazu bin. Aber wann soll ich Liegekur machen und Diathermie des Kehlkopfes?“

„Gar nicht, dir fehlt nichts mehr. Du bist gesund. Es hilft nichts, Bärbel, du mußt dich an den Gedanken gewöhnen“,

setzte der Arzt lachend hinzu. „Und nun wollen wir gleich mit der Arbeit beginnen. Ich weihe dich in die Mysterien meiner Praxis ein.“

Er wies ihr die Bücher, in denen er seine Einzeichnungen machte, die vielen Karten der Kartothek, in der eine jede eine Patientenmerktafel bedeutete. Nach kurzer Zeit hatte Bärbel begriffen, worauf es ankam.

Sie saß am weitgeöffneten Fenster bei ihrer Arbeit, ließ manchmal das Auge hinausstreifen zum dunstblauen Schmiedeberger Kamm. Auch zum Rosenhäufel irrte der Blick wohl mal ab. Dann lächelte Bärbel vor sich hin. Draußen in den Hallen, im Garten und Wäldchen machten die Patienten Liegekur. Sie war gesund, sie konnte arbeiten. Bärbel wußte nicht, wo die Zeit geblieben, als das Gong zur Mittagsmahlzeit durch das Sanatorium dröhnte. Sonst wollten doch die Tage überhaupt nicht vergehen.

Die Mutter mit ihren kleinen häuslichen Freuden und Sorgen, Frikkel mit seinen Schulerlebnissen würzten ihr das einfache Mittagsmahl. Dann schlief sie unten auf der Wiese im Heu. Am Nachmittag folgte ein tüchtiger Marsch ins Gebirge mit Frikkel und Pußerle.

Die Riesengebirgsluft mußte wirklich Wunder tun. Nach vier Wochen war Bärbel nicht mehr zum Wiedererkennen. Die blassen Wangen hatten sich gerötet, die matten Augen strahlten wieder auf. Vormittags arbeitete sie regelmäßig im Erholungsheim. Aber auch abends war sie meistens drüben und an Regentagen. Sie sah, wie jeder dort irgendein Leiden hatte und trotzdem fröhlich und guter Dinge war. Sie nahm teil an der Unterhaltung, an den gemeinsamen Ausflügen, an den Gesellschaftsspielen des Abends — und merkte es gar nicht, daß sie allmählich der Mittelpunkt des Kreises wurde. Es kam ihr kaum zum Bewußtsein, daß sie lachte und scherzte wie früher. Aber der Doktor beobachtete unauffällig, wie seine Kur anschlug, und er war sehr glücklich über den Erfolg.

Wohl hatte Bärbel es ihm zur Pflicht gemacht, daß keiner erfuhr,

daß sie die einstige Sängerin von der Berliner Oper sei. Aber der ganze Ort war stolz auf das Wolfschauer Kind, das so berühmt geworden da draußen in der Welt. Kam einer zum Schuster Hensel, seine Stiefel benageln zu lassen, so wurde ihm unweigerlich die Geschichte des Rosenhäufels mit aufgetischt. Die Barbieri in Krummhübel — denn Wolfschauer hatte es noch immer nicht so weit gebracht — bestritten damit ihre Gespräche, wenn das Wetter nicht mehr genug Stoff hergab. „Unsere Sängerin“, tuschelte es hinter Bärbel her, wenn sie freundlich grüßend an den Dorfhäusern vorüberschritt. „Für die Heimat hat sie halt ihre Stimme geopfert, um den armen Überschwemmten zu helfen.“

Da war es kein Wunder, daß man auch im Sanatorium Bescheid wußte. Besonders, da dieser oder jener der Patienten Bärbel von der Bühne her kannte.

Am einem Abend saß man bei Pfänderspielen nach dem Abendessen im Gesellschaftszimmer des Erholungsheims beisammen. Es ging angeregt und lustig zu. Bärbel hielt die auszulösenden Pfänder in der Hand. Da griff sie nach einem Täschchen, das ihr selbst gehörte. „Was soll der tun, dessen Pfand ich habe in meiner Hand?“

„Ein Lied singen“, verlangte einer.

Bärbel erschrak. „Nein, das ist unmöglich. Ich kann nicht singen. Bitte um eine andere Buße.“

Aber die ausgelassene Gesellschaft umringte sie: „Sie müssen singen, Fräulein Kleinert. Jeder muß sich dem Urteil fügen.“

„Sperr’ dich nicht, Bärbel“, meinte auch Hermann Optz. „Es wird schon gehen.“ Und da saß er bereits am Klavier und stimmte das Schubertsche Lied „Am Brunnen vor dem Tore“ an.

Etwas zaghaft klangen die ersten Töne, wie ein Vogel, der seine Schwingen erst prüft, dann aber sich aufschwingt zu den Höhen. Ja, war denn das noch eine leidende Stimme? Vielleicht nicht ganz so umfangreich, nicht so gewaltig im Klang wie früher, aber edel und glockenklar ertönte die schlichte Weise. Atemlos lauschten die Zuhörer. Keiner dachte daran zu klatschen, als

Bärbel geendet hatte. Schweigend ließ ein jeder das Lied in sich verklingen.

Hermann reichte der Freundin bewegt die Hand: „So schön hast du noch nie gesungen, Bärbel.“ Nicht der lauteste Begeisterungsbeifall der Menge hatte Bärbel je so froh gemacht wie die Worte des Freundes.

Von diesem Tage an sang sie wieder öfters. Auf den Spaziergängen, bei der Gartenarbeit, aber auch des Abends zu Hermanns Begleitung, wenn er sie darum bat. Mit der wiederkehrenden körperlichen Frische hatte sich auch die Stimme wieder erholt.

„Du hast halt eine Wunderkur an mir gemacht, Hermann“, sagte Bärbel eines Nachmittags dankbar bei einem Spaziergange in den Eulengrund.

„Das Wunder hab' nicht ich vollbracht, sondern die Heimat, Bärbel“, lehnte Hermann ab. „Du bist hier bodenständig, fest im Riesengebirge verwurzelt. Aus dem Heimatboden hast du neue Kräfte gezogen.“

„Unsere Großmutter hätte gesagt: Der Herr Rübezahl kann doch noch Wunder tun“, meinte Bärbel lächelnd.

Riesenblätter von Hufblattfüllten die schmale Schlucht. Dazwischen blinzelte mit tiefblauen Augen der erste Enzian.

„Es wird schon Herbst.“ Bärbel wies auf die blauen Herbstboken.

„Die Septembertage sind halt die schönsten hier im Gebirge, Bärbel.“

„Hermann!“ Bärbel nahm einen Anlauf zu dieser Unterredung, die ihr schon längere Zeit am Herzen lag. „Glaubst du, daß ich es wagen kann, als Konzertsängerin und Gesanglehrerin nach Berlin zurückzukehren?“

Sichtlich betroffen blieb Hermann Dpiß stehen. Also war sie doch noch nicht mit der Heimat verwachsen. Gehörte ihr Leben immer noch der Kunst?

„Bei vorsichtiger Behandlung spricht nichts dagegen. Als Konzertsängerin brauchst du ja nicht jeden Abend aufzutreten.“ Dann verstummte er.

Auch Bärbel schwieg. Ihre Augen von der Farbe des Enzians verschleierten sich. So leicht ließ er sie wieder davonziehen?

„Einen Wirkungskreis muß ich haben“, begann Bärbel nach einem Weilchen stummen Beieinanders. „Ich habe hier erst erkannt, welch ein Segen die Arbeit bedeutet.“

„Und bei uns kannst du den Wirkungskreis nicht finden? Es lockt dich wieder hinaus zu Kerzenglanz und dem Beifall der Menge? Ist dir halt doch wohl zu eng die Heimat?“ Er stieß die Eisenspitze seines Stockes klirrend gegen einen Felsstein.

„Nein, Hermann, das ist es nicht. Aber du hast davon gesprochen, daß du zum Herbst eine Gesellschaftsdame für das Erholungsheim engagieren willst.“

„Hatte auch bereits eine in Aussicht, die alle meine Wünsche erfüllen würde. Aber sie scheint ja nicht zu wollen —.“ Verstand Bärbel ihn denn nicht?

„Dann werde ich bei deinen Büchern überflüssig.“ Traurig klang's.

„Aber nicht für mich“, wollte Hermann rufen. Doch er zwang es nieder, was sich ihm vom Herzen auf die Lippen drängte. Er war seiner Sache noch nicht sicher. Würde ihr der enge Kreis auf die Dauer genügen? —

Rübezahl, der Geist des Gebirges, der so manchen genarrt, aber auch viele glücklich gemacht hat, nahm sich der beiden Riesengebirgsfinder an. Mitten in den blauen Enzian streute er es feuerrot und — — — „Habmichlieb, Bärbel!“ rief Hermann. Zu gleicher Zeit bückten sie sich, ihre Hände fanden sich über den brennend roten Blütenherzen. Und was sich beim Habmichliebplücken findet, das kann nimmermehr voneinander lassen. — — — — —

Von weit und breit kehren die Patienten in das Dpißsche Erholungsheim ein. Es ist nicht nur die Kunst des Arztes und die schöne Gebirgslage, was sie dorthin zieht. Frau Bärbel versteht es vor allem, es den Gästen, ob reich, ob arm, dort heimisch zu machen. Sie ist die Seele des Hauses.

Unter dem Apfelbaum des Rosenhäufels liegt im Sonnenschein ein strampelndes Etwas mit enzianblauen Augen. Der glückliche Vater findet, daß sein Töchterchen eine noch bessere Stimme habe als seine Frau.

Was die Heimat Bärbel einst genommen, hat sie ihr reichlich zurückgegeben.



In derselben Ausstattung und zu gleichem Preise erschienen:

- Baisch, A., Hilde Stirner.** Ein Roman für junge Mädchen
Vaubissin, E. v., Die Familie Boz. Ein Roman für junge Mädchen
Eitner, Martha, Die blonde Baronin. Erzählung für junge Mädchen
 —, **Im Mai des Lebens.** Drei Erzählungen
Eichen, M. v., Pension und Leben. Erzählung für junge Mädchen
Fredrich, Lilli, Schön Suschen. Eine lustige Geschichte
 —, **Schön Suschen und die beiden Grazien.** Eine lustige Geschichte
 —, **Schön Suschens Heirat.** Eine lustige Geschichte
 —, **Tante Margots Testament.** Eine Geschichte für junge Mädchen,
 dem Leben nach erzählt
Galden, Elisabeth, An des Lebens Pforte. Erzählung für jg. Mädchen
 —, **Evas Lehrjahre.** Erzählung für junge Mädchen
 —, **Goldschmieds Töchterlein.** Erzählung für junge Mädchen
 —, **Die Rosen von Hagenow.** Erzählung für junge Mädchen
 —, **Familie Rihewitz.** Fortsetzung von „Die Rosen von Hagenow“.
 Erzählung für junge Mädchen
 —, **Mamsell Übermut.** Erzählung für junge Mädchen
 —, **Mamsell Übermut als Braut.** Paulas Freundinnen erzählt
 —, **Mamsell Übermut als junge Frau.** Erzählung
 —, **Das Schloß am Meer.** Erzählung für junge Mädchen

Meidinger's Jugendschriften Verlag ^{G. m.} b. H., Berlin